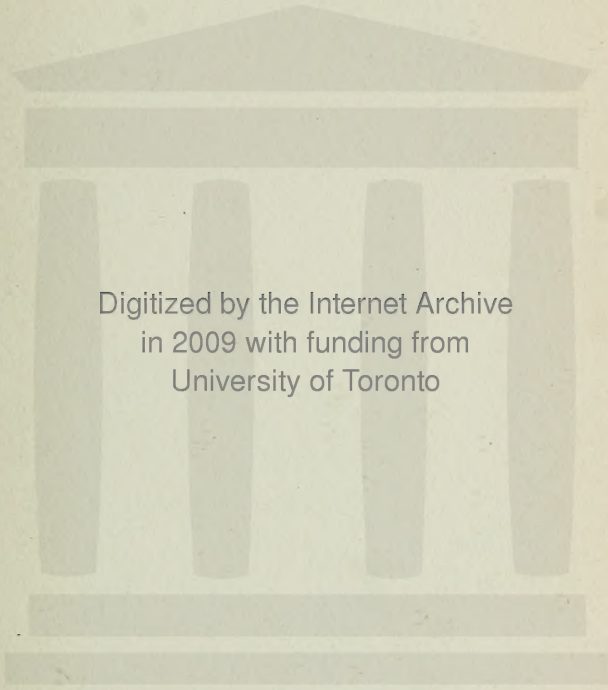
Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/denkwrdigheite02roon

KRIEGSMINISTER VON ROON
1871.

R7776d

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers

Grafen von Roon

Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen

Zweiter Band
mit einem Bildnisse

„Recht und recht in Rath und That"

Fünfte Auflage

170897
2/5/22

Berlin
Verlag von Eduard Trewendt
1905

Das Recht der Übersetzung bleibt vorbehalten

Inhalt des zweiten Bandes

Seite

Fünfter Abschnitt: Kampf um die Heeresreform 1860 bis 1865 1

Dreizehntes Kapitel: Erste Tätigkeit als Kriegsminister 1860—61 4

Die offiziellen Gesetzentwürfe zur Armeereform. — Erstes Auftreten Roon's vor den Kammern. — Resultate der Reorganisation im Jahre 1860. — Allgemeine Beurteilung von R.'s Leistungen und Haltung im Parlamente. — Leistungen als Ressortchef; Mitarbeiter. — Politische Anschauungen und Tätigkeit im allgemeinen. — Der König über das Duell Manteuffel-Twesten. — Die politische Lage im Juni 1861. — Differenzen mit den liberalen Ministerkollegen. — Verhandlungen mit Herrn von Bismarck-Schönhausen im Sommer 1861, Briefwechsel mit ihm. — Innere, einstweilen unerledigte Krisis.

Vierzehntes Kapitel: Politische Differenzen innerhalb der Staatsregierung. Ministerkrisis 1860 bis 1862 35

Immediatvorstellungen Roon's über diese Differenzen und Antworten des Königs. — Neue freimütige Immediatvor-

Seite

stellungen. — Andauernde Ministerkrisis. — Neue Denkschrift R.'s über die politische Lage, November 1861. — Briefwechsel mit Perthes darüber und mit Moritz v. Blankenburg, sowie mit Prinz Friedrich Karl. — Andauernde Ministerkrisis, weiterer Briefwechsel mit Perthes darüber und über die deutsche Frage. — Das Ende des Ministeriums der neuen Ära. — Die Aufgaben des neuen Ministeriums, Urteile über dasselbe, Briefwechsel mit Perthes. — Äußerungen Bismarck's über die Lage. — Roon's Beurteilung der neuen Ministerkollegen, und sein andauernder Wunsch auf Eintritt Bismarck's in die Regierung gerichtet.

Fünfzehntes Kapitel: Die neue Regierung vom März 1862. Ministerium Bismarck-Roon, Herbst 1862. Scharfe Konflikte 1863 83

Politischer Feldzugsplan der neuen Regierung. — Bismarck's kurze Anwesenheit in Berlin im Mai 1862. — Weitere politische Konflikte. — Fernere Verhandlungen mit Bismarck im Sommer 1862, Briefwechsel mit ihm. — Fernere Steigerung des inneren Konflikts. — Tendenziöse Feindseligkeit der Fortschrittspartei, Brief an Perthes darüber. — Eintritt Bismarck's im September 1862. — Wichtige Stellung Roon's auch in dem neu gebildeten Ministerium, Briefwechsel mit Bismarck. — Veränderungen im neugebildeten Ministerium. — Adreßdebatte. — Jubiläum des eisernen Kreuzes. — Nützliche, schon jetzt hervorgetretene Folgen der Armeereorganisotion. — Heftige Kämpfe mit der Kammeropposition. — Die Preßordonnanzen. — Perthes in seinem unparteiischen Urteil über die Regierung und die damalige politische Lage. — Besuch Roon's bei den Ravensbergern. — Vertraulicher Briefwechsel mit Bismarck. — Ablehnung der österreichischen Bundesreformvorschläge. — Beteiligung der Armee an den Wahlen untersagt. — Schlechte Neuwahlen.

Sechzehntes Kapitel: Entscheidendes Wirken vor und in dem Kriege 1864 169

Seite

Fruchtlose Verhandlungen mit der Militärkommission des Abg.-Hauses, Tendenzpolitik der Opposition. — Rüstungen gegen Dänemark. — Roon's Einfluß auch auf die Leitung der Operationen. — Politische Ziele des Krieges; Schriftwechsel darüber und über die Lage mit Perthes, Bismarck, Manteuffel. — Berichte des Prinzen Friedrich Karl und Falckenstein's. — Weitere Nachrichten vom Kriegsschauplatze. — Briefwechsel mit Wrangel. — Eine Originaldepesche Wrangel's. — Briefwechsel mit Falckenstein und Bismarck. — Heranziehung Moltke's zum Immediatvortrage. — Roon dringt auf direkten Angriff von Düppel. — Briefwechsel mit Perthes über die Lage. — Weiterer vertraulicher Briefwechsel mit Moltke und Bismarck. — Mitteilungen Wrangel's. — Der Düppelsturm und Besuch des Kriegsschauplatzes. — Über die Londoner Konferenz. — Änderungen beim Oberkommando in Schleswig. — Briefwechsel mit Perthes über den Sieg und über die Lage. — Briefwechsel mit Blanckenburg u. Bismarck. — Über die Stellung der Armee zu den diplomatischen Händeln. — Bericht Moltke's. — Verlängerte Waffenruhe; Alsen und Friedensaussichten. — Herzlicher Brief an Bismarck über die Friedensbedingungen. — Ausführlicher Briefwechsel mit Perthes über die politische Lage. — Friedensverhandlungen und schneller günstiger Friedensschluß. — Briefwechsel mit Perthes. — Reise ins Lager von Chalons, Paris, Cherbourg. — Vertraulicher Briefwechsel mit Bismarck über verschiedene politische Angelegenheiten. — Anerkennungen; Familienglück.

Siebzehntes Kapitel: Weitere politische Differenzen 1864—1865 294

Gute Beziehungen zu Rußland. — Uneinigkeit mit Österreich und dem Bundestage. — Differenzen mit dem Finanzministerium. — Briefwechsel mit Blanckenburg und Perthes. — Perthes über die Kölner Erzbischofswahl und über Bismarck. — Perthes über Bundestag und deutsche Politik. — Reibungen mit Manteuffel. — General v. Manteuffel. — General v. Manteuffel wird Gouverneur von Schles-

Seite

wig. — Heiße parlamentarische Kämpfe. — Äußerungen des Königs darüber. — Festigkeit des Königs. — Freundschaftliche Zurufe von Perthes und weiterer Briefwechsel mit diesem. — Thronrede bei Landtagsschluß. — Erholung in Erdmannsdorf, brieflicher und persönlicher Verkehr mit Perthes. — Reisen in Marineangelegenheiten; Manteuffel in Schleswig. - Reise nach Ostpreußen, dortige Beobachtungen. — Briefwechsel mit Bismarck.

Sechster Abschnitt: Siegreiche Erfolge und Abschluß der Heeresreform 1866–1867 383

Achtzehntes Kapitel: Zerfall mit Österreich, Rüstungen 385
Briefwechsel mit Perthes über die Richtung der Politik ꝛc. — Österreichs feindselige Haltung, wichtige Konseilsitzung. Erste Rüstungen Ende März. — Schwierigkeiten des Entschlusses zum Kriege. — Vertraulicher Briefwechsel darüber mit Bismarck. — Briefwechsel mit Moltke und Manteuffel. — Betrachtungen und Bedenken von Perthes über die Lage und Roon's Widerlegung. — Entscheidende Erörterungen und Verhandlungen. — Ernste Gegenströmungen. — Fortsetzung der Rüstungen: Schriftwechsel mit dem Könige mit Manteuffel, Moltke, Admiral Jachmann. — Weitere Bemerkungen von Perthes. — Ausbruch des Krieges und Briefwechsel mit Perthes darüber.

Neunzehntes Kapitel: Im Kriege 1866 445
Feldpostbriefe: Reise auf den Kriegsschauplatz über Reichenberg, Sichrow nach Gitschin. — Königgrätz, Resultate des Sieges. — Vergebliche Waffenstillstandsunterhandlungen. — In Mähren; Demoralisation der feindlichen Armee. — Briefwechsel mit Perthes über die bisherigen Erfolge. — Weitere Unterhandlungen, Vorrücken auf Wien. — Neuer Briefwechsel mit Perthes. — Ernste Friedensunterhandlungen und Abschluß der Friedenspräliminarien. — Stimmungsumschlag im Lande.

Zwanzigstes Kapitel: Des Krieges politische Erfolge und Folgen 479

Seite

Landtagseröffnung. — Indemnität. — Staatsrechtliche Betrachtungen von Perthes. — Weitere Reformen für Armee und Sanitätswesen. – Krankheit und Erholungsreisen. — Rückkehr nach Berlin, neue Arbeiten. — Andauernde Feindseligkeit der Fortschrittspartei, auch bei den Verhandlungen über die Nationalbelohnungen. — Mäßigung in der Luxemburger Frage. — Fürsorge für die Marine. — Wahlen zum konstituierenden Reichstage und Verhandlungen desselben. — Abschluß der großen Armeereorganisation. — Des Königs Dank und sonstige Anerkennungen.

Dritte Beilage: Die grundlegende Denkschrift über die Heeresreform (vom Jahre 1858) 519

Politische Vorbemerkungen. — Finanzielle Rücksichten. — Über die Landwehr: ihre Mängel in politischer Hinsicht. — Mängel der Landwehr in militärischer Hinsicht. — Erwünschte Reformen für das stehende Heer. — Kadres-Verstärkungen. — Vermehrung der Kadettenanstalten. — Verwendung inaktiver Offiziere. — Vermehrung der Unteroffiziere. — Erhöhung des Präsenzstandes an Gemeinen. — Verschmelzung von Linie und Landwehr. — Bezirkskommandos. — Schlußbemerkungen über die Ausführbarkeit. — Verjüngung des Offizierkorps ꝛc.

Fünfter Abschnitt

Kampf um die Heeresreform

1860—1865

Dreizehntes Kapitel

Die nächste Aufgabe des neuen Kriegsministers war, für die seit der Demobilmachung im Jahre 1859 eigentlich schon begonnene Heeresreorganisation die gesetzliche Basis zu schaffen und sich über die weitere praktische Durchführung derselben schlüssig zu machen. Er setzte seine ganze rastlose Arbeitskraft ein und sorgte dafür, daß bereits am 10. Februar 1860 die bezüglichen Gesetzentwürfe dem Hause der Abgeordneten vorgelegt werden konnten.

Der erste dieser Gesetzentwürfe behandelte die Verpflichtung zum Kriegsdienste und die hieraus resultierende Stärke und Zusammensetzung des Heeres. Entsprechend den schon in Roon's Denkschrift vom Juli 1858 gemachten Vorschlägen[1]) wurde darin die Verlängerung der Reservepflicht von 2 auf 4 Jahre, dagegen eine Abkürzung der Dienstpflicht in der Landwehr und der Gesamtdienstpflicht überhaupt in Aussicht genommen; die künftigen Landwehrtruppen sollten die Reservearmee bilden und zunächst nicht in erster Linie verwendet werden. Dagegen gingen diese

[1]) Der Leser findet den Wortlaut dieser Denkschrift am Schlusse dieses Bandes (Beilage III).

jetzt eingebrachten offiziellen Vorschläge der Regierung in bezug auf die Zahl der definitiv neu zu errichtenden Truppenteile und Formationen etwas weiter, als jene Denkschrift es — aus Ersparnisrücksichten — gewollt hatte. Bei näherer amtlicher Beratung im Kriegsministerium und in den vorangegangenen Kommissionen war es nämlich für richtiger erachtet worden, bei der Infanterie schon im Frieden die sämtlichen Bataillonskadres für die künftige Feldarmee zu formieren, statt dieselben, wie die Denkschrift es in Aussicht genommen hatte, dadurch zu bilden, daß erst bei eintretender Mobilmachung jedes der erheblich verstärkt gedachten Friedensbataillone geteilt und dann gleichmäßig durch eingezogene Reserven auf die Kriegsstärke gebracht würde. Die Zahl der Infanteriebataillone des Friedensheeres wurde durch den jetzt offiziellen Vorschlag der Regierung also nahezu verdoppelt, dagegen die Friedenskadrestärke der alten und neuen Bataillone, außer bei den alten Garderegimentern, um etwa 150 Köpfe gegen die frühere Etatsstärke verringert; im Zusammenhange mit dieser erheblichen Vermehrung der Bataillone stand es, daß auch die Errichtung der erforderlichen Regiments- und einiger höherer Kommandostäbe etatsmäßig bestätigt werden sollte. Die unten näher spezialisierten Reformen und Neuformationen[1]) bei den anderen Waffen, welche derselbe Gesetzentwurf beantragte, hatten einen minder erheblichen Umfang und beschränkten sich aus finanziellen Rücksichten nur auf das, was als zunächst unbedingt notwendig erkannt worden war. Andere sehr dringende militärische Anforderungen hatte der neue Kriegsminister dabei unberücksichtigt lassen müssen, weil die sparsame Finanzwirtschaft dies verlangte. Namentlich für die wichtige,

[1]) Seite 7.

aber auch besonders kostbare Artillerie hatte aus diesen Rücksichten nur unerhebliches in Vorschlag gebracht werden können.

Der zweite von Roon vorgelegte Gesetzentwurf beantragte die Bewilligung der Mittel für die Übergangsperiode und für den Unterhalt der reorganisierten und verstärkten Armee.

An jenem 10. Februar 1860 trat Roon auch zum ersten Male vor das Abgeordnetenhaus und begründete in klarer, sachlicher Rede die Vorlagen. Insbesondere wies er darauf hin, daß es kein spezifisch gouvernementales Interesse gewesen sei, welches dieses Reformprojekt ins Leben gerufen habe, sondern daß die beabsichtigte Reorganisation unerläßlich wäre, um das nationale Interesse mit Ehre und Erfolg wahrnehmen zu können.

Roon's Haltung und Auftreten in der Kammer, das ihm eigentümliche markige Wesen, die Entschlossenheit des Blickes, — jedem die Festigkeit verratend, mit dem das wichtige Werk durchgeführt werden sollte, erregten bei den nun begonnenen parlamentarischen Verhandlungen Aufsehen, zumal auch seine ganze Persönlichkeit, die stramme, hochaufgerichtete Gestalt und die tiefe, dröhnende Stimme wohl geeignet waren, den Eindruck seiner Worte noch zu erhöhen. Aber leider hatten die Führer der liberalen Partei, im Abgeordnetenhause wie im Lande selbst, kein richtiges Verständnis für die wahre Bedeutung der beabsichtigten Veränderungen im Heereswesen; ein fast 50jähriger Friede hatte die Überzeugung von der Notwendigkeit steter Schlagfertigkeit der Armee in den Hintergrund treten lassen, und politisch große Ziele traute man der bestehenden Regierung, — obwohl hervorragende Führer der liberalen Partei derselben angehörten —, ohnehin nicht zu; und gerade die erwähnte Haltung des Kriegs-

ministers, dessen soldatischen Eifer man für Schroffheit, dessen tapferes, charaktervolles Wesen man für militärische Einseitigkeit hielt, wurde von der Majorität der Kammer mit dem größten Mißtrauen betrachtet. Ein Teil der Presse sorgte fortgesetzt dafür, daß dieses Mißtrauen genährt wurde; statt einfach sachlich die Zweckmäßigkeit der Vorlagen zu prüfen, witterte man seit Bonin's Rücktritt fortwährend kommende „Reaktion". Die der liberalen Partei angehörigen Ministerkollegen Roon's verhielten sich lau und taten nur wenig, um in Fühlung mit ihren Anhängern in der Kammer zu bleiben und ihre Solidarität mit den militärischen Vorlagen nachzuweisen; als sie dann später Versuche machten, — wenigstens Herr von Patow tat es wiederholt —, den Kriegsminister zu unterstützen, hatten sie an Ansehen und Vertrauen bei der Majorität und den eigenen Parteigenossen schon zu viel verloren, um mit Erfolg wirken zu können. So kam es, daß die vom Abgeordnetenhause niedergesetzte Kommission sich ablehnend gegen die Militärvorlagen verhielt; sie stellte die finanziellen Bedenken in den Vordergrund, tadelte — vorwiegend aus politischen Gründen und aus Mißtrauen — die veränderte Organisation der Landwehr und forderte die Herabsetzung der gesetzlich bestehenden dreijährigen Dienstzeit.

Ohne daß die prinzipiellen Gegensätze erledigt wurden, einigte man sich schließlich — unter tätiger Mitwirkung des Finanzministers von Patow — dahin, daß die Mittel für die Durchführung der Reorganisation (9 Millionen Thaler) in provisorischer Form von beiden Häusern des Landtages bis zum 30. Juni 1861 bewilligt wurden „zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft, zur Erhöhung der Streitbarkeit des Heeres und zu deren Vervollständigung". Daß aus dem Provisorium im nächsten Jahre ein Definitivum werden würde,

bezweifelte die Regierung nicht, am wenigsten Herr von Patow selbst, der die Annahme jenes Provisoriums angeraten hatte und darauf rechnete, daß demnächst auch eine prinzipielle Verständigung über die hervorgetretenen Gegensätze nicht ausbleiben würde.

Roon hatte mit den staatsrechtlichen Auslegungen der Budgetfragen nichts zu schaffen. Durch die Bewilligung der Mittel war ihm die Grundlage für seine Arbeit gegeben, und er hatte nun als Kriegsminister seine Pflicht zu thun; für seinen Kriegsherrn und für ihn konnte es keine provisorischen, jeden Tag mit Auflösung bedrohten Truppenteile geben. Seiner unermüdlichen Tätigkeit und Arbeitskraft gelang es denn auch, die Reorganisation im Laufe des Jahres 1860 zum vorläufigen Abschluß zu bringen.

Folgende Neuerrichtungen, beziehungsweise Erweiterungen von Formationen waren das Resultat seiner Tätigkeit.

Bei der Infanterie: Errichtung von 9 Bataillonen als dritte Bataillone der Füsilier- (bisherigen Reserve-) Regimenter;

Errichtung von 4 Garde- und 32 Linien-Infanterieregimentern;

Errichtung einer Schulabteilung (Unteroffiziersschule);

Erweiterung der Militärschießschule;

Verstärkung der Jägerbataillone.

Bei der Kavallerie: Errichtung von 2 Garde- und 8 Linienkavallerieregimentern;

Erweiterung der Militärreitschule.

Bei der Artillerie: Formierung der Artillerieregimenter zu 3 Fußabteilungen und 1 reitenden Abteilung; Verstärkung der Kopfzahl bei den Batterien und Kompagnien.

Bei den Pionieren: Verstärkung der bisherigen Pionierabteilungen zu 3 Kompagnien auf Pionierbataillone zu 4 Kompagnien.

Bei dem Train: Errichtung einer Train-Inspektion, Verstärkung der 9 Trainstämme auf 9 Trainbataillone zu 2 Kompagnien.

Außerdem: Errichtung eines dritten Divisions- und eines dritten Kavalleriebrigadekommandos bei dem Gardekorps;

Verstärkung sämtlicher Divisionsstäbe durch Intendanturabteilungen.

Die neuen Truppenteile wurden vorläufig als „kombinierte Regimenter" formiert; am 4. Juli 1860 erhielten sie — mit allen übrigen Truppenteilen der Armee — neue Benennungen; und am 18. Januar 1861, als der Prinzregent nach dem am 2. Januar erfolgten Heimgange seines Königlichen Bruders den Thron bestiegen hatte, war es seine erste größere Regierungshandlung, daß er sämtlichen neuen Truppenteilen in feierlicher Weise, am Denkmal Friedrichs des Großen, Fahnen und Standarten verlieh.

Die Tätigkeit, welche Roon bei diesen Neuschöpfungen und für dieselben entfaltet hat, gehört der Geschichte an. Es ist daher nicht erforderlich, würde dem vorliegenden Zwecke auch nicht entsprechen, wollte man in diesen Blättern mehr als eine Skizzierung der Resultate seines amtlichen Tuns und Wirkens darbieten. Die harte, energische und unvergleichlich segensvolle Arbeit des Reorganisators Schritt für Schritt zu schildern, wird vielmehr Sache des Biographen bleiben müssen, welcher die Archive des Kriegs- und des Staatsministeriums, sowie die stenographischen Berichte der parla-

mentarischen Versammlungen von 1860—1873[1]) zu diesem Zwecke mit benutzen wird. Sie enthalten in Fülle die amtlichen Dokumente über Roon's Leistungen als Leiter der Heeresverwaltung, Organisator und Staatsmann. Sie weisen es nach, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, aber auch mit welcher rastlosen Energie, mit welch' treuem Fleiße, mit welch' glühender Vaterlandsliebe er im Büreau wie im Parlamente diesen Kampf geführt hat; und mit welch' riesigen Erfolgen! Man hat ihm nachgesagt, daß er bei diesem Kampfe „mit größerer Herbigkeit" gestritten habe, als erforderlich gewesen wäre. Dagegen muß bemerkt werden, daß die entgegenstehenden, nachträglich oft unterschätzten Schwierigkeiten in der That sehr große waren; und daß er sich von Anfang an den bittersten Anfeindungen ausgesetzt sah, gegen die er sich mit Ernst und Nachdruck wehren mußte, zumal die Last dieses Kampfes, wenigstens in den ersten Jahren, ganz allein auf seinen Schultern ruhte. Auch soll nicht geleugnet werden, daß ihm trotz seiner hohen Geistesbildung, seiner gründlichen Kenntnisse und hervorragenden Charakteranlagen manche dem Staatsmann erwünschte Eigenschaft fehlte. Er selbst hat deren Mangel, bevor Herr von Bismarck an seine Seite getreten war, oft sehr lebhaft empfunden und sich darüber ausgesprochen. Seine Orientierung in den allgemeinen Staatswissenschaften war eine nur lückenhafte; nach seiner Erziehung, seinem Lebensgange konnte dies kaum anders sein; und diesen Mangel durch eine gewisse geschmeidige Elastizität, wie man sie an Höfen lernt, auszugleichen, lag nicht in seiner Macht: denn über diese Gabe hat er nie verfügt.

[1]) Gesammelt und erläutert in meinem Werke „Kriegsminister von Roon als Redner", 1895—96 in 3 Bänden im Verlage von Eduard Trewendt in Berlin erschienen.

Seine trotzdem heldenhaften Leistungen als Staatsmann, sein unverzagter Kampfesmut, seine nie versagende Opferfreudigkeit müssen also nur um so höher geschätzt werden, wenn seine Kampfmittel in gewissem Grade beschränkt waren. Und wenn es wahr sein mag, daß bei seinem amtlichen Auftreten über seinem Wesen allemal „ein Zug düsterer Strenge lag, der ihm die Aureole jener Popularität raubte, welche die Stirnen eines Scharnhorst, Blücher und Moltke umstrahlt"; wenn er vor dem Parlamente stets wie „mit starrem Erz umpanzert" schien, und es immer verschmäht hat, durch eine gewinnende Form der Rede Zuneigung für seine Person zu erregen und dadurch das Schicksal seines Werkes zu fördern; wenn er diese „herbe" Haltung auch dann nicht aufgegeben hat, als aus dem „Konfliktsminister" der gefeierte, erfolgreiche Staatsmann geworden war —: so nimmt er andererseits einen obersten Platz ein unter denen, welche uns für alle Zukunft lehren, „die brandenburgischen zehn Gebote" hoch in Ehren zu halten —, und welche eben *darum* Brandenburg und Preußen-Deutschland groß gemacht haben. „Auf ihn", so wurde nach Abschluß seines Wirkens u. a. von ihm gesagt, „paßt das Bild von dem ehernen Turm, zu welchem die Besatzung Flügel haben muß." Der jene Worte schrieb, war freilich in den ehernen Turm gleichfalls nicht eingedrungen und hat Roon's *innerstes* Wesen nicht richtig erkannt. Dennoch zwang ihn die Gerechtigkeit, am Schlusse seiner Charakteristik noch folgende schöne, zutreffende Worte hinzuzufügen: „Der Ruhm des Führers in der Feldschlacht, das höchste Ziel des Soldaten, ist Roon versagt geblieben. Er hat dieses Opfer gebracht, um ganz der Pflicht zu leben, die sein königlicher Herr ihm auferlegt hatte. Als Verwalter eines Heeres hat er sich aber einen Namen geschaffen wie wenige in der Weltgeschichte. Das

archiprêt, welches die Feinde töricht und eitel für sich in Anspruch genommen hatten, paßte auf die von ihm geschaffene Organisation, und er, nicht Leboeuf, hätte sich rühmen dürfen, daß an der unter seiner Leitung stehenden Armee nicht der letzte Knopf an einer Uniform fehle.

Wenn in der Konfliktszeit der Zweifel ausgesprochen wurde, ob er imstande sei, ein einziges Landwehrbataillon in voller Ausrüstung mit allen kleinen Monturstücken auf dem Dönhofsplatze aufmarschieren zu lassen, so hat er diesen Zweifel zur rechten Zeit dadurch gelöst, daß er mehr als hundert Landwehrbataillone aufmarschieren ließ, nicht auf dem Dönhofsplatze, aber zwischen Rhein und Rhone . . ."

Wenn wir uns von diesen allgemeinen und schon etwas vorgreifenden Betrachtungen zu den nächstliegenden Schwierigkeiten zurückwenden, welche Roon, zumal in den ersten Jahren seiner Amtsführung, zu überwinden hatte, so dürfen wir uns hierbei nicht in die Einzelheiten der parlamentarischen Debatten verlieren; ich will mich vielmehr auch an dieser Stelle wiederum begnügen, zur Ergänzung des reichlich vorhandenen gedruckten Materials die markantesten Mitteilungen aus seinem privaten schriftlichen Nachlasse und Briefwechsel hervorzuheben, soweit sie zu seiner Ministertätigkeit in Beziehung stehen. — Zur Erläuterung über Roon's öffentlich am meisten bekannt gewordene Tätigkeit, nämlich in den gesetzgebenden Versammlungen, müssen jedoch noch einige weitere Bemerkungen vorausgeschickt werden.

Roon war nach Neigung und Charakteranlagen ein Mann von wenig Worten. Wer ihn genau kannte, der wußte, — auch wenn er es seinen Vertrauten nicht häufig eingestanden hätte —, daß er außerdem oft mit einer gewissen Befangenheit bei öffentlichem Auftreten zu ringen hatte. Dies war in seiner militärischen Laufbahn, z. B. wenn er als Regiments-

Kommandeur gelegentlich kleine Ansprachen halten mußte, nicht unbemerkt geblieben und erfüllte seine Freunde anfänglich sogar mit einer gewissen Besorgnis. Wie bald war aber diese durch Roon's Leistungen zerstreut! Er lieferte eben den Beweis, daß ein begabter und charaktervoller preußischer Soldat alles kann, was seine Pflicht ist, und daß er alle Schwierigkeiten überwinden lernt, weil es — befohlen ist. — Nur in den seltensten Fällen hat Roon sich auf jene Wortkämpfe vorbereitet, meist fehlte ihm dazu auch die Zeit. Wiederholt hat er versichert, daß er überhaupt keine „Rede" halte, sondern daß er nur „zur Sache" spreche, wo es nötig sei. Als Anhalt dienten ihm dabei gewöhnlich nur ganz kurze Notizen.

Was ihm an Kenntnis der parlamentarischen Formen und demnach an Gewandtheit anfänglich abging, das ersetzte er bald — trotz noch zuweilen eintretender aber stets siegreich überwundener Befangenheit — durch eine äußerlich sehr zuversichtliche Haltung und sehr ruhiges, überlegtes Sprechen[1]). Da er seinen Gegenstand stets voll beherrschte, so sprach er meistens mit ganz hinreißender Überzeugungstreue, und schon nach kurzem zeugte die seinen Reden innewohnende Klarheit ebenso für die tiefe, wahrhafte Bildung des Sprechers wie für sein Talent, im Ausdruck glücklich zu sein. Es ist vorgekommen, daß, — da er meist langsam sprach —, eine Rede von ihm bis zur Länge von drei bis vier Stunden anschwoll, und sie zeichnete sich in allen ihren Teilen durch einen vollkommen logischen Aufbau und korrektes Gefüge der Sätze und Gedanken aus. Ja, er wurde nach und nach sogar ein

[1]) Diese Ruhe war die Frucht andauernder Selbstbeherrschung weil er die Notwendigkeit erkannt hatte, sein eigentlich heftiges, zuweilen leidenschaftliches Temperament zu zügeln.

Meister der Polemik, der sich auf die Künste des feinen Stichs ebensowohl verstand wie auf das Pathos der Apostrophe. So kam es, daß er alle anfänglichen Schwierigkeiten nicht nur günstig überwand, sondern binnen wenigen Jahren sogar als einer der besten Parlamentsredner galt; daß er anerkannt wurde nicht nur als ein „Held der That", sondern auch als ein „Sieger mit dem Worte"; und zwar schätzten ihn als solchen nicht nur seine Freunde und Anhänger, sondern auch seine entschiedensten politischen Gegner. Es sei gestattet, statt vieler hier nur ein Urteil anzuführen, welches von dieser gegnerischen Seite nach Abschluß von Roon's politischer Tätigkeit in dieser Hinsicht über ihn abgegeben ward, weil dasselbe viel Richtiges enthält:

„Herr von Roon," heißt es da „bewährte bei diesem Kampfe (mit dem Abgeordnetenhause) seine außerordentliche Fähigkeit nach allen Richtungen, und gerade dieser Fähigkeit hatte er es zu danken, daß er, als die Wogen der politischen Leidenschaft ziemlich hoch gingen, nicht nur neben dem damaligen Herrn von Bismarck, sondern mehr noch als dieser den Haß der Gegner auf sich zog. Wenn bei Herrn von Bismarck allem politischen Pathos eine gewisse Dosis von Humor beigemischt war, so ließ das Wesen des Kriegsministers von Roon diese für den politischen Kampf vielleicht nützliche Beigabe mit seltenen Ausnahmen vermissen. Er war immer streng sachlich, und seine Reden entbehrten ebenso jedes oratorischen Prunkes wie jedes humoristischen Beigeschmackes, — sie gingen immer auf den Kern der Sache ein, und seine Darlegungen hatten etwas von jener lutherischen Gradheit, die, wenn keine Gründe verfangen wollten, die eigene persönliche Rechtschaffenheit und Überzeugung in die Wagschale legt, jene Tendenz, die in den Worten gipfelt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! — —"

Die Tätigkeit, welche Roon an der Spitze seines Ressorts, also als eigentlicher Verwaltungsminister entwickelte, ist, wie dies in der Natur der Sache lag, in der Öffentlichkeit weniger hervorgetreten und besprochen worden als seine Beteiligung an den parlamentarischen Kämpfen. Aber gerade in dieser Tätigkeit, in der einsichtigen Art und Weise, wie er die so schwer erlangten Mittel zum Wohle der ihm anvertrauten Armee in kürzester Frist nutzbringend verwendete, hat er vorzugsweise bewiesen, daß er seine Stellung in unerreichter Weise ausfüllte. Bei dieser geräuschloseren Tätigkeit ist er von den Offizieren und Beamten des Kriegsministeriums mit umsichtigster Hingebung unterstützt worden und mit lebhaftem Danke hat er auch stets die treue, emsige Pflichterfüllung seiner Mitarbeiter anerkannt. Der hervorragendste und einflußreichste derselben war General Freiherr von Manteuffel, der damalige Chef des Militärkabinetts und der „Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium". In demselben Maße wie Roon besaß dieser das volle Vertrauen des königlichen Kriegsherrn; in den Grundanschauungen vollkommen einig, haben es beide militärische Berater ihres Königs in dem mehrjährigen gemeinsamen Wirken verstanden, das Heil der Armee und des Vaterlandes allzeit als allein maßgebend für ihr Tun zu betrachten und gelegentliche Meinungsverschiedenheiten zum Wohle des Ganzen und der von ihnen vertretenen Sache immer wieder mit Selbstverleugnung zurücktreten zu lassen. Vor allem waren sie auch darin einig, daß die Ergänzung, Erziehung und Erhaltung eines tüchtigen, die alten Traditionen hochhaltenden, aber zugleich gründlich durchgebildeten und homogenen Offizierskorps, wie von jeher, so auch bei der Reorganisation und für alle Zukunft das wichtigste Fundament der Armee sein und bleiben müsse;

in diesem Sinne sind sie bei allen ihren Vorschlägen und Maßregeln stets Hand in Hand gegangen. — Bei der Reform des Militärbildungswesens, der Errichtung der an Stelle der alten Divisionsschulen tretenden und erheblich vermehrten Kriegsschulen, sowie der Neuorganisation der Kriegsakademie u. s. w. wurde Roon auch durch das amtliche Wirken des damaligen Generalinspekteurs von Peucker tatkräftig und einsichtsvoll unterstützt.

Besondere Erwähnung verdienen ferner die sehr umfangreichen Arbeiten, welche dem Kriegsministerium und seinem Chef durch die Umformung des Mobilmachungsplanes erwuchsen. In Übereinstimmung mit dem, schon seit dem Jahre 1858 an der Spitze des Generalstabes stehenden General Freiherrn von Moltke wurden damals neue Grundzüge für die Mobilmachungsvorarbeiten gegeben, welche noch heute prinzipiell maßgebend sind. Der Schwerpunkt dieser Arbeiten wurde seitdem — unter Festhaltung der von dem Kriegsministerium gegebenen Direktiven — in die Generalkommandos verlegt. Die früher vorhandene, nicht zweckmäßige, übertriebene Centralisation war dadurch beseitigt und die Schnelligkeit der Mobilmachung gleichzeitig erheblich gesteigert. Schon im Jahre 1866 sollte die Welt erstaunliche Beweise erhalten, wie nutzbringend und erfolgreich auch diese von Roon geleitete Reform gewesen ist. Abgesehen von dem erwähnten Systemwechsel wurden diese neuen Mobilmachungsvorarbeiten übrigens auch noch dadurch besonders umfangreich, daß damals zum ersten Male die Benützung der Eisenbahnen bei dem Aufmarsche der Armeen planmäßig berücksichtigt worden ist. Welche große Rolle den Eisenbahnen dabei künftig zufallen, welche Umwälzung ihre Benützung für die gesamte Kriegführung in

fort und fort steigendem Maße haben würde, das konnte damals noch nicht im ganzen Umfange übersehen werden, zumal die bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete (1859 in Italien ꝛc.) relativ unerhebliche gewesen waren; um so schwieriger und verdienstvoller waren diese Arbeiten, da sie mit zum Teil noch recht unbekannten Größen zu rechnen hatten.

Als Roon's langjährigster, sehr treuer, unermüdlich tätiger und umsichtiger Gehilfe bei den Arbeiten des Kriegsministeriums sei vor allem noch General von Hartrott genannt. Derselbe wurde schon 1860, damals noch Rittmeister, sein Adjutant, war dann lange Jahre Chef der Centralabteilung und zuletzt Direktor des Militärökonomie-Departements im Kriegsministerium[1]). Er hat beide Kriege in dem Gefolge seines Chefs mitgemacht und diesem auch persönlich sehr nahe gestanden.

Mit der erheblichen Verstärkung, fast Verdoppelung der personellen Streitkräfte war auch eine erheblich verstärkte Rekrutierung verknüpft. Statt 40 000 wurden fortan zunächst alljährlich etwa 60 000 Heerespflichtige eingestellt. Die allgemeine Wehrpflicht wurde damit wieder zur Wahrheit gemacht, die ungleiche Belastung des einzelnen aufgehoben und zugleich die allgemeine Bürde der Dienstpflicht wesentlich erleichtert, da die älteren Jahrgänge der Landwehr nach und nach entlastet werden und jedenfalls nicht mehr in erster Linie zur Verwendung kommen sollten. Natürlich bedingte dieser Kernpunkt der großen Reform auch erhebliche Modifikationen in den Bestimmungen über Wehrordnung, Ersatzwesen und alles, was damit zusammenhängt.

---

[1]) z. Z. Generallieutenant z. D.

Es muß an dieser Stelle, wie gesagt, darauf verzichtet werden, im einzelnen zu schildern, welche kolossale Arbeitslast Roon auf den erwähnten und andern Gebieten erfolgreich bewältigt hat; nur sei noch kurz daran erinnert, daß er im Januar 1861 auch die obere Leitung der Marineverwaltung übernehmen mußte und am 16. April 1861 definitiv zum Marineminister ernannt wurde. Dieselbe energische Hand, welche das Fundament für die Größe des Heeres gelegt hatte, sollte nun auch die Grundlagen für das Aufblühen der Flotte schaffen.

Indessen — der ihm auferlegten Arbeitslast entsprach glücklicherweise auch eine Arbeitskraft, Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit, wie sie nur wenigen Sterblichen zu teil ward; und wenn Roon mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so darf doch auch nicht vergessen werden, daß ihm die wesentlichste, notwendigste und wirksamste Unterstützung nie gefehlt hat: nämlich das unbedingte Vertrauen und die unvergleichlich hohe militärische Einsicht seines Königs und Kriegsherrn. War er schon früher dadurch vielfach gestärkt und erhoben worden, so empfing er, seit er Minister geworden, fast täglich die wertvollsten Beweise solchen Vertrauens und zugleich einer so andauernden, wahrhaft rührenden Dankbarkeit des Monarchen, daß alle sonstigen bittern Erfahrungen dadurch reichlich aufgewogen wurden.

Dieses Vertrauens bedurfte er freilich um so mehr, als sein Verhältnis zu der Majorität des Staatsministeriums keineswegs ein normales war und sich nach und nach immer ungünstiger gestaltete, wenigstens im amtlichen Verkehr. Wir wissen bereits, daß Roon sich selbst keineswegs für einen „politischen Mann" hielt. Wohl hatte auch er bestimmte politische Überzeugungen, aber er hielt sich, weder damals noch später, je an eine bestimmte politische Parteidoktrin

gebunden und war mit dem festen Vorsatze in das Ministerium „der neuen Ära" eingetreten, sich immer nur auf sein Ressort zu beschränken, um die Reform des Heeres, welche er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, zur Durchführung zu bringen. Hätte er dabei die tatkräftige Unterstützung seiner Ministerkollegen gefunden, welche zu erwarten er berechtigt war, und hätten letztere den Einfluß auf die im Jahre 1861 für die Majorität im Abgeordnetenhause noch entscheidende, liberale Partei und deren Führer besessen und ausgeübt, welche man ihnen zugetraut hatte —, dann wären die dem Monarchen vor allem am Herzen liegenden Militär-Vorlagen glatt angenommen worden, es wäre kein Verfassungskonflikt entstanden —, und Roon wäre wahrscheinlich niemals ein „politischer Mann" geworden. Sobald sein Werk vollendet gewesen, wäre er der weiteren Mitverantwortlichkeit für andere ihm nicht zusagende Maßregeln der Regierung und der herrschenden liberalen Partei mit Freuden aus dem Wege gegangen, zumal ein hohes Truppenkommando seinen persönlichen Neigungen viel mehr entsprochen hätte als der dornenvolle Ministerposten.

Da aber die unbegreifliche Verblendung der liberalen Partei, damals unter Vincke's Führung, die Situation so gründlich verkannte, wie wir es heute gar nicht verstehen können, so hielt er sich für verpflichtet, auf seinem Posten wenigstens so lange auszuharren, bis die Armeereformen die definitive gesetzliche Sanktion erhalten hätten; und er war dazu auch berechtigt, weil sein König während der auf diese Weise eigentlich zwei volle Jahre andauernden Ministerkrisis in den durch die Armeereform entstandenen, bald aber auch in allen anderen Fragen sich stets auf seine Seite stellte und bei sehr vielen Gelegenheiten der Majorität des Staatsministeriums mit Entschiedenheit entgegentrat. So ist es

gekommen, daß Roon nach und nach immer mehr gezwungen wurde, sich auch mit politischen Fragen zu beschäftigen, welche seinem speziellen Ressort fern lagen; daß er sich Hilfskräfte suchen mußte, welchen er die Bearbeitung der staatsrechtlichen Aufgaben übertrug, deren Lösung in seinem Sinne ihm am Herzen liegen mußte[1]), und daß er schließlich danach trachtete, auch eine frische und entschiedene Kraft für das Ministerium selbst zu gewinnen, damit er in dem schweren Kampfe, welchen er gleichzeitig gegen die Opposition in der Kammer und gegen die Majorität des Staatsministeriums führen mußte, nicht mehr allein stand. Schon im Jahre 1860 richteten sich daher seine Gedanken und Hoffnungen auf Herrn von Bismarck, der, bis dahin Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M., kürzlich zum Gesandten in St. Petersburg ernannt worden war. Derselbe war, wie wir sahen, ebenso innig wie Roon selbst, mit Moritz von Blanckenburg, dem damaligen Führer der Konservativen im Abgeordnetenhause, befreundet. Seitdem war für Roon, — eben infolge dieser beiderseitigen Freundschaft —, die Verbindung mit Bismarck nie vollständig verloren gegangen. Er hatte die urkräftige Eigenart und ganz ungewöhnliche Begabung des jungen Löwen schon bei dessen Auftreten auf dem vereinigten Landtage mit stets wachsender Sympathie bestätigt gefunden und der schon damals unvergleichlich tapferen Vaterlandsliebe und Kampfesfreudigkeit desselben die herzlichste Bewunderung gezollt. Wiederholt waren sie dann auch nach dem Jahre 1848 noch in Berührung getreten, — wie dies

[1]) Unter ihnen ist besonders der Assessor von Hülsen zu nennen, weil er auch innerlich Roon besonders nahe verbunden war. Dieser ausgezeichnete Mann war mehrere Jahre als politischer Hilfsarbeiter dem Kriegsministerium zugeteilt und ist als General-Feuersozietäts-direktor der Provinz Sachsen gestorben.

auch in diesen Denkwürdigkeiten schon mehrfach erwähnt ward; seit Roon Minister geworden, ließ Bismarck keinen Aufenthalt in Berlin vorübergehen, ohne den älteren Freund aufzusuchen; und bei den langen Unterredungen, welche sie dann hatten und an denen häufig Moritz Blanckenburg als der dritte im Bunde teilnahm, stellte sich eine stets wachsende Übereinstimmung der politischen Anschauungen und Ziele heraus, verbunden mit herzlicher persönlicher Sympathie. Wenn Roon also in seinen politischen Nöten schon damals an Bismarck dachte, so war das erklärlich genug. Vorerst aber war bei den Anschauungen des Königs noch nicht zu hoffen, dahin gerichtete Wünsche erfüllt zu sehen.

In der Frühjahrssession 1861 bewilligte der Landtag den erhöhten Militäretat wiederum nur als Extraordinarium (Amendement Kühne). Gleichzeitig verlangte das Abgeordnetenhaus die Vorlage eines Gesetzes betreffend Abänderung des Heeresgesetzes vom 3. September 1814. Die liberale Majorität der Kammer sprach es aus, daß sie bei dieser Gelegenheit die Herabsetzung der gesetzlichen aktiven Dienstpflicht von 3 auf 2 Jahre erzwingen wollte. Sie verlangte dies als Kompensation für die durch die Armeereform bedingten Budgeterhöhungen. In Übereinstimmung mit den wohlbegründeten und durch die höchste Erfahrung gereiften Überzeugungen des Königlichen Kriegsherrn mußte Roon derartige Konzessionen, welche die innere Tüchtigkeit der Armee zerrüttet haben würden, mit vollster Entschiedenheit zurückweisen. — Bekanntlich gingen auch sonst die Wogen des politischen Kampfes damals sehr hoch; man erinnere sich, daß in jenem Frühjahr auch die lebhaften persönlichen Angriffe des Abgeordneten Twesten gegen den Chef des Militärkabinetts General von Manteuffel erfolgten, die dann zum Duell zwischen beiden Männern führten.

Mit Bezug darauf und zur Beurteilung der damaligen Stimmung König Wilhelms, — der wegen des sich immer mehr zuspitzenden Konfliktes mit den Kammern die trübsten Befürchtungen für die Zukunft hegen mußte —, ist das nachstehende eigenhändige Schreiben des Königs an Roon bemerkenswert:

Berlin, 27. 5. 61. ½12 Uhr Nachts.

Daß der Verlauf dieser Woche das Maß meiner Leiden voll machen würde, war ich erwartend; daß aber der erste Tag derselben in seiner letzten Stunde dies Maaß schon füllen würde, ahndete mir nicht! Vermuthlich hat General von Manteuffel Ihnen bereits auch Mittheilung von seinem heute vollzogenen Duell mit dem p. Twesten jun. gemacht, den er verwundet, während er unverletzt blieb. Die 2 Anlagen werden Sie über Alles aufklären, wenn Sie es noch nicht sein sollten.

Das Nächste was zu thun ist, ist wohl daß ich ihn sofort von seinen Functionen suspendire, wie er es selbst verlangt und General Alvensleben sofort die Geschäfte übertrage. Nächstdem, glaube ich, wird nichts übrig bleiben, als das Kriegsgerichtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen, so wie mein seeliger Vater gegen den damaligen Major v. Thile (1818) verfuhr. Doch darüber mündlich das Weitere. So sehr wie Ihre Zeit auch in diesen Tagen beschränkt ist, so muß ich Sie doch schon morgen früh um 8 Uhr sprechen.

In diesem Moment Manteuffel's Dienste zu entbehren, der Triumf der Démocratie ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen, was dies Ereigniß in meiner allernächsten Umgebung machen muß, das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regiernng einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt!! Wo will der Himmel mit mir hin! Wilhelm.

Die in diesem Allerhöchsten Schreiben erwähnten Anlagen enthalten einen ausführlichen Bericht Manteuffel's über das stattgehabte Duell und dessen Veranlassung und ferner eine Art von Testament des Generals an seinen König, welches diesem ursprünglich nur für den Fall übergeben werden sollte, daß Manteuffel fiel; es war dies eigentlich eine umfangreiche Denkschrift politischen und sehr merkwürdigen Inhalts, die Manteuffel nach Erledigung des Duells nun aber doch mitsandte, da „Sr. K. Majestät daran liegen muß, zu wissen, wie es in der innersten Brust eines Allerhöchstdero geheiligten Person nahestehenden Dieners aussieht", wie er dabei schrieb.

Manteuffel wurde bekanntlich zu einer kurzen Festungshaft (in Magdeburg) verurteilt. — —

Angesichts der fortgesetzten Opposition der Kammer, der das Gesamtministerium dauernd eine nur schwächliche Haltung und sogar Neigung zeigte, die geforderten Konzessionen zu bewilligen, mußte der König sich nach und nach — so sehr er dies bisher von sich gewiesen hatte — mit dem Gedanken vertraut machen, Änderungen in seinem Ministerium eintreten zu lassen, damit die Rechte der Krone entschlossener als bisher gewahrt würden. Ergänzungen mußten ohnehin bald erfolgen. Fürst Hohenzollern, der nominell noch Ministerpräsident war, hatte wegen Kränklichkeit den Geschäften schon längere Zeit fern bleiben müssen; Freiherr von Schleinitz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wünschte diesen Posten aufzugeben und sich auf den minder verantwortungsvollen Platz als Hausminister zurückzuziehen, was noch im Laufe des Jahres 1861 geschah; und auch an einen Wechsel im Ministerium des Innern, welches Graf Schwerin verwaltete, scheint damals schon ernsthaft gedacht worden zu sein. Jedenfalls hat sich der König, welchem allein Roon's

Haltung noch volles Vertrauen einflößte, mit diesem schon in jener Zeit eingehend darüber beraten, zumal er auch in der damals auf der Tagesordnung stehenden Huldigungsfrage andere Auffassungen hegte wie die Majorität seines Staatsministeriums. Diese scheint, obwohl sie von ihren Gesinnungsgenossen in der Kammer in Hauptfragen im Stich gelassen, und obwohl an allerhöchster Stelle schon so häufig gegen sie entschieden worden war, daß sie nach konstitutionellem Brauche die Kabinettsfrage hätte längst stellen müssen, (zumal sie über die Fortdauer des Königlichen Vertrauens im Zweifel sein mußte, und außerdem neue Wahlen bevorstanden), im Sommer 1861 noch nicht die Absicht gehabt zu haben, freiwillig zurückzutreten. Roon schrieb am 18. Juni an Perthes Nachstehendes über die damalige Lage:

„Sie gehen, mein theurer Freund, bei Ihrer Beurtheilung der Situation von einer nicht ganz richtigen Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse aus. Die Mitglieder des Staatsministeriums, den Kultusminister (Bethmann-Hollweg) und bedingungsweise mich ausgenommen, wollen entschieden nicht abtreten, halten ihren Rücktritt für staatsverderblich und ihren Verlust für unersetzlich. Dagegen wollen sie den König und den Staat in bester Absicht, d. h. in blinder Verehrung der konstitutionellen Doktrin, unpreußisch machen und mit vollen Segeln fortfahren, auf ein parlamentarisches Regiment loszusteuern. — Wohl wäre es vielleicht besser, könnte ihr, bei dieser Tendenz, wie ich meine, durchaus nötiges Abtreten bis nach den Wahlen verschoben werden, um ihnen die Gloriole des politischen Märtyrertums nicht unverdient zu vindiciren: — allein die Verhältnisse liegen nicht so, daß man das, was vielleicht heute schon geschehen kann, unbedenklich um einige Monate aufschieben darf. (Dies würde nur thunlich sein, wenn die

Herren wirklich gehen *wollten*, aber das Gegenteil liegt vor.) Sollen und müssen sie fort, weil ihr Verbleiben nach preußisch-konservativer Auffassung landesverderblich sein würde: so müssen sie fort, sobald es eben geht. „Verflucht, wer mit dem Teuffel spielt!" sagt Wallenstein, und ich füge, in Anwendung auf den vorliegenden Fall, hinzu: ein Narr, ein blöder Thor würde *ich mir selbst* erscheinen, wenn ich heute die Möglichkeit, das Staatsruder aus den Händen der in gefährlichen Irrthümern und Absichten befangenen Männer zu reißen, nicht benutzte, etwa weil dies in einem späteren Moment noch vorteilhafter sein *könnte*. Nichts giebt die Garantie, daß es *möglich* sein wird. Komme was da wolle! nach meinem Ermessen giebt es für Preußen nichts Schlimmeres, als sein Aufgehen in den doktrinären Schwindel. Aus dem Schlammbad einer neuen Revolution kann es neu gestärkt hervorgehen, in der Cloake des doktrinären Liberalismus wird es unrettbar verfaulen.

Halten Sie mich nicht für fanatisch; ich kenne mein Terrain und die darauf handelnden Personen, weiß, wie schwer Entschlüsse gefaßt werden, namentlich wenn sie das Bekenntniß eines vorangegangenen Irrthums in sich schließen. — Sie werden mir zugeben, daß konkreten Fragen (wie der Huldigung) gegenüber, an denen die Verschiedenheit der Grundanschauungen handgreiflich wird, Entschließungen leichter werden, als bei der Erörterung abstrakter Theorien.

Halten Sie mich auch nicht für falsch. Ich habe meinen Handschuh offen hingeworfen, aber niemand wagt ihn *offen* aufzuheben. Nur mit der Erklärung, d. h. mit der förmlichen, deutlich und scharf betonten Erklärung: „Sie oder ich!" bin ich aus Klugheitsrücksichten noch nicht hervorgetreten, implicite liegt sie aber schon in der gegenwärtigen Situation. Das wissen die Herren gewiß, aber sie sagen

das Gegentheil, so ostensible als möglich. — Was ich für jetzt am vortheilhaftesten hielte, ist der Rücktritt einiger der Minister, natürlich der doktrinären Stimmführer, der in festen Parteiverbindungen stehenden, deren Antecedentien ihnen verbieten, bei einem festen starken Königthum stehen zu bleiben. Diese aber wollen am wenigsten, weil sie Fanatiker ihrer Doctrin sind, deren Verlebendigung sie bei ihrem Rückzuge gefährdet glauben. Und dennoch ist es unmöglich, daß sie bleiben, wenn der König — König bleiben will! Sie erkennen, daß die Krisis bei ihrer Culmination angekommen ist. Sind wir auch sehr krank „an der langen Bank", so glaube ich, daß dies leidige Instrument für jetzt zu kurz sein wird.

Sie sehen, ich will keinen sogenannten „Systemwechsel", sondern lediglich die Verleugnung der liberalen Interpretation des Novemberprogramms (von 1858). In einer conservativen Auffassung desselben bin ich ins Amt getreten; ich kann, will und muß daran festhalten, ich muß aber auch wünschen und wirken, daß diese Auffassung, welche die des Königs ist, und weil sie es ist, — zur offiziellen Geltung und Anerkennung gelange. Sollte das offene Bekennen dazu uns nicht vor rothen Wahlen schützen, woran ich noch nicht verzweifle: so mag der daran sich knüpfende Existenzkampf gekämpft werden. Ich vertraue, daß er zum siegreichen Ende und damit zur Gesundheit und Genesung zurückführen wird, und zwar nicht durch reactionäre Recepte, sondern durch eine ehrliche, offene und muthige Anwendung der verfassungsmäßigen Mittel. Gott der Herr wird uns nicht verlassen, wenn wir Ihn nicht verlassen. — Daß aber ein muthiges, entschiedenes und entschlossenes Regieren bei der maßgebenden Person möglich ist, hat die Reorganisation bewiesen. Einigkeit der Anschauungen zwischen dem Herrn

und seinen Ministern stärkt und beflügelt alle Regierungsthätigkeit, die bisherige Uneinigkeit schwächte und lähmte, das war unvermeidlich, — auf die Wahl der Personen kommt daher alles an! Dem Muthigen gehört die Welt! Der Wahlspruch muß bei der betreffenden Wahl vorzüglich maßgebend sein.

Doch genug! Meine Geister regen sich und ich bin ihnen dienstbar. Bald — in der zweiten Hälfte des Juli sehen wir uns, will's Gott. Ich bin zwar nicht krank, aber abgetreten wie ein alter Jagdstiefel, der des Vorschuhens bedarf. Zu dem Ende will ich auf einige Wochen außer Landes gehen, vielleicht nach der Schweiz. — — —"

Daß schon damals die Absicht, Modifikationen im Ministerium eintreten zu lassen, bestanden hat, ergiebt sich auch aus folgendem Handbillet des Königs an Roon:

Berlin, 1. 7. 61.

Ich habe Ihnen nicht gleich geantwortet, weil gleichzeitig der Ministerial-Bericht mit der Krönungs-Idee einging, und dies ein Conseil auf Mittwoch um 11 Uhr hier bei mir nöthig macht. Bis nach demselben ist Möller[1]) jedenfalls in Berlin zurückzuhalten. Möller's und Senfft's[2]) Briefe gefallen mir nicht recht. Beide sehen die Frage, wie mir scheint, nicht viel anders an, als die Minister, d. h. Senfft, während M. erst sehen will, ob er eintreten könnte!

Ihre Andeutungen über sich selbst will ich nicht verstehen, da ich niemals annehmen kann, daß Sie mich in diesem Moment verlassen können. W.

[1]) Damals Regierungspräsident; war zuletzt als Oberpräsident in Straßburg im Amte.

[1]) Damals Oberpräsident von Pommern.

Es ist nach den vorliegenden Korrespondenzen in hohem Grade wahrscheinlich, daß während der damaligen Krisis Roon auch die schon von ihm längst gewünschte Allerhöchste Ermächtigung erhalten hat — mit Herrn von Bismarck-Schönhausen in ernste Verhandlungen zu treten und dessen Eintritt in das Ministerium vorzubereiten. Die großen Fähigkeiten und die Tatkraft dieses Staatsmannes waren dem Könige zwar längst bekannt, und aus dem Sybel'schen Geschichtswerke wissen wir heute, daß schon im Jahre 1858 der damalige Prinzregent an Bismarck als auswärtigen Minister gedacht, diese Idee aber später wieder aufgegeben haben soll. Es ist auch nicht unbekannt geblieben, daß es anderen Einflüssen gelungen war, den Prinzregenten und auch noch den König mit Vorurteilen gegen Bismarck zu erfüllen. Man hatte ihn als politischen Erzreaktionär und Durchgänger geschildert, der als fanatischer „Kreuzzeitungsmann" auch ganz ungeeignet zum Mitgliede eines Ministeriums sein würde, welches nach den im November 1858 proklamierten gemäßigten Ansichten des Herrschers die Geschäfte zu führen hätte. Welche Beweise man dafür hatte bringen können, ist nicht bekannt geworden. Roon aber kannte Bismarck's wahre Ansichten besser und war daher in der Lage, nicht nur aus persönlicher Zuneigung für ihn, sondern aus innerster Überzeugung, daß dessen Wahl zum Heile des Vaterlandes die denkbar zweckmäßigste sein würde, jenen Vorurteilen bei jeder Gelegenheit entgegenzutreten. In wie hohem Grade er darin Recht hatte, das sollte die Zukunft lehren. Der König jedoch ist anfangs nur zögernd auf den Vorschlag eingegangen, weil er immer noch das zu gewalttätige Auftreten Bismarck's fürchtete und weil er sich überhaupt bei der ihm eigentümlichen Anhänglichkeit an seine Umgebungen, zu einem Personenwechsel nur dann ent-

schloß, wenn er von der dringenden Notwendigkeit desselben fest überzeugt war; und diese Notwendigkeit mag ihm damals nachgewiesen sein. Wie dem auch sei, jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß Roon schon damals befugt gewesen ist, die Eventualität von Bismarck's Eintritt in das Ministerium mit diesem selbst zu erörtern. Es beziehen sich auf diese Verhandlungen die nachstehenden Briefe, welche Bismarck in jenen Tagen an Roon gerichtet hat:

Petersburg 2. July 1861 (eingegangen am 11. Juli).

Lieber Roon!

Ihr Schreiben durch den Engländer[1]) kam gestern in Sturm und Regen hier an und störte mich in dem Behagen, mit welchem ich an die ruhige Zeit dachte, die ich in Reinfeld mit Kissinger und demnächst in Stolpmünde zu verbringen beabsichtigte. In den Streit wohltuender Gefühle für junge Auerhühner einerseits und Wiedersehen von Frau und Kindern andererseits tönte Ihr Commando: „an die Pferde" mit schrillem Mißklang. Ich bin geistesträge, matt und kleinmütig geworden, seit mir das Fundament der Gesundheit abhanden gekommen ist. Doch zur Sache. In dem Huldigungsstreit verstehe ich nicht recht, wie er so wichtig hat werden können, für beide Theile. Es ist mir rechtlich gar nicht zweifelhaft, daß der König in keinen Widerstreit mit der Verfassung tritt, wenn er die Huldigung in herkömmlicher Form annimmt. Er hat das Recht sich von jedem einzelnen seiner Untertanen und von jeder Corporation im Lande huldigen zu lassen, wann und wo es ihm gefällt, und wenn man meinem Könige ein Recht bestreitet, welches

[1]) Concept desselben ist nicht vorhanden. Das Original wurde nicht aufgefunden.

er ausüben will und kann, so fühle ich mich verpflichtet, es zu verfechten, wenn ich auch an sich nicht von der praktischen Wichtigkeit seiner Ausübung durchdrungen bin. In diesem Sinne telegraphirte ich an Schlieffen (?), daß ich den „Besitztitel", auf dessen Grund ein neues Ministerium sich etabliren soll, für richtig halte, und sehe die Weigerung der anderen Partei und die Wichtigkeit, welche sie auf Verhütung des Huldigungsaktes legt, als doctrinäre Verbissenheit an. Wenn ich hinzufügte, daß ich die „sonstige Vermögenslage nicht kenne", so meine ich damit nicht die Personen und Fähigkeiten, mit denen wir das Geschäft übernehmen könnten, sondern das Programm, auf dessen Boden wir zu wirthschaften haben würden. Darin wird m. E. die Schwierigkeit liegen. Meinem Eindruck nach lag der Hauptmangel unserer bisherigen Politik darin, daß wir liberal in Preußen und conservativ im Auslande auftraten, die Rechte unseres Königs wohlfeil, die fremder Fürsten zu hoch hielten. Eine natürliche Folge des Dualismus zwischen der constitutionellen Richtung der Minister und der legitimistischen, welche der persönliche Wille Seiner Majestät unserer auswärtigen Politik gab. Ich würde mich nicht leicht zu der Erbschaft Schwerin's entschließen, schon weil ich mein augenblickliches Gesundheits-Capital dazu nicht ausreichend halte. Aber selbst wenn es der Fall wäre, würde ich auch im Innern das Bedürfnis einer anderen Färbung unserer „auswärtigen" Politik fühlen. Nur durch eine Schwenkung in unserer auswärtigen Haltung kann, wie ich glaube, die Stellung der Krone im Innern von dem Andrang degagirt werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird, obschon ich an der Zulänglichkeit der Mittel dazu nicht zweifle. Die Pression der Dämpfe im Innern muß ziemlich hoch gespannt sein, sonst ist es gar

nicht verständlich, wie das öffentliche Leben bei uns von Lappalien wie Stieber, Schwark, Macdonald, Patzke, Twesten und dergl. so aufgeregt werden konnte, und im Auslande wird man nicht begreifen, wie die Huldigungsfrage das Cabinet sprengen konnte. Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregierung das Volk gegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt. Politische Unreife hat viel Anteil an diesem Stolpern über Zwirnsfäden; aber seit vierzehn Jahren haben wir der Nation Geschmack an Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt, und sie sucht die Nahrung in den Gossen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, so lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt, und daß wir es dulden aus Angst, weil wir hoffen, daß die Reichsarmee uns vor Frankreich schützen wird, so sehen wir innere Schäden an allen Ecken, und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat Recht. Von den Fürstenhäusern von Neapel bis Hannover wird uns keins unsere Liebe danken, und wir üben an ihnen recht evangelische Feindesliebe, auf Kosten der Sicherheit des eigenen Thrones. Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendee, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn soweit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rathe seiner Krone geeignet finden wird. Deshalb wird er mich, wenn überhaupt, lieber im Innern verwenden. Das bleibt sich aber m. E. ganz gleich, denn ich verspreche mir von der Gesammtregierung keine gedeihlichen Resultate, wenn unsere auswärtige Haltung

nicht kräftiger und unabhängiger von dynastischen Sympathien wird, an denen wir aus Mangel an Selbstvertrauen eine Anlehnung suchen, die sie nicht gewähren können, und die wir nicht brauchen. Wegen der Wahlen ist es Schade, daß der Bruch sich gerade so gestaltet; die gut königliche Masse der Wähler wird den Streit über die Huldigung nicht verstehen, und die Demokratie ihn entstellen. Es wäre besser gewesen, in der Militärfrage stramm zu halten gegen Kühne, mit der Kammer zu brechen, sie aufzulösen und damit der Nation zu zeigen, wie der König zu den Leuten steht. Wird der König zu solchem Mittel im Winter greifen wollen, wenn's paßt? Ich glaube nicht an gute Wahlen für dießmal, obschon grade die Huldigungen dem Könige manches Mittel gewähren, darauf zu wirken. Aber rechtzeitige Auflösung nach handgreiflichen Ausschreitungen der Majorität ist ein sehr heilsames Mittel, vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen.

Ich kann mich schriftlich über eine Situation, die ich nur ungenügend kenne, nicht erschöpfend aussprechen, mag auch Manches nicht zu Papier bringen, was ich sagen möchte. Nachdem der Urlaub heute bewilligt, reise ich Sonnabend zu Wasser und hoffe Dienstag früh in Lübeck zu sein, Abend in Berlin. Früher kann ich nicht, weil der Kaiser mich noch seh'n will. Diese Zeilen nimmt der englische Courier wieder mit. Mündlich also Näheres. Bitte mich der Frau Gemahlin herzlich zu empfehlen. In treuer Freundschaft der Ihrige

v. Bismarck.

Nachschrift (am Rande): „Mit Schleinitz nehme ich nach Ihrem Schreiben volles Einverständniß an, so daß ich nicht in die geschmacklose Lage komme, gegen meinen Chef zu conspiriren. Sagen und schreiben werde ich natürlich niemand etwas. — Wenn ich den Newaspiegel in der hellen

Nacht vor mir sehe, über den Brief hinweg, so wird der Wunsch in mir lebhaft, daß ich nächstes Jahr noch hier sitze. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an 60° Breite; und Umzieh'n, Streiten, Aergern und die ganze Knechtschaft Tag und Nacht bilden eine Perspective, bei der ich schon heut Heimweh nach Petersburg oder Reinfeld habe. In bessere Gesellschaft wie in der Ihrigen kann ich niemals in den Schwindel hineingeraten; aber auf der Sabower Haide hinter den Rebhühnern war es für uns beide behaglicher. Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein, aber wenn in 14 Tagen dies Gewitter spurlos an mir vorübergezogen, und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Enten—ß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.

3. Juli. Ich schrieb dieses heute früh 2 bis 3 Uhr, aus Gesellschaft kommend, und finde jetzt bei'm Aufstehn den Gesammt-Eindruck etwas confus, aber Sie kennen ja meine Ansichten ohnehin, und anders wird man so spät kaum. Geht der König einigermaßen auf meine Meinung ein, dann greife ich das Werk mit Freuden an[1]).

Frankfurt, 17. July 61, früh 6.

Lieber Roon.

wir sollen uns nicht sehen! Meine Absicht, Sie in Berlin zu erwarten, wurde dadurch gestört, daß Schleinitz mich ersuchte, möglichst schleunig nach Baden zu gehen. Nun lese ich, nachdem ich in Baden durch Geschäfte und Attentat länger, als ich dachte, aufgehalten, daß Sie eben dahin unterwegs sind. Ihr Kriegsministerium, an welches ich gestern telegraphirte, antwortet nicht, obschon es gratis wäre. Ich fragte an, wo

[1]) Mitte Juli war Roon kurze Zeit verreist. Inzwischen war Herr von Bismarck in Berlin angekommen, aber nach kurzem Aufenthalt weiter gereist, hatte Roon auch in Baden nicht getroffen.

Sie wären, wann Sie reisten, und bezahlte Antwort. Wüßte ich, daß Sie auf dem nächsten Zuge wären, so erwartete ich Sie hier, deßhalb telegraphirte ich, aber aufs Unsichere hier zu warten, ist mir die Zeit zu knapp . . ., und dann können wir im Augenblick kaum mehr thun als Erlebnisse austauschen . . . Einstweilen trinke ich 4 Wochen Kissinger in Reinfeld, dann Seebad. Herzliche Grüße und frohe Schweiz.

Ihr v. B.

Berlin, 17. July 61.

Lieber Roon!

es ist wirklich war, wir sollen nicht mit einander reden. Unter den Gründen, die mich bestimmten, nicht gestern Abend sondern heut früh aus Frankfurt zu fahren, spielte der Wunsch, nicht auf der Bahn an Ihnen ungesehen vorüber zu sausen, die Hauptrolle; ich las in Zeitungen, daß Sie im Begriff seien zu reisen, telegraphirte um Gewißheit, blieb ohne Antwort, bestach den Zugführer bei der Kreuzung zu halten, bis ich mich überzeugen konnte, daß Sie nicht auf dem Berliner Zuge waren . . ., und kam hier rechtzeitig an, um von dem alten Portier zu hören, daß Sie vor 2 Stunden abgereist waren. Hätte ich Sie irgendwo auf der Bahn angetroffen, so wäre ich einige Stationen mit ihnen umgekehrt. So aber sind Sie entweder über Magdeburg gefahren, oder wir haben uns im Finstern auf der Höhe von Trebbin gekreuzt. Es nutzt nichts, daß ich Ihnen das schrieb, aber ich habe das Bedürfniß, meinen Verdruß zu Papier zu bringen und außerdem Ihnen zu melden, daß ich nur 4 Wochen in Reinfeld im blauen Ländchen bleibe, dann entweder nach Stolpmünde oder, wenn es ein kalter Herbst wird, in irgend ein einsames Nordseebad gehe . . .

In treuer Freundschaft Ihr

v. Bismarck.

Bekanntlich hatte schon in der ersten Hälfte Juli die auch in vorstehender Korrespondenz erwähnte Huldigungsfrage dadurch ihren akuten Charakter verloren, daß der König auf die Huldigung verzichtete und sich statt dessen mit der Krönung einverstanden erklärte. Diese fand am 18. Oktober in Königsberg statt. Roon wohnte derselben bei, nachdem er vorher in der Schweiz gewesen war, um dort am 2. September in aller Stille die silberne Hochzeit zu feiern, und dann in der zweiten Hälfte des September im Gefolge des Königs die bei Düsseldorf und Köln stattgehabte Königsrevue mitgemacht hatte. Unter den dort gemusterten ca. 50000 Mann Linientruppen befanden sich auch die neuen Regimenter, welche beim VII. und VIII. Armeekorps errichtet worden waren. Bei beiden Gelegenheiten empfing Roon huldreiche Gnadenbeweise seines Monarchen; die innere Krisis aber war damals nicht zur Erledigung gekommen. Das Ministerium war im Amte geblieben, und seine schwächliche Haltung konnte es nicht verhindern, daß die im Juni begründete „Deutsche Fortschrittspartei" durch beispiellose Agitationen den Geist der Opposition im Lande immer mehr aufstachelte. — Auch zur Berufung Bismarck's war die Zeit noch nicht gekommen. Der König hatte sich nicht dazu entschließen können, sondern an Stelle von Schleinitz den Grafen Bernstorff aus London zum auswärtigen Minister ernannt. Dieser aber verschwieg nicht, daß er dem Rufe nur sehr ungern gefolgt war und sein neues Amt nur als ein Provisorium ansehen könne. Den Gesandtenposten in London hatte er deswegen auch unbesetzt gelassen und sich den Rücktritt in denselben vorbehalten.

Vierzehntes Kapitel

Die über die Huldigungsfrage entstandene Ministerkrisis, wegen deren im Juli 1861 Bismarck's Berufung in das Ministerium von neuem in Erwägung gezogen worden war, hatte schon Vorgänge gehabt. Häufig waren, auch abgesehen von der Militärfrage, prinzipielle Gegensätze im Staatsministerium entstanden. Zuweilen fand Roon bei Vertretung seines politischen Standpunktes gegenüber der Majorität seiner Kollegen die Unterstützung der Herren von Schleinitz (später Graf Bernstorff) und von der Heydt, in vielen Fällen war er aber auch genötigt, ganz allein ein abweichendes Votum abzugeben, welches dann natürlich auch dem Monarchen gegenüber eingehend begründet werden mußte. Da war es denn unvermeidlich, daß er immer wieder auf das Gebiet der allgemeinen Politik gedrängt wurde und dies um so weniger ändern konnte, als er einerseits in allen Fragen des ganz besonderen Allerhöchsten Vertrauens gewürdigt ward und anderseits die Überzeugung gewann, daß es wünschenswert sei, die Zuversichtlichkeit des Allergnädigsten Herrn durch seinen Zuspruch zu stärken und den in jenen inneren Konflikten nicht selten hervortretenden pessimistischen Anschauungen desselben mit freimütigem Patriotismus entgegenzutreten.

In den meisten Fällen ist das mündlich geschehen, aber auch der schriftliche Nachlaß enthält für die von Roon in dieser Richtung geübten heilsamen Einwirkungen vielfache Belege. Einige derselben mögen nachstehend aufgezeichnet werden.

Es handelte sich im Herbst 1860 um Aufstellung des neuen Militäretats pro 1861. Nach vorangegangenen Verhandlungen zwischen Finanz- und Kriegsminister, bei denen der Regent sich ganz auf die Seite des letzteren stellte, hatte der Finanzminister von Patow die von ihm anfänglich verlangte Abstreichung von etwas über 1 Million Thaler zwar um die Hälfte reduziert, bestand aber auf der für das Staatswohl angeblich unabweislich gebotenen Herabsetzung um wenigstens $^1/_2$ Million, für die keine Deckung zu beschaffen sein würde, mit größter Hartnäckigkeit. Als die Majorität des Staatsministeriums ihm beitrat und erklärt hatte, sie könne für den Etat die konstitutionelle Verantwortlichkeit nicht übernehmen, wenn dem Votum des Finanzministers keine Folge gegeben würde, ließ der Regent das Staatsministerium benachrichtigen, daß er unter diesen Umständen zur Abdankung entschlossen sei.

In seinem vom 22. September datierten Berichte über die betreffende Sitzung des Staatsministeriums erhob Roon dagegen natürlich die lebhaftesten Gegenvorstellungen. — — — — „Die qu. finanzielle Differenz", — dies machte er selbst von seinem militärischen Standpunkte geltend —, „ist doch weder ein Objekt, um Thronwechsel, noch um politische Katastrophen herbeizuführen und zu motivieren. Es ist also in der That ein Prinzipienstreit, der bei dieser Gelegenheit ausgefochten werden muß, aber nur ausgefochten werden kann unter der energischen und weisen Führung derjenigen erhabenen Persönlichkeit, auf welche das engere wie das

weitere Vaterland, ja Europa und die Welt mit so viel berechtigter und anerkennender Hingebung und Bewunderung blickt. Gott lenke das Herz Ew. Königl. Hoheit zum Aufgeben eines Vornehmens, dessen Ausführung die Zustände Preußens und Europas in die unheilvollsten Katastrophen zu führen droht!"

Der Prinz schrieb eigenhändig unter diesen Bericht: „Auerswald war um 9 Uhr heute bei mir zur Meldung dessen, was Sie hier schrieben. Ich theilte ihm nebenstehende Zahl darauf mit, als mein Ultimatum, und las ihm eine sofortige Resignations-Urkunde vor. Er ging zu Patow und dieser ist nun bereit, über diese Différenz-Summe fortzusehen und sie zu bewilligen, will jedoch eine Versicherung haben, daß wenn der Staats-Schatz geleert sein wird, man zu andern Reductionen sich entschließen werde. Da ich die Finanzen nicht ruiniren will und werde, so ist dergl. Versicherung Unsinn, ich will seine desfallsige Ansicht später schriftlich formulirt erst sehen, um sie zu beurtheilen und einstige Berufungen auf dieselbe festzusetzen. Auerswald wird um 12½ Uhr den Ministern Mittheilung des Standes der Sache machen und mir dann Meldung erstatten, hoffentlich ist dann die Sache pro 1861 régulirt.

B. 23. 9. 60. Wilhelm, Pz.-R.

Noch ernster als die oben erwähnte Differenz war diejenige, welche im Februar 1861 im Schoße der Regierung entstand, weil sie prinzipiell von weit größerer Bedeutung war. Die Majorität des Staatsministeriums, von ihren angeblichen Freunden und Anhängern in der Kammer gedrängt, aber auch vom eigenen Doktrinarismus verleitet, hatte unter Schwerin's Führung gewisse Gesetzesvorschläge ausgearbeitet, welche den sogenannten „Ausbau der Ver-

fassung" in liberalem Sinne bezweckten (Stellung des Abgeordnetenhauses zur Oberrechnungskammer, Ministerverantwortlichkeit u. s. w.). Auf die Vorhaltung seines Novemberprogramms, — welches die liberalen Minister immer in ihrem Sinne auslegten —, hatte der König anfangs mit schwerem Herzen gestattet, daß diese Entwürfe den Kammern vorgelegt würden, weil er als konstitutioneller Fürst sich — trotz besserer eigener Überzeugung — dazu für verpflichtet hielt; hatte aber noch in derselben Konseilsitzung geäußert, er sei von den Ministern dazu gezwungen worden.

Hieran anknüpfend, berichtete Roon am 1. März 1861 ausführlich über seine Auffassung der Situation[1]):

„Noch tief erschüttert von dem Ausgange der gestrigen Conseil-Sitzung habe ich bis jetzt herzlich gerungen nach der ruhigen Fassung, die ich für nöthig erkannte, um mit einiger Aussicht auf Erfolg zu Ew. Majestät über die augenblickliche Situation zu sprechen. — Dies darf, dies muß ich, denn Ew. Majestät haben mich zu Allerhöchst-Ihrem Rathgeber erwählt; ich muß es aber auch um deswillen, weil ich, nach Ew. Majestät gestrigem Ausspruch, zu einem Ministerium gehöre, welches Ew. Maj. genöthigt habe, Allerhöchst-Dero formelle Zustimmung zu einer Maßregel zu geben, welche Ihren Ueberzeugungen, Ihrem Gewissen auf's entschiedenste widerstrebt.

Ich für mein Theil bin dadurch in meinen tiefinnersten Gefühlen schwer verletzt worden, denn mein Preußisches Soldatenherz kann den Gedanken nicht ertragen, daß mein König und Herr einen andern Willen über den eigenen stellt; aber ich hoffe zuversichtlich, daß Ew. Majestät mich

[1]) Mitgeteilt nach dem vorgefundenen Originalschreiben. D. H.

von der Solidarität für jeden Ihnen etwa angethanen Zwang freisprechen werden.

Es handelt sich im gegenwärtigen Augenblick einerseits um gewisse Bewilligungen, die die Krone vom Landtage, andrerseits um gewisse Zugeständnisse, die das Abgeordnetenhaus von der Krone erwartet.

Die erstgenannten Bewilligungen beziehen sich auf unerläßliche Bedürfnisse, deren Befriedigung von der ersten aller natürlichen Pflichten, von der Pflicht der Selbsterhaltung, gebieterisch verlangt wird; die dagegen im Austausch begehrten Zugeständnisse sollen unsere Verfassung vervollständigen, nachdem wir ohne diese Vervollständigungen bereits seit einer Reihe von Jahren in constitutionellen Verhältnissen leben und gedeihen, welche von anderen und großen Ländern noch bei weitem nicht gewonnen sind.

Jene Bewilligungen sind unbedingt erforderlich, diese Zugeständnisse — von gewissem Standpunkte aus — blos wünschenswerth. Die Werthe sind daher ungleich, welche hier ausgetauscht werden sollen.

Dennoch wäre es denkbar, daß Leistung und Gegenleistung, vom Standpunkt des „Rechtsbodens" aus, einander die Wage hielten; daß die Regierung rechtlich verbunden wäre die bezüglichen Zugeständnisse zu machen, weil damit lediglich bestimmte Verheißungen der Verfassungs-Urkunde in's Leben gerufen werden sollen.

Aber unsere „octroyirte" Verfassung ist eine vom Könige einseitig gegebene, kein Vertrag, dessen unverzügliche Erfüllung von dem Contrahenten ohne Weiteres in Anspruch genommen werden kann. Ebenso ist unser Preußisches Königthum kein durch die Verfassungs-Vereinbarung neu geschaffenes, etwa wie das weiland Bürgerkönigthum oder wie das Belgische, sondern vielmehr ein durch unsere großen

Herrscher erschaffenes, welches durch die aus freiem Königlichen Entschlusse verliehene Verfassung nicht abgeschafft sondern nur modifizirt worden ist.

Als Ergebniß des freien Willens eines Königs von Preußen muß unser Staatsgrundgesetz, so wie es endgültig festgestellt und publizirt ist, in lautester Wahrhaftigkeit verstanden und in Treue befolgt werden. Demgemäß sind auch die Verheißungen der Verfassung zu erfüllen, aber nicht als unaufschiebliche Vertragsverbindlichkeiten, sondern vielmehr als freiwillig übernommene Verpflichtungen für die Zukunft, deren thatsächliche Erfüllung an fernere freie Königliche Entschließungen geknüpft ist. — — — Bloße äußerliche Rücksichtnahme auf fremde Ueberzeugungen müßte dagegen die traurigsten Mißstände herbeiführen, sollte sie als Motiv für Königliche Entschließungen dienen. In anderen konstitutionellen Staaten ist die Geltendmachung eines Regierungswillens gegen den König denkbar; in Preußen nicht! denn Preußen bedarf, nach seiner ganzen Geschichte, zu seinem Heile eines ganz ungetheilten Königlichen Willens, der seine nothwendige Beschränkung nur in sich selbst und in der dem Geschlechte der Hohenzollern angeborenen Achtung vor dem Gesetze findet.

Diese Auffassung, die allein das Interesse der Krone wahrt, ist die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer ihres ungeschwächten Glanzes. Sie schließt gleichwohl weitere Machtentäußerung nicht aus; noch weniger bezeichnet sie solche als unbedingt verderblich; wohl aber verlangt sie unbedingt, daß alle weiteren Machtentäußerungen in Wahrheit freigefaßte, auf innerster Ueberzeugung fußende Selbstbeschränkungen sein müssen. — Eine solche Auffassung ist daher auch von des Königs ersten Dienern, den Ministern, nach allen Seiten hin festzuhalten und zu

vertreten. Vermögen sie dies nicht, entweder weil sie doctrinäre Ansichten von der Verbindlichkeit der Verfassungs-Verheißungen haben, oder weil ihnen der Muth fehlt, allen Consequenzen jener Auffassung getrost entgegen zu gehen: so werden sie als Ehrenmänner handeln, indem sie den König bitten, sich nach anderen Räthen und Vertretern seiner Rechte umzusehen.

Machen sie dagegen den Versuch, den König zu bewegen, in innerem Zwiespalt mit seinen Interessen und seinen innersten Ueberzeugungen von dem, was dem Lande frommt, zu handeln und fremden Anschauungen Folge zu geben: so handeln sie im Interesse der Machterweiterung des Parlaments, und Preußen verlangt ein starkes, tatfähiges Königtum und einen König mit einem kräftigen eigenen Willen!

Und ich hoffe, daß Ew. Majestät Minister sämmtlich diese meine Auffassung theilen.

Wenn aber Ew. Majestät jemals wieder die Erfahrung machen sollten, daß Allerhöchst-Dero gewissenhafte eigene Ueberzeugungen in Widerstreit mit den Meinungen der Majorität Ihrer ersten Diener sich befinden möchten, handele es sich dabei nun um den sogenannten „Ausbau der Verfassung" oder um irgend eine andere Nützlichkeits-Maaßregel: dann, — ich bitte mit der Ehrfurcht und Innigkeit einer mehr als vierzigjährigen Dienertreue —, dann erinnern sich Ew. Majestät, daß Ihre Räthe, bei allem ihrem Meinungseifer, doch nicht wünschen können, nicht wünschen dürfen, den Königlichen Willen ihres Herrn zu beugen und einen Zwiespalt in dem landesväterlichen Gewissen desselben zu erzeugen, der sie selbst aufs tiefste beschämen und belasten müßte.

Ueberdies ist ein Drängen in solchen Zwiespalt durch die obwaltenden Verhältnisse keineswegs geboten. Um die

großen Zwecke der Regierung zu erreichen, würden übereilte Zugeständnisse an den Parlamentarismus, nach meinem bescheidenen Ermessen, das allerbedenklichste Mittel sein. Der König von Preußen ist in diesem Augenblicke noch im Vollbesitz seiner Souveränität und muß es im wohlverstandenen Interesse des Landes bleiben. Es fehlt ihm nicht an verfassungsmäßigen Mitteln, um seinen wohlberechtigten Willen auf gesetzlichem Wege durchzusetzen. Ist dem aber so, warum sollte man zu Mitteln greifen, welche die Macht der Krone gegen Ew. Majestät Willen beschränken und verkümmern?

Die Antwort auf diese Frage könnte nur darin gefunden werden, daß man annehme, Ew. Majestät Räthe hielten den unverzüglichen „Ausbau der Verfassung" nach ihren eigenen politischen Überzeugungen für eine unausweichliche Nothwendigkeit, oder sie hielten ihre Erfolge in der Kammer ohne solchen Ausbau durch ihre eigenen Freunde in derselben gefährdet, oder sie würden, ohne eine dahin zielende Initiative, mit ihren eigenen parlamentarischen Antecedentien in Widerspruch gerathen. — Dann würde es sich in dieser Frage allerdings weniger um eine konstitutionelle, als vielmehr um eine ministerielle Nothwendigkeit handeln.

Da überdies, unter jener Annahme, nur die Einbringung der Gesetze, nicht ihre Durchbringung, also auch nicht der Ausbau der Verfassung, sondern nur die Anläufe dazu beabsichtigt sein würden, oder doch nur beabsichtigt zu sein brauchten: so könnte man vielleicht dergleichen Maaßnahmen als bloße Scheingefechte für ungefährlich erklären, wenn nur nicht ein großer Theil der Nation an solchen Anläufen Aergernis nähme und sie für Beeinträchtigungen der Krone hielte. Ew. Majestät Kriegsminister darf nicht verhehlen,

daß solche Ansichten namentlich in dem Theile der Nation Widerhall finden, der Ew. Majestät Waffen führt, und in dem Allerhöchstdieselben immer die festeste Säule Ihres Thrones gefunden haben. Wer es treu mit Ew. Majestät meint, kann nur mit Widerstreben an Möglichkeiten denken, durch welche dieser „rocher de bronce“ jemals untergraben werden könnte.“

An dieser Stelle findet sich am Rande der eigenhändige Zusatz des Königs: „Das überlebe ich nicht!“

„Schließlich habe ich noch einmal die Gedanken zu wiederholen, daß Ew. Majestät etwa um des willen, im Widerspruch mit Allerhöchst Ihren gewissenhaften Ueberzeugungen, Zugeständnisse zu machen hätten, um dadurch die großen Aufgaben Ihrer Regierung gefördert zu sehen. Wie aber nun, wenn dennoch die Gegenleistung ausbleibt? Parlamentarische Majoritäten sind stets unzuverlässig gewesen. Empföhle es sich im Hinblick darauf nicht viel mehr, zuvor den Beweis der Liebe und des Vertrauens, von welchen oft mit Wahrheit und Wärme, oft aber auch nur mit Ostentation gesprochen wird, zu erwarten? Wird dieser Beweis gegeben, und wird Ew. Majestät Macht dadurch nach Außen wie nach Innen in dem erforderlichen Grade gekräftigt: dann werden Ew. Majestät auch unbedenklicher in Ihren Zugeständnissen sein können. Der Starke und Reiche kann nachgiebig und freigebig sein; so lange aber Macht und Vermögen in zweifelhafter Lage sich befinden, räth die Klugheit vorsichtig und sparsam zu sein.“

Am Schlusse des Briefes entschuldigt Roon sich, falls er „in warmem, aber unüberlegtem Eifer für Se. Maj. etwa weiter gegriffen hätte, als ihm streng genommen gezieme.“ Er rechne auf die Nachsicht nicht nur des Landesherrn, sondern auch des Kriegsherrn.

Der König aber setzte als Antwort eigenhändig darunter: „Es gebührt Ihnen für Ihren Freimuth mein aufrichtigster Dank für ewige Zeiten!

Wilhelm 7/3. 61.

Außerdem hatte der Monarch sein „Einverstanden" — oder „vollkommen einverstanden" an zahlreichen Stellen dieser Immediatvorstellung am Rande hinzugefügt.

Auch sollte dieselbe nicht ohne gute Folgen bleiben. Jene Zugeständnisse wurden zurückgenommen, die Genehmigung zur Einbringung der betreffenden Vorlagen „ajournirt"; und als einige Wochen darauf einer der Minister (wahrscheinlich Graf Schwerin) den Monarchen von neuem drängen wollte zu den verheißenen „konstitutionellen" Konzessionen und, mit seinem Rücktritt drohend, dieselben zu erzwingen suchte, da erhob der treue „Feldwebel" seines Königs, wie Roon von den Patrioten jener Tage oft genannt wurde, abermals und noch nachdrücklicher seine Stimme[1]):

„Es treibt mich," schreibt er im April desselben Jahres, „Ew. Majestät an den Inhalt meines Schreibens vom 1. März zu erinnern und Ew. Majestät zu wiederholen, daß Sie, allein Sie Herr sind, keinen Zwang dulden dürfen. Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Euer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelms des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr. . . . Um ein solches Ende abzuwenden, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransetzen. Wohlan! ich wage es, Euer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es muß geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen.

[1]) Mitgeteilt nach dem vorgefundenen Konzepte. D. H.

Ew. Majestät werden durch die von Ihnen selbst erwählten Rathgeber zu Schritten gedrängt, die Sie nach Ihrer Überzeugung für verderblich halten, folglich nicht tun dürfen und werden. Allerhöchst-Dero Minister halten eben diese Schritte für heilbringend, für geboten, für unerläßlich. Einer derselben hat Euer Majestät angesonnen, seinem Drängen nachzugeben oder ihn zu entlassen. Kann es da . . . eine Wahl geben? — Euer Majestät vermeinen aber, auf diese Entlassung nicht eingehen zu können, weil der Bestand des Ministeriums dadurch gefährdet sei. Das daraus abzuleitende Unheil darf nicht überschätzt werden. Es erweiset sich bei reiflicher Ueberlegung in der Tat als erträglich. Ew. Majestät werden kraft Ihrer Königlichen Macht andere Minister ernennen, und wenn Sie solche nicht aus den Führern der lautesten und extremsten Partheien erwählen, so wird das Geschrei der Partheien nicht lästiger fallen, als es ohnehin schon geschieht. Ew. Majestät edle Absichten sind bekannt. Sie wollten und wollen nach der Verfassung regieren, aber Sie wollten und wollen auch als ächter König von Preußen regieren. In diesem Aber liegt die Unzulänglichkeit mehrerer Ihrer gegenwärtigen Rathgeber. Weil Sie verfassungsmäßig regieren wollten, erwählten Sie Männer, die die constitutionelle Doctrin in Preußen ausbilden geholfen, deren Namen daher bei den Patheigenossen einen guten Klang hatten, aber Euer Majestät hatten dabei übersehen, daß sie nur die lautesten, keineswegs aber die berechtigten Stimmen im Lande für sich hatten, daß die Consequenzen der constitutionellen Doctrin dieser Männer nur zu vereinen waren mit dem Schein-Königthum Belgiens, Englands oder Louis Philipp's, nicht aber mit einem ächt Preußischen Königthum von Gottes Gnaden, mit einem Königthum nach Ihren Intentionen, wie solches in dem

Rechtsbewußtsein Ihres Volkes begründet war. Ew. Majestät wollten nicht mit der Vergangenheit brechen; die Continuität des Rechtszustandes sollte gewahrt, gleichwohl die bessernde Hand an das Ueberlieferte gelegt werden. Es konnte nicht überraschen, daß dieser verschiedener Deutung fähigen Königlichen Intentionen von Jedermann nach seinen Wünschen und Aussichten ausgelegt wurden. Wie weit darüber zwischen Ew. Majestät und Ihren neugewählten Räthen gleiches Verständniß stattfand, das blieb wohl von Hause aus in Unklarheit. Bei meinem Eintritt ins Ministerium fand ich diese Unklarheit, ja den Gegensatz der Meinungen und Grundanschauungen bereits deutlich ausgeprägt. Ew. Majestät hatten übersehen, daß die parlamentarischen Antecedentien mehrerer Ihrer Räthe ihnen Partheipflichten auferlegten, die mit den Pflichten gegen Ew. Majestät im schneidendsten Gegensatze standen und stehen. Oft habe ich zu erkennen geglaubt, daß Ew. Majestät Politik wohl die Zustimmung dieser Voreingenommenen gefunden hätte, wenn es ihnen im Hinblick auf frühere Aeußerungen und Partheiverbindlichkeiten nur möglich gewesen wäre. Es ist ihnen absolut unmöglich! In dem Augenblicke, wo sie bona fide Euer Majestät politischen Wegen folgen würden, hätten sie sich in den Augen ihrer Parthei ruiniert: ihr Einfluß wäre dahin; sie würden mit Schmach überhäuft werden. Sie können das nicht — wollen es auch nicht.

Das ist die Situation! Sie ist entsetzlich, bringt das Vaterland an den Rand des Abgrunds. Ew. Majestät fühlen das mit dem ganzen unermeßlichen Weh, das Ihrem edlen Herzen in solcher Lage natürlich sein muß. Aber sie ist nicht zum Verzweifeln.

Ew. Majestät haben zwei Auswege aus dem Wirrsal des Augenblicks. Der Eine heißt „Nachgeben", ganzes

volles unbedingtes Nachgeben, Aufgeben der eigenen gewissenhaften Ueberzeugung, Fesselung des eigenen Königlichen Willens an den Willen der Minister — und führt unwiderruflich auf die Pfade des Königthums von Volkes Gnaden; der spezifische Glanz der Preußischen Königskrone erlischt, aber im Hintergrunde winkt eine Bürgerkrone, und Preußen wetteifert künftig vielleicht mit Belgien in den materiellen Segnungen einer unhistorischen Existenz. Mit der Vergangenheit wäre freilich gebrochen, der Sprung in dieser Richtung wäre groß, aber er führt aus den Verlegenheiten des Augenblicks auf die ebenste Bahn. Alle unzeitige Friction hörte auf, die Staats-Maschine bekäme eine freie Bewegung, und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen.

Der andere Ausweg heißt: „Geltendmachung des gesetzlich berechtigten Königlichen Willens!" Er löset die Fesseln des Adlers; der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird nicht gebrochen und die bessernde Hand kann mit weisem Maaße an den Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg.

Man hat Ew. Majestät einzuschüchtern versucht durch das laute Geschrei des Tages. Allen unglücklichen Königen, von denen die Geschichte meldet, ist es ebenso ergangen. Nur weil sie an das Gespenst glaubten, schreckte es, ruinirte es sie. Ich beschwöre Ew. Majestät, glauben Sie nicht daran. Sprechen Sie ein Wort, und das Phantom verschwindet. Dieses Wort heißt „Ministerwechsel", nicht

„Systemwechsel". Nicht Ihr System, sondern nur die Personen Ihrer in Partheifesseln liegenden Minister mögen Sie wechseln. Sie haben sich geirrt, nicht in den Zielen, die Sie wollten, sondern in den Werkzeugen, mit denen Sie jenen Zielen zustrebten . . . Euer Majestät äußerten heute, daß, wenn Sie den Minister, der zurückzutreten begehrt, entließen, andere folgen würden. Ich gebe dies zu, aber ich bebe nicht davor zurück; im Gegentheil ich würde Gott auf den Knieen dafür danken, wenn Ew. Majestät dadurch der Fesseln ledig würden, die Ihr edelstes Selbst jetzt gefangen halten.

Ein Verdacht liegt nahe; ich muß ihm entgegentreten, um der guten Sache willen, für die ich zu sprechen meine. Ew. Majestät könnten glauben, ich spräche für eine andere Parthei, ich wollte nur, daß Ew. Majestät die Fesseln tauschen sollten. Nichts liegt mir ferner. Weder für die Kreuzzeitungs-Parthei, noch für Graf Arnim [1]), noch für irgend ein anderes Parthei-Interesse führe ich diese dreiste Sprache. Ich rathe vielmehr ausdrücklich davon ab, daß Euer Majestät, wenn Sie, kraft Ihrer Königlichen Prärogative, andere Räthe wählen, solche unter den Vorkämpfern unserer politischen Partheien suchen. Minister mit einer parlamentarischen Vorgeschichte sind Ew. Majestät Ruin. Unter Ew. Majestät Beamten finden sich viele tüchtige Kräfte, die noch nicht gebunden sind durch Parthei-Verbindlichkeiten. Greifen Sie nach solchen, gleichviel ob sie zu der constitutionellen oder zu der conservativen Parthei gezählt werden.

Aber ich bin an der Grenze angekommen, die die Bescheidenheit auch dem Freimuth zu respectiren anräth. Bestimmte Personen will und darf ich daher nicht nennen.

[1]) Arnim-Boytzenburg der Ältere, damals maßgebender Führer im Herrenhause.

Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Ich antworte: Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen geliebten Herrn am Rande des Abgrunds erblickt. Soll jener zaudern, die Fesseln zu zerhauen, dieser zögern hinzuzuspringen? Gewiß nicht! auch wenn der eigene Sturz damit verbunden wäre. Und noch Eins: ich habe heute in meines geliebten Königs Augen Thränen gesehen, die mich mit Schmerz und Grimm erfüllten. Ich mußte Ew. Majestät Alles schreiben, was ich heute nicht sagen konnte, weil mir das Herz in der Kehle saß. Glauben mir Ew. Majestät, denselben Zorn und denselben Schmerz würden Millionen Ihrer treuen Unterthanen mit empfinden, wenn sie so unglücklich wären, ihren theuren König in so tiefem Leid, in so schwerer Gewissensangst zu wissen, und Keiner würde zaudern, Ew. Majestät Blut und Leben anzubieten, um Sie aus den Bedrängnissen zu befreien, die das Land mit dem schwersten aller Verluste bedrohen, mit dem Verluste seines Königs.

In tiefster Unterthänigkeit

Roon.

So unhaltbar die Lage schon damals erschien, die bestehenden Gegensätze im Ministerium wurden dennoch wieder übertüncht; die liberalen Minister ließen auf den Wunsch des Königs ihre Rücktrittsgedanken fallen, obgleich die Konzessionen, welche sie zum „Ausbau der Verfassung" und zur Befriedigung der Majorität des Abgeordnetenhauses für unerläßlich erklärt hatten, abermals abgelehnt wurden. Ebensowenig war aber Roon's Stellung erschüttert. Im Gegenteil wies der König den Gedanken, ihn zu entlassen, mehrere Male zurück, obwohl Roon anfangs Juni die dahin gerichteten Bitten in formeller Weise wiederholte und sowohl durch den Umstand des fortgesetzten Zwiespaltes in der

Regierung wie durch seine erschütterte Gesundheit motivierte. Als dann aber eine neue Krisis dadurch entstand, daß der König die Huldigung verlangte, die liberale Majorität des Ministeriums dies jedoch für unvereinbar mit der Verfassung erklärte, finden wir Roon, wie aus seinem bereits mitgeteilten Schreiben an Perthes vom 18. Juni ersichtlich, nunmehr zum Bleiben entschlossen, zumal der Monarch seinen Auffassungen in vollster Überzeugung beitrat, und Roon jeden Tag neue Beweise des ausdrücklichsten Königlichen Vertrauens empfing. Es folgten dann die bereits erwähnten Verhandlungen mit einigen Persönlichkeiten, deren Berufung in das Ministerium für alle Eventualitäten ins Auge gefaßt wurde, vor allem mit Herrn von Bismarck-Schönhausen in Petersburg. Dem mitgeteilten bezüglichen Briefwechsel mit letzterem war ein Telegramm vorangegangen, dessen Konzept (von Roon's Hand) erhalten blieb. Es ist datiert vom 28. Juni und lautete: „Es ist nöthig, die beabsichtigte Urlaubsreise unverzüglich anzutreten „Periculum in mora!" Antwort telegraphisch an Alvensleben." Offenbar beruhte es auf einer schon früher getroffenen Abrede und auf der Notwendigkeit großer Diskretion, daß dieses Telegramm nicht mit Roon's Namen, sondern mit „Moritz C. Henning" unterzeichnet war. Dies waren nämlich die Vornamen ihres beiderseitigen Freundes Blanckenburg.

Ebenso ist schon bekannt, daß Bismarck's Reise diesmal noch nicht zu dem von Roon gewünschtem Ziele führte. In der Konseilsitzung vom 3. Juli war auch die neueste Krisis wieder beigelegt worden, indem der König erklärte, „er müsse zwar in Betreff der Erbhuldigung unverändert das überlieferte Recht der Krone festhalten und sei Willens, dies auch öffentlich kund zu thun; nach dem Vorschlage des Staatsministeriums wolle Er sich aber zur Krönung als dem höheren Akte entschließen u. s. w."

Sehr bemerkenswert und in Roon's Sinne als ein erfreulicher Fortschritt zu bezeichnen war es trotzdem, daß dem Protokolle derselben Sitzung von der eigenen Hand des Königs folgender Zusatz beigefügt wurde: „Des Königs Majestät bemerkten hierzu, daß auch Allerhöchst Sie diese Fortentwickelung der inneren Gesetzgebung, welche der Minister Graf Schwerin abermals für ebenso „erwünscht wie erwartet" erklärt hatte, wollten, daß dazu aber nicht erforderlich sei, daß gewisse reponirte Gesetze unverändert angenommen würden. Die ersten Beamten der Krone wären berufen, dem Souverän ihre Gesetzesvorlagen zu machen; dieser habe sie zu prüfen, und bei Nicht-Einverständniß, eine Ausgleichung und Annäherung der Ansichten zu versuchen. Ein Wille und eine Ansicht müsse zuletzt entscheiden und dies sei die des Königs. Wer von den Ministern sich dessen Entscheidung aus Gewissens-Ueberzeugungen nicht anzuschließen vermöge, müsse dann allerdings zurücktreten.

(Allerhöchst eigenhändig gezeichnet) Wilhelm.
Baden 13./7. 61.

Wie man sieht, hatten Roon's eifrige patriotische Worte eine gute Stätte gefunden, und auch dem Gedanken an Ministerwechsel war der König nun schon ernsthaft näher getreten.

In der folgenden Sommerperiode ruhte der Meinungsstreit für eine Weile, um nach den Krönungsfeierlichkeiten um so heftiger zu entbrennen. Das agitatorische Gebahren der neu begründeten Fortschrittspartei ließ neue und heftigere Kämpfe voraussehen. Statt energisch dagegen aufzutreten, suchte die Majorität des Staatsministeriums neue Konzessionen vorzubereiten, mit denen sie den heranbrausenden Sturm zu besänftigen gedachte. Zu dem geplanten Ministerverantwort-

lichkeitsgesetz wurde u. a. nun auch die Reform des Herrenhauses auf die Tagesordnung gebracht. Abermals wandte Roon sich am 10. November 1861 mit einer direkten Eingabe an den König, indem er eine von ihm verfaßte Denkschrift[1]): „Die politischen Partheien in Preußen und das Ministerium" überreichte. In derselben wurde die haltlose Stellung des Ministeriums, auch der eigenen Partei gegenüber, ausführlich geschildert. „Der Regierung fehlt nichts mehr, als eine entschiedene Parthei-Unterstützung; es giebt überhaupt keine ministerielle Parthei, noch weniger eine maßgebende. Es kann keine solche geben, denn es ist dem Ministerium bis jetzt noch nicht gelungen, ein klares und unzweideutiges Programm auszusprechen . . Die Farbe des Ministeriums schillert in wechselnden Farben, leider zum großen Nachtheile des Landes!" Im weiteren wird die bestehende konservative Partei gegen den fort und fort erhobenen Vorwurf, sie plane „Reaktion", in Schutz genommen. „Wir haben die Verfassung; sie ist in voller Geltung und allseitig beschworen; sie könnte daher, — den Fall eines revolutionären Rechtsbruchs von unten bei Seite gesetzt —, nur durch eine allgemeine Verletzung des Rechtsbewußtseins im Volke willkürlich beseitigt werden. Ueberdies ist die sogenannte Kreuzzeitungs-Parthei, nach den lauten Aussprüchen ihrer Führer, wenngleich sie die Verfassung nie geschaffen haben würde, nun sie einmal da ist, voll Eifer für ihre Erhaltung und für ihre, nach den Ansichten der Parthei zu bewirkende Verbesserung. „Reaktionär" im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Parthei daher nicht, höchstens in einzelnen wenigen Heißspornen, die das Kind mit dem Bade ausschütten möchten . . . ."

[1]) Die Mitteilungen daraus sind dem vorgefundenen Konzept entnommen.

Da eine irgend verläßliche oder ausreichende ministerielle Partei nicht existiere, Allianzen mit den Radikalen oder Demokraten aber ausgeschlossen seien, so bliebe doch noch übrig, sich nach Hilfstruppen im konservativen Lager umzusehen, um dem zu erwartenden Ansturm der Umsturzparteien entgegenzutreten. Was thut aber das Ministerium? „Sein offizielles Organ, die Sternzeitung, bewährt im Kampfe mit dem Organe der Konservativen, der Kreuzzeitung, einen Haß und eine Feindseligkeit, welche den Gedanken an Versöhnung mit der Partei geradezu ausschließt, während es die Organe der Demokratie, selbst wenn diese sich in ganz unpatriotischen, die Regierung herabwürdigenden und verdächtigenden Artikeln mit behaglichem Hohn ergehen, mit der zartesten Rücksicht behandelt und kaum hie und da ein männliches Wort der Erwiderung findet. Die neuesten Wahlvorschriften des Ministers des Inneren, so sehr sie die Unparteilichkeit und Freiheit der Wahl predigen, sind sie nicht recht eigentlich gegen die Konservativen gerichtet, da an maßgebender Stelle sehr wohl bekannt ist, daß die abzuwehrende Beeinflußung der Wahlen nicht aus dem demokratischen, sondern aus dem konservativen Lager hervorgehen dürfte? — — —

Der König will constitutionell, aber auch conservativ regieren" — heißt es am Schlusse. „Ist das möglich, wenn seine Regierung sich auf eine Parthei stützt, die nicht existirt, und auf eine andere, die zwar constitutionell, aber demokratisch-constitutionell gesinnt ist? . . . . Aus allem Gesagten folgt, daß entweder der König die von ihm als heilsam erkannte Richtung aufgeben und blindlings den Bahnen seines doctrinären Ministeriums, oder daß dies der verderblichen, wiewohl natürlichen Anlehnung an die Demokraten absagen und den richtigen Sympathien des Königs für die gemäßigten Conservativen folgen muß.

Wenn aber weder das Eine noch das Andere geschieht, so wird die Halbheit in Preußen zur Staats-Raison!

Es fragt sich nur, ob die Wahl für den König wie für das Ministerium gleich frei ist?

Diese Frage ist zu verneinen: Das Ministerium kann nicht nachgeben, ohne sich selbst zu vernichten, denn es müßte brechen mit der Vergangenheit und den Parthei-Verpflichtungen seiner hervorragendsten Mitglieder und daher mit diesen selbst: es muß daher seinen Willen durchsetzen oder dem eigenen politischen Bankerutt entgegengehen.

Der König kann nicht nachgeben, ohne mit seiner eigenen Vergangenheit zu brechen, ohne seine besten Überzeugungen unter einen fremden Willen zu beugen, ohne sich selbst, den Interessen seiner Krone und seiner Dynastie untreu zu werden!

In diesem krassen Dilemma giebt es doch nur eine Lösung:

Der König kann nicht abtreten, das Ministerium kann es! — —"

An Perthes schrieb Roon in denselben Tagen ähnliches: „. . . . Sie haben leider ganz Recht: der Zersetzungs-Prozeß macht reißende Fortschritte. Auch mich würde der Wahllärm und der Programm-Klüngel nicht beunruhigen, wenn ich irgendwo ein Mittel erblickte, um der Essig-Gährung Einhalt zu thun, die eben deshalb naturgemäß in die faulende oder stinkende Gährung übergehen muß . . . Das von den sehr ungleichen Kräften an maaßgebender Stelle construirte Parallelogramm ergiebt natürlich eine sehr schiefe Diagonale, wie das neueste, vom Jahrestage von Roßbach (!) datirte

Programm Schwerin's darthut. Sie werden darin von meinen isolirten Anstrengungen kaum Spuren entdecken; dennoch bin ich daran, daß es erschien, nicht unschuldig. Es wird nichts ändern an der allgemeinen Confusion, da seine Geburt, wie ich hoffte, nichts geändert hat. — Der Kern- und Angelpunkt der inneren Preußischen Politik ist und bleibt die Armee-Frage. Darum kann, darf und will ich jetzt nicht zurücktreten, wie ich aus tausend Gründen möchte, wenn ich blos mein „Fleisch" fragte; ich darf nicht! Ebensowenig darf ich mich in jener Frage geschmeidig zeigen. Die Armee, der bisher noch einzig verlaßbare Anker und Pfeiler unserer Zukunft, darf in ihrem Selbstbewußtsein, in ihrer Gesinnung nicht beirrt werden; sonst bricht das Chaos herein. Dies durch die Erhaltung der Armee in ihrem äußeren Bestande wie in ihrem inneren Werthe abzuwehren: darin erblicke ich den politischen Theil meiner Aufgabe. Hierin allein vermag ich mit Sicherheit etwas, darauf also muß ich mich beschränken. Aller sonstige Schaden, den ich nicht abwenden kann, ist nicht irreparable; das Verderbniß der Armee wäre der Ruin aller geordneten sozialen Verhältnisse. Gebe mir Gott der Herr gesunde Augen, Geistesgegenwart, Thatkraft! Er weiß „was für ein Gemächte wir sind"; Er muß und wird daher das beste thun müssen. Daher ist mein freiwilliger Rücktritt erst dann erlaubt, aber auch geboten, sobald ich erkannt, daß ich jener Aufgabe nicht mehr gewachsen bin, daß die äußeren Verhältnisse mich überwältigen in dieser Frage, wie es leider in anderen geschehen. Und dieser Zeitpunkt ist vielleicht näher als Sie glauben. — Eine Regierung, deren eigenthümlichster Charakterzug perennirende Krisen sind — doch — meine Stunde schlägt, die Tretmühle ruft . . . Bitte mir recht bald wieder einige freundliche Zeilen zu gönnen. Auf meinem Isolir-Schemel wirkt Freundes-

Zuspruch, wie sanfte elektrische Schläge, heilend und stärkend. Gott sei mit Ihnen! treu verbunden

Ihr

Roon.

Die Anfang Dezember vollzogenen Wahlen zum Abgeordnetenhause fielen noch schlechter aus, als man gefürchtet hatte. Die Fortschrittspartei hatte im ganzen Lande besonders auch in den östlichen Provinzen, bedeutende Erfolge. Das Schicksal des Ministeriums war dadurch eigentlich schon besiegelt. Die ohnehin schwache und unzuverlässige ministerielle Partei in der Kammer war ebenso geschwächt wie die Konservativen. Auch Roon und sein Gesinnungsgenosse im Ministerium, Graf Bernstorff, waren nicht gewählt.

„Nach constitutionellem Ritus", so schrieb Blanckenburg am 8. Dezember an Roon, „kannst Du nun also nur einpacken mitsammt Bernstorff — der Durchfall war gründlich! Die „Gespielen" werden noch gewählt, weil man sie als der Demokratie unschädlich, ja behülflich, kennt, Ihr beide seid bedenklich wegen des Einflusses beim König! . . . . Der Ausfall der Wahlen in Pommern ist lediglich durch die Bauern entschieden, — die aufgeregt von Kreisrichtern und Juden auf das allerentschiedenste gegen uns Parthei nehmen. Einmal hatte man ihnen eingeredet, wir wären gegen den König! Dies wurde um so leichter geglaubt, — da die Regierung hier ja männiglich gegen uns vorging; sodann spiegelte man ihnen eine neue Kreisordnung vor, bei der sie die Majorität hätten und sich alle Communallasten abschütteln könnten. Die Versammlungen waren überall stürmisch, — man hörte mich kaum an, sie waren wie bezaubert!

Nun man sieht, was man mit dem Wahlgesetz leisten kann! Das arme Volk! — Und nun? Du wirst denken, jetzt ist der Moment gekommen, wo sicher aufgelöst wird!

Ja, — wer weiß —, ich glaube es nicht . . Man wird jetzt schon Waldeck den Hof machen und bald einsehen, wie sehr man diesen Mann verläumdet hat, — er ist gewiß bald der beste „loyalste" Freund!! Meine Hoffnung steht auf nichts, da ich eben Niemand Muth zutraue. Die jetzt aufgeregten Wellen sind übrigens nicht ganz leicht zu beruhigen . . . . Die Mißgriffe unter der Manteuffelei sind mir immer klarer.

Wenn der König sich nicht jetzt, aber bald, sehr bald aufmacht, dann werden diese ernsten Demokraten bald stückweise und ruhig mit dem bischen Königthum abfahren. — Hoffentlich wirst Du Dich nicht bei Oberrechen-Kammer- und Minister-Verantwortlichkeitsgesetz betheiligen. Daß Du bei der Militairorganisation nachgeben könntest, halte ich natürlich für einen Unsinn, — und deßhalb sehe ich Dich auch schon im Geiste in denselben Ruhestand versetzt, in dem ich jetzt bin, da es mir nicht unwahrscheinlich ist, daß in letzterer Position überall nachgegeben wird . . . . Ich werde den Muth nicht sinken lassen, aber gegen den Regierungsstrom sind die Conservativen völlig ohnmächtig.

Dein getreuer Neffe Moritz v. Bl.

Ähnliche Stimmungsberichte kamen von den Königstreuen aus allen Provinzen. Perthes schrieb u. A.: „. . sich um eine große Sache, die des Schweißes der Edlen werth ist, mit Gethier sehr niederer Ordnung herumzerren zu müssen, das bringt auch den geprüften Mann in Versuchung; hier beißt, dort sticht oder kratzt oder spuckt jetzt so eine Bestie, und aus allen Löchern und Ritzen heult und pfeift und kreischt es, — und dennoch ist die Atmosphäre auch dieses Volkes von Angst geschwängert, es stinkt ordentlich nach Angst . . . ."

Die Thatsache, daß man sich im neuen Landtage einer fortschrittlichen Majorität gegenüber sehen würde, drängte zu entscheidenden Entschlüssen; dennoch geschah nichts, vielmehr zeigten einige Mitglieder der Regierung auch jetzt noch Neigung zu Konzessionen. Nur Herr von Bethmann-Hollweg erhielt die schon wiederholt erbetene Entlassung, auf welcher er angesichts des Ausfalls der Wahlen mit Festigkeit bestanden hatte. Mehr als je richteten sich auf Roon alle Blicke der Vaterlandsfreunde, weil man allein von seinem Einflusse auf den König noch eine Wendung zum Besseren erhoffte. Unter den vielen herzlichen Zurufen und patriotischen Ermahnungen zum standhaften Ausharren, die Roon in jenen Tagen empfing, befand sich auch nachstehendes bemerkenswertes Schreiben des ihm aus alter Zeit so nahestehenden Prinzen Friedrich Karl:

Berlin, 17. Dezember 1861.

Liebe Excellenz! Wenn es sich in dem morgenden Minister-Conseil um das Fortbestehen des Preußischen Königthums handeln sollte, so bleiben Sie standhaft! Keine Minister-Verantwortlichkeit, denn dann kommt der Schwerpunkt der Gewalt im Vaterlande in die 2te Kammer, statt bei dem Könige zu bleiben, keine Nachgiebigkeit überhaupt in einer wahrhaft revolutionirenden Zeit und einer verlangenden Kammer gegenüber, die weder durch diese Conzession, noch durch irgend welche andere befriedigt werden kann; in Zeiten der Revolution, in denen wir uns offenbar befinden, währt die Befriedigung über Nachgiebigkeit keine 14 Tage, und auch diese ist nur scheinbar, denn die Fortschrittsmänner wollen weiter und weiter bis an das logische Ende der Schreckensherrschaft und der Republik. Jeder Revolution muß man einen Damm entgegensetzen. Wenn wir derselben erst in Form von Aufläufen, Emeuten ꝛc. auf

der Straße begegneten, so wäre dies mit Pulver und Blei höchst einfach. Zu solchen Verstößen und Mißgriffen werden es die Fortschrittsmänner von heute nicht kommen lassen. Das ist das Ueble, und ist das der Unterschied zwischen den Demokraten von 1848 und den heutigen Fortschrittsmännern. Es sind andere Mittel, die diese klüger gewordenen Männer anwenden, welche den Fluch für uns haben, daß viele wirkliche Biedermänner sich nicht überzeugen können, daß wir in der Revolution sind. Sind denn nicht blos die Mittel verschieden, die Zwecke aber dieselben? Wollen jene denn nicht, was sie 1848 durch Barrikaden und Sturmpetitionen erreichten, jetzt auch, aber langsamer und im Laufe von Jahren? Darüber muß dem König Licht werden. Seine treuesten Anhänger in den Provinzen, deren letzter Blutstropfen gern für seine Person und für das Königthum verspritzt wird, können es alle bestätigen, daß das Volk wahrhaft verführt ist. Sollte denn der König glauben, daß die jetzige 2te Kammer wirklich der Ausdruck des wahren Volkswillens ist? Unmöglich, und wenn Er das einsieht, so ist vor der Hand genug erlangt, denn dann muß Er sich sagen, daß es nun darauf ankommt, in geschickter Weise dem Volke diese Kammer in ihrer rothen Nacktheit zu zeigen, um sie dann aufzulösen, daß es aber nicht darauf ankommen kann, wie Er mit dieser Kammer fertig wird, daß es nicht darauf ankommen kann, wie Er mit ihr unterhandelt, und welche Conzessionen durch Entäußerung von Rechten des Thrones und der Krone gemacht werden.

Wird aber jetzt als wünschenswerth oder als nothwendig erkannt, mit dieser Kammer, der ich nur die Militär-Vorlage und das Budget vorlegen möchte, nicht weiter zu unterhandeln, so gehört wenig Scharfsinn dazu, sich zu sagen, daß jetzt mit Gottes Hülfe endlich der Augenblick da ist,

der Revolution ein mächtiges „Halt" zuzurufen. Unser König kann das. Mehrere Seiner Minister wollen das nicht. Mag Er Sich dann von ihnen trennen, was beiläufig gesagt nach meiner politischen Auffassung mir in sofern nicht recht wäre, als sie in diesem Falle mit einem gewissen Eklat zurücktreten würden, während ich vielmehr wünschte, daß sie mit ihrer sogenannten Parthei vor der jetzigen Kammer zusammenstürzten, nachdem sich diese Parthei der Mitte, wie alle Mitten, in ihrer ganzen Nichtigkeit und inneren Haltlosigkeit gezeigt haben würde — zur Korrektur des Landes, sich und anderen zur Lehre, um nimmer wieder zu erstehen.

Mag Er Sich alsdann von ihnen trennen. Er wird dies Opfer bringen, so groß es auch in Seinen Augen ist und so sehr es Ihn persönlich auch zu treffen scheint. Also dann andere Minister! Mag der König um Seines Gewissens willen an Seinem Programm festhalten, — die Männer, die Er beruft, um den Staat zu retten, werden in solchem Augenblick nicht darum rechten. — Wen berufen? Wenn ich das preußische Volk, dem die soldatische Erziehung und der soldatische Sinn nicht abzusprechen sind, richtig erkenne, so folgt es am liebsten einem Soldaten. Wenn ich die Situation richtig erkenne, so ist sie derartig, daß ein General mehr denn je an die Spitze des Ministeriums gehört. Haben wir einen Brandenburg? Ich denke, er findet sich. Es kommt hier mehr auf gesunden Verstand und Energie als auf Fachkenntniß an. In letzterer Beziehung können viele Leute aushelfen. . .

Mir ist zu Muth, wie vor einem in Aussicht stehenden schweren Gefecht, in welchem es sich um mein Leben handelte. Und doch ginge ich lieber langsamen Schritts in das tollste Feuer, als ich morgen den Gang thäte, der

Ihnen bevorsteht. Gott helfe Ihnen! Gott geleite Sie, Er gebe Ihnen Muth, Kraft und Beredsamkeit, auf daß Sie, wie Er will, auf Herz und Sinn des Königs wirken mögen! Amen!

So bete ich aus Herzensgrunde und mit mir die, welche es im Lande treu mit dem Könige halten.

Euer Excellenz gehorsamster Diener

Friedrich Karl, Prinz v. Preußen.

Die Vorgänge in der in obigem Schreiben erwähnten und einigen darauf folgenden Conseilsitzungen können im einzelnen nicht näher mitgeteilt werden. Indessen haben sie zur Klärung der Situation manches beitragen, und Roon's Operationsplan, der auf ähnlichen Anschauungen wie die obigen des Prinzen Friedrich Karl sich gründete, knüpfte an die dabei gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen an. Auch nahm er in diesen Tagen eine Gelegenheit wahr, den Monarchen von neuem um seine Entlassung zu bitten, falls diese zur Lösung der Schwierigkeiten auch nur im mindesten beitragen könnte, oder falls des Königs Vertrauen zu ihm in irgend einem Punkte schwankend geworden sei. Dies war nicht unbekannt geblieben, und tausende von patriotischen Herzen schlugen damals in zitternder Spannung, wie die Entscheidung fallen würde, nicht nur weil sie Roon's Person hochhielten, sondern vor allem weil die Königstreuen vornehmlich in ihm den Repräsentanten ihres politischen Prinzips erblickten, um dessen ganze Zukunft vielleicht für eine lange Reihe von Jahren es sich handelte. „Der gestrige Freudentag," schrieb z. B. Prinz Karl am 25. Dezember, „ist mir verkümmert worden, indem die früheren Gerüchte von Ihrem Ausscheiden aus dem Ministerium, verehrter Roon, sich gestern erneut zu verschiedenen Malen bis zu mit drängten!! Gott

gebe, daß dem nicht so ist, — denn der König, mein Allergnädigster Bruder, muß wissen, daß ein solcher Wechsel die Offizier-Korps der Armée tief erschüttern würde, und doch können Ihn nur Soldaten gegen Demokraten beschützen und helfen . . Gott gebe, daß das Gerücht lügen möge."

In der Tat lehnte der König das Gesuch ab, und Roon hatte sich nun zu neuen Entscheidungskämpfen zu rüsten.

„Meine Lage," so schrieb er damals, 27. 12. 61., an Perthes, „ist nicht so übel, als es von Weitem scheinen möchte. Ich habe ein klar erkanntes Ziel vor Augen und operire demgemäß ohne alle Umschweife und Maskenscherze. „Constitutionelle Bräuche" habe ich beobachtet ohne entsprechenden Erfolg und dadurch eine Position gewonnen, die mich gegen alle möglichen Zwischenfälle sicher stellt. Aber freilich ist mein persönliches Verhältniß von minimaler Bedeutung, in Betracht der großen auf dem Spiele stehenden Interessen. Es findet indeß zwischen beiden eine gewisse Coincidenz statt, die ich für entscheidend halte und zwar gleichmäßig sowohl für die vaterländischen als für meine persönlichen Wünsche und Hoffnungen. Gewisse Masken sind abgezogen worden, und wenn dies keine unmittelbaren Folgen hat, so kann man die dafür als Motiv geltend gemachte „Klugheit" beklagen, aber an und für sich ist damit noch nichts verspielt. Dies wird erst dann der Fall sein, wenn jene Folgen auch künftig ausbleiben, sobald man jene sogenannte „Klugheit" nicht mehr vorschützen kann. — Aber ich fürchte, ich werde sibyllinisch und kann doch kaum deutlicher sein, will ich nicht weitläufig werden, was heute nicht geht. Das eine noch zur Aufklärung. Zwei meiner Kollegen stehen unbedingt auf meiner Seite; die Spaltung

ist tief und wird nie wieder verharschen, und der König steht prinzipiell in allen Punkten auf unserer Seite. Ohne gewisse Einflüsse wäre die Lösung des allerunnatürlichsten Bündnisses schon erfolgt, aber sie wird erfolgen, sobald die Entscheidung nicht mehr ausgesetzt werden kann, und das wird binnen wenigen Monaten geschehen müssen. —

Nun Adieu! Herzliche Grüße und Wünsche zum Neuen Jahr, das für mich und — was wichtiger — für unser theures Preußenland ein entscheidungsreiches werden wird . . . ."

Am 3. Januar 1862 erwiderte Perthes diese Neujahrs-Wünsche: „Möge Gott Sie — — tagtäglich neue Frische und Freudigkeit gewinnen lassen, deren Sie bedürfen, um nach Außen wirken und schaffen zu können. Muth und Kraft und männliche Ruhe möge Gott Ihnen erhalten und vermehren für das schwere Tagewerk, zu welchem Er Sie berufen hat; das bitten und wünschen mit mir Viele in allen Theilen des Landes!

„Meine Lage ist so übel nicht, wie es von Weitem scheinen könnte," schreiben Sie. Übel scheint dieselbe nicht, weder von Weitem angesehen, noch aus der Nähe, wohl aber groß. Sie haben die widerstrebendsten Personen und die widerstrebendsten Verhältnisse genöthigt, Sie als Ministerpräsident anzuerkennen, denn Ministerpräsident ist, auch wenn er nicht den Namen trägt, der Minister, der die Richtung bestimmt, in welcher die Regierung sich bewegt. Das haben Sie seit Monaten in wachsendem Maße gethan und werden, wenn nicht alles täuscht, bald auch die Personen entfernt sehen, deren Verbleiben mit der neu bestimmten Richtung unverträglich ist. Ich schrecke aber vor der Gefahr zurück, daß die Stellung, welche Ihnen, damit Land und Leute nicht in den Abgrund stürzten, durch den Gang der Dinge

aufgezwungen wurde, jetzt zu einer dauernden werden könnte. Um jedem einzelnen Ministerium die Richtung zu bestimmen, muß und darf zwar der Ministerpräsident nicht für den Geschäftskreis eines jeden Ministeriums Mann vom Metier sein, aber Sie sind doch nun einmal eine Soldatennatur durch und durch, sind aus einem Holze geschnitten und werden auch im Auswärtigen u. s. w. den Soldaten nie verleugnen und daher für die Stunde der Gefahr und großen Entscheidung der rechte Führer sein, aber nicht verbraucht werden dürfen vor der entscheidenden Stunde. Als ständiger Ministerpräsident würden Sie, scheint mir, unter den jetzigen Verhältnissen Gefahr laufen, dorthin, wohin Sie nicht wollen, geführt zu werden und zugleich das Imponirende für die Persönlichkeiten verlieren, denn imponirt werden muß und denen bisher durch Sie imponirt worden ist, so oft Sie als Soldat auftreten, und denen künftig imponirt werden wird, wenn Sie in dem rechten Augenblick als der rechte Mann erscheinen.

Wenn aber Sie nicht, wen denn sonst könnte man als Führer für die nächste Zeit wünschen? Schwerlich einen Mann, der nach Außen revolutionär auftreten würde, um nach Innen conservativ sein zu können, der die deutschen Fürsten Preis gäbe, um den brandenburgischen Adel zu retten. Das Revolutioniren läßt sich nicht wie der Krimmkrieg localisiren; es frißt um sich wie der Krebs. Wen aber sonst? ich weiß nicht. Weil Sie aber gespart werden müssen, dürfen Sie nicht nur deßhalb eintreten, weil kein Anderer da ist; zu einem Lückenbüßer auch von großen Dimensionen sind Sie viel zu gut. — — —"

„Mein theurer lieber Freund," antwortete Roon Ende Januar, „zum Plaudern habe ich, da die Schlacht, die mit Gottes Hülfe eine entscheidende sein wird, entbrennt, aller-

dings keine Zeit, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich, Gott sey Dank! gesund und wohlgemuth bin. Gott wird helfen und unser altes gutes Preußen an dem Dummheitsfieber nicht sterben lassen, was gegenwärtig seine Nerven durchschüttelt. — In einer Ihrer letzten Herzensergießungen thun Sie mir wohl viel zu viel Ehre an, und ich kann daher das Attentat gegen meine Bescheidenheit und Demuth, was darin liegt, nicht preisen. In Allem, was wir thun und lassen, ist soviel Zufälliges oder vielmehr Providentielles, daß in der That auf unser Conto nichts gesetzt werden kann als der Sinn und Geist, der zu dem Geschehenen den Anstoß gegeben. — —"

Auf die von Perthes gemachten Andeutungen über Herrn von Bismarck, — aus späteren Briefen ergibt sich, daß sie sich auf diesen bezogen hatten —, ging Roon nicht ein, denn er konnte das Urteil des Freundes über Bismarck's politische Ansichten nicht für zutreffend erachten; dasselbe ausführlich zu widerlegen, fehlte ihm aber die Zeit; desto nachdrücklicher hat er dies später nachgeholt.

Inzwischen war bereits am 14. Januar 1862 der neugewählte Landtag zusammengetreten. Das Herrenhaus nahm den Gesetzentwurf, welcher im wesentlichen den heute gültigen, jedoch 1887 etwas modifizierten Bestimmungen über die Verpflichtung zum Kriegsdienste entsprach, unverändert an. Das Abgeordnetenhaus jedoch verquickte denselben mit andern Maßregeln der Regierung. Seine fortschrittliche Majorität, geführt von Waldeck, Hoverbeck, Twesten, Virchow, griff die Minister des Königs, vor allem Roon auf das heftigste an. Vergebens suchten die Altliberalen einzulenken und stellten sich wenigstens teilweise jetzt auf die Seite der Regierung, vergebens suchten Vincke u. a. ihre bisherigen Irrtümer wieder gut zu machen —, es war zu spät, und

auch sie mußten die Erfahrung machen: „die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!"

Während Roon in vollster Waffenrüstung im Brennpunkt dieses heißen, tobenden Kampfes mit seinen schwankenden Chancen stand, fand er doch noch einige Male Zeit, die Zurufe des Freundes Perthes zu beantworten. „Meine Lage," schrieb er ihm u. a. am 11. Februar, „ist im Grunde die alte, nicht große, aber recht schwierige. Mit Gottes gnädiger Hilfe hoffe ich ihr indessen gewachsen zu bleiben oder mit Ehren von der Bühne zu treten. Wenn die demokratische Presse mich zur bête noir macht, die Majorität der „Gespielen" heimlich mit den Gegnern transigirt; wenn die Festigkeit an maßgebender Stelle sich im Augenblick der nahenden Katastrophe noch zu bewähren hat; wenn diese, wie vorauszusehen, Aequinoxial-Stürme bringt, in denen man die Hand nicht vom Steuer lassen darf, ohne den Cours zu verlieren und auf den Sand zu gerathen: so sind das Alles zwar keine Daunenkissen; indeß schlafe ich mit und auf diesen Sorgen Gottlob meist recht ruhig, weil ich vertraue, daß „Recht doch Recht bleiben muß und dem alle frommen Herzen zufallen" werden. Ich bete oft recht herzlich um unverringerte Zuversicht und mache mir dann, wenn sie recht groß und sicher von mir empfunden wird, Gedanken, ob nicht mehr Sorgen und Vorsicht zu meiner Pflicht gehören, besonders wenn ich mich ertappe, daß ich nahe daran bin die Gegner zu unterschätzen, wozu der Hochmuthsteufel die schwache Natur ab und zu verführen will. „Schlecht und recht, das behüte mich," so sollte man immer denken, aber die Teufeleien ringsum benebeln mir oft den Sinn, der Grimm frißt in mir, und Zorn und Haß brennen in meinem Herzen, so daß ich den rechten Leitstern nicht deutlich sehen kann. — — — — Zum Glück finde

ich immer bald die richtige „Temperatur" wieder, aber in einem solchen Anfall von Aerger kann man doch viel Schaden thun und viel Gutes unterlassen. Gott helfe! —

Was sagen Sie zu der großdeutschen Teufelei, die der jüngste Würzburger[1]) Wechselbalg geboren? Ich denke, sie kann uns nicht viel schaden, sondern klug benutzt nur förderlich sein. Wir werden zunächst durch einige Militair-Conventionen, die zum Abschluß reif, darauf antworten und auf den groben Klotz den groben Keil setzen. Die Anspielung auf Olmütz war nebenbei recht dumm von den Kerlen, aber sie soll mir helfen diese Dummheit — in der Militairfrage. Was würden Sie aber sagen, wenn selbige nur wegen dieser Dummheit einer-, wegen parlamentarischer Pfiffigkeit andrerseits glatt durchginge? Es ist nicht unwahrscheinlich trotz alles Gifts und aller Galle, die gegen den Kriegsminister von den Bassermännern gekocht wird. Auch ich bin der Meinung, daß der Konflikt in dieser Frage womöglich überhaupt vermieden werden muß; jede andere Frage eignet sich besser dazu. Wenn's aber nicht sein kann ohne Schade und Schande zu leiden, so würde auch der Handschuh aufgenommen werden müssen. So sagt wenigstens mein trotziges Herz, und ich glaube, daß es hierin recht hat. Jedoch das Spiel könnte verwegene Dimensionen annehmen, wenn sich dem Trotz nicht die nöthige Energie und Thatkraft zugesellt. Darum beten Sie, theurer Freund, immer recht andächtig das Allgemeine Kirchengebet; ich kenne jetzt für mich kein heißeres, und Gottlob ich verspüre, daß es nicht umsonst gebetet wird, daß es unserm theuren Könige nützt, dem ich meinerseits mich nie inniger

[1]) Die damals in Würzburg stattgefundenen Konferenzen der Minister der deutschen Königreiche (exkl. Preußen) und Mittelstaaten sind gemeint.

verbunden gefühlt habe. Ein König, der ein tapferer Mann, kann Alles; er kann Zauberdinge thun, weil sein Muth der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet. — Sie sehen aus diesem Schwätzen, wie viel Zeit ich habe, und doch muß ich noch auf einen — Ball gehen! Wären Sie nur dann und wann ein Stündchen hier! — Grüße, viele herzliche von Ihrem

Roon.

Aus der Antwort ersehen wir, wie ein Mann von der Bedeutung Perthes' in jenen Tagen die deutschen Angelegenheiten ansah. „Das Widrige des jetzigen Geredes mit den Herren Würzburgern," schreibt er am 15. Februar, „liegt doch in der aller Welt unzweifelhaften Gewißheit, daß es unter allen Umständen auf beiden Seiten vorläufig bei dem Gerede bleiben müsse. Nicht in irgend einer, an sich auch noch so wichtigen Festsetzung der Bundesakte oder Schlußakte hat die Schwierigkeit der deutschen Frage ihren wahren Grund, sondern in der Thatsache, daß zwei Mächte von ungleicher Art aber von gleicher Kraft durch eine mehrhundertjährige Geschichte einem und demselben politischen Zusammenhange angehörig geworden sind, die bis 1806 deutsches Reich, seit 1815 deutscher Bund genannt wird. — Keine Verfassung vermag dadurch, daß sie Einheit der Leitung juristisch anordnet, die thatsächliche Zweiheit der Lage aufzuheben.

Wenn der engere Bundesstaat unter Preußens Leitung wirklich durch Vertrag zu Stande käme, alle deutschen Staaten mit Ausnahme Oesterreichs umfaßte und mit Oesterreich in einem Bundes-Verhältnisse stände, so würde der durch eine lange Geschichte begründete thatsächliche Einfluß Oesterreichs auf Deutschland wahrscheinlich nicht abnehmen, sondern zunehmen. . . .

Keine Verabredung, keine Verfassungsänderung wird Preußen wirklich zum Haupte eines engeren Bundesstaates machen, sondern nur eine große europäische Umwälzung, welche Oesterreich als die Macht, die es bisher war, verschlingt.

Im Jahre 1850, so wenig wie im Jahre 1862 kann Preußen eine solche Umwälzung durch Verbrüderung mit der Revolution herbeiführen wollen; und wollte Preußen heute die Revolution aufrufen, so würde heute die Revolution den Ruf nicht hören; das Jahr 1862 ist eben nicht das Jahr 1850. Schon deshalb erscheint Preußen heute nicht mehr als das Schreckbild, welches es 1850 war, und macht durch seine Worte einen noch geringeren Eindruck als damals . . . Die deutsche Frage ist also parlamentarisch nicht zu verwerthen. Ueberdies würde auch kein Mensch glauben, daß der Kriegsminister die Armee reorganisieren wolle zum Besten des engeren Bundesstaates und zum Schaden der unhöflichen Notenschreiber (in Bayern, Hannover ꝛc.). Denkt ihr denn wirklich, fragt schon die Volkszeitung, daß Herr v. Roon auch nur Eine Compagnie für die deutsche Einheit ausrücken lassen wird? — —

Als bête noire würden Sie angesehen in der Presse? Ja und nein. Ich sehe jetzt Zeitungen vielerlei Art durch, aber noch habe ich kein einziges Wort der Mißachtung über Sie gefunden. Als Feind werden Sie und Sie allein betrachtet, den man zwar tödten aber respektieren müsse. Wenn unsere — — nur so wären, heißt es in immer neuen Wendungen, wie dieser verd. — Kerl mit seinen fürchterlichen vielen Runzeln auf der Stirn, wenn er böse wird. — —"

Wie Roon richtig vorausgesehen, brachten die Äquinoktien 1862 in der That endlich Bewegung in die schwülen politischen Verhältnisse. Ein Vorzeichen war zunächst der formelle Rücktritt des Fürsten Hohenzollern, der thatsächlich

die Funktionen eines Ministerpräsidenten schon seit längerer Zeit nicht mehr ausgeübt hatte, und seine, auf Roon's Betreiben erfolgte, vorläufige Ersetzung durch den Prinzen Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen, bis dahin Präsident des Herrenhauses. Bald darauf, am 11. März, erfolgte wegen der fortgesetzten tendenziösen Angriffe des Abgeordnetenhauses auf die Regierung, und nachdem es feststand, daß eine Einigung über die Gesetzvorlagen völlig ausgeschlossen sei, die Auflösung des Abgeordnetenhauses, während der König die gleichzeitig von den Altliberalen verlangte Umgestaltung des Herrenhauses entschieden abgelehnt hatte. Jetzt endlich sahen Auerswald, Patow, Schwerin ein, wie unhaltbar ihre Stellung geworden war, und erbaten ihre Entlassung; mit ihnen traten Bernuth und Pückler zurück. Neben Roon blieben nur von der Heydt, der statt des Handels die Finanzen übernahm, und Bernstorff im Ministerium. Letzteres wurde am 19. März durch Jagow, Itzenplitz, Graf Lippe und Mühler ergänzt. Absichtlich war vermieden worden, Männer mit hervorragender parlamentarischer Vergangenheit zu berufen. Das neue Ministerium sollte sich nur als ein Geschäftsministerium charakterisieren. Da indessen seine Mitglieder fast sämtlich der überzeugt-konservativen Richtung angehörten, so wurde es von sämtlichen andern Parteien mit offener Feindschaft betrachtet, der größten Reaktionsgelüste beschuldigt und stieß überall auf den heftigsten Widerstand, auch in außerparlamentarischen, sehr einflußreichen Kreisen[1]).

Wie die neue Lage sich zunächst in ihren Augen darstellte, ergibt sich am deutlichsten aus dem nachstehenden Auszuge von Roon's Korrespondenz mit Perthes:

[1]) An der Spitze der letzteren standen bekanntlich J. M. die Königin und S. K. H. der Kronprinz.

Berlin, 22. März 1862.

. . . Die Allerhöchste Cabinetsordre vom 19ten März, welche die öffentlichen Blätter mitgetheilt, sowie der vom Staatsministerium gestern berathene Entwurf einer Wahl-Instruction für die Ober-Präsidenten u. s. w., der morgen oder übermorgen gleichfalls zur Publizität gelangen wird, diese sowie alle ferneren Schritte der neuen Regierung werden und sollen ihren Standpunkt zunächst so klar wie möglich stellen; des Buhlens und Kokettirens mit der s. g. öffentlichen Meinung ist es wohl endlich genug. Man soll deutlich und bestimmt erfahren, daß die Regierung verfassungstreu, in der Continuität mit den Grundsätzen des Königs, wie solche in dem bekannten November-Programm niedergelegt und von ihm selbst verstanden worden; daß sie (die Regierung) unbeirrt durch Lügen und Verdächtigungen, fest, stramm und unbesorgt vor den möglichen Folgen, jederzeit recht zu thun bemüht sein wird . . . Ein solcher fester, selbstbewußter Gang schließt das Entgegenkommen, zu dem Sie rathen, keineswegs ganz aus; er gebietet es vielmehr in gewissem Grade und in einer gewissen Weise. Sie dachten und denken dabei zunächst an die Armee-Frage, richtiger an die Geldfrage. Der neue Finanzminister hat dabei zunächst zu bestätigen oder zu verneinen, ob der abgegangene nicht bisher ein System befolgt hat, durch welches die Königliche Macht planmäßig an das Parlament gebracht werden sollte. Finanzielle Unzulänglichkeiten behaupten, und zugleich die Unerläßlichkeit der Fortdauer einer in Form und Wesen besonders lästigen Steuer (des 25%igen Zuschlags zur Einkommen- ꝛc. Steuer), gab eine schneidige Waffe, um damit Conzessionen zu Gunsten des Parlamentarismus von der Krone zu erstreiten. Dieser Plan ist Gottlob in der Hauptsache nicht gelungen. Wenngleich der König bis jetzt noch

keine klare Erkenntniß von der Existenz und der Verderblichkeit jenes planmäßigen Beginnens hat, so hat er doch die drohende Gefahr erkannt und ist am Rande des geöffneten Abgrundes stehen geblieben . . . Ist, wie ich hoffe, der neue Finanzminister im Stande, die Erläßlichkeit des bisherigen Finanz-Systems und seiner Daumschrauben darzuthun; gelingt es ihm, die praktischen Beweise beizubringen, daß Preußen finanzkräftig genug ist, seine unentbehrliche Armee in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Stärke zu bezahlen, ohne den verhaßten Zuschlag ferner zu erheben: Dann wird es Zeit sein auf dem Gebiete der militärischen Finanz-Ansprüche, *falls* die allgemeine politische Lage solches gestattet, sich auf das Nothwendigste zu beschränken und zwar *ungedrängt* . . . Jedenfalls kann es nicht früher geschehen, *als bis die gesetzlichen Fundamente der Reorganisation gelegt sind*, und überhaupt kann es nur insoweit geschehen, als es die organischen Bedingungen und das Lebensprinzip der Reorganisation gestatten. Das Wesen der letzteren soll und muß dem Staate erhalten bleiben, und niemals werde ich mich zu einem Rathe entschließen, der die Lebens-Basen der großen Maaßregel in Frage stellt.

Wenn nun aber in dem einen wie dem andern Falle die tendenziöse Opposition eines Unterhauses mit demokratischer Majorität dem gegenwärtigen Ministerium das Regieren unmöglich zu machen droht, — und dieser Fall wird von vielen für der wahrscheinlichere gehalten —, so bin ich meinerseits zu *allen* Konsequenzen entschlossen, die sich daran knüpfen, und ich glaube in diesem Entschlusse Gefährten zu finden. Erst dann aber beginnt die *eigentliche, entscheidende* Krisis; erst dann wird es sich fragen, ob die Krone sich selber treu bleiben will —, sonst — hätte ich

freilich bisher umsonst gearbeitet und gerungen; denn eine Umkehr zu den Tendenzen des abgelebten Ministeriums wäre das Aufgeben des historischen Königthums in Preußen und die Inthronisation der Parlamentsherrschaft, die dann ohne Schwierigkeit mit klingendem Spiel als Siegerin einherziehen würde. Ob das zu verhindern überhaupt und im Hinblick auf die maßgebenden Persönlichkeiten und ihre Umgebungen möglich sein wird, Gott weiß es. Aber versuchen muß ich den Kampf, dazu drängt mich meine Pflicht und mein Gewissen . . . Und so helfe Gott in Gnaden weiter! Der kleine David hatte nur Kieselsteine und ein tapferes Herz — — Gott ist es, der den Sieg giebt, nicht Stärke oder Witz.

Von der Flauheit und Selbstsucht der s. g. Conservativen erwarte ich nicht viel . . . ich bin jetzt ein gefeierter Mann bei ihnen, obgleich ich wahrlich nicht ihretwegen mich bemühte; wenn man nun aber von ihnen etwas Anstrengung verlangt, so machen sie Ausflüchte. . . .

Diesen Brief soll Goltz mitnehmen . . . Wissen Sie keinen Handelsminister? M.'s Eifer ist zweifelhaft und Kühlwetter gefällt mir nicht sehr; ich fürchte er würde uns die Couleur verderben mit seinem 48er Abglanz. — —

Ihr

Roon.

Perthes antwortete (Bonn am 27. März) u. a.:

„Gott sei Dank für soweit, mein lieber und verehrter Freund! Es ward gethan, was ungethan nicht bleiben durfte; möglich ist, daß sehr ernste Zeiten kommen, aber die Neubildung des Ministeriums wird, mag die Zukunft bringen, was sie will, immer als eine unbedingte Nothwendigkeit anerkannt werden müssen und daher nie als Ursache der schweren Geschicke gelten können, welche Preußen vielleicht erfahren

wird. Sie sind es, der die Neubildung herbeigeführt hat; wo würden wir heute sein, wenn Sie nicht in das Ministerium von 1859 getreten und geblieben wären!? . . . Als Gesammheit trägt, wie mir scheint, das neue Staatsministerium den politischen Charakter, welchen die Umstände nöthig machten; die innere Auflösung freilich, in welcher sich mit zwei Ausnahmen die einzelnen Ministerien befinden mögen, förderte zugleich Fachmänner, welche der Geschäftsleitung in besonderem Grade mächtig sind; ob die neu eingetretenen Herren wirklich Fachmänner dieser Art sind, kann ich nicht beurtheilen und zur Zeit vielleicht auch kein Anderer.

Zwei Umstände sind wohl für das neue Ministerium nicht günstig: 1) daß v. d. Heydt, weil er als dienstältester Minister immer genannt wird, im Lande . . . als eigentliche Seele des Staatsministeriums betrachtet wird; 2) daß dem Staatsministerium alle bürgerlichen Elemente fehlen; bei ev. Neubesetzung bedeutender Provinzial-Aemter würde es zweckmäßig sein, dies durch Anstellung Bürgerlicher auszugleichen. — — — —

So lange Duncker bei dem Kronprinzen bleibt, wird dieser gewiß Gegner des Ministeriums sein, und die Hauptführer der Gothaer werden in Bezug auf Nachrichten prompt bedient werden. Er selbst ist ohne Zweifel doch nur ein Werkzeug in Frauenhand . . .

Ihre eigne Stellung ist weit größer und verantwortlicher als der Name sagt. Sie werden für längere Zeit den Gang des Ministeriums bestimmen und dabei, soweit meine Kenntniß der Personen reicht, wenig Widerstand zu überwinden haben, aber auch wohl kaum so viel politische Erkenntniß und Kraft neben sich finden, daß Ihr eigenes Handeln Ihnen als Frucht der Einsicht und des Wollens einer Gemeinschaft erscheinen könnte, und Sie sich eines

Theiles der inneren Verantwortlichkeit entlastet fühlten. Sie sind es, das können und dürfen Sie sich nicht verhehlen, der das Ministerium bestimmt und demselben seine Ziele setzt.

Die Bedeutung dieser Ihrer Stellung wird dadurch noch größer, daß das Ministerium sich nicht als ein Übergangsministerium ansehen darf; es handelt sich nicht darum, einen einzelnen Entschluß, eine einzelne Einrichtung durchzusetzen, über eine einzelne Gefahr hinweg zu helfen, sondern unser Land auf den Weg zu bringen und auf dem Wege zu erhalten, auf welchem der König und nicht der Landtag sein Führer sein und bleiben kann. Nicht eine Husarenattacke, sondern einen strategischen Plan, nicht einen politischen Blücher, sondern einen politischen Scharnhorst begehrt der März 1862. — — Noch einige Worte über den Eindruck, den das Ministerium macht.

Als die erste Nachricht eintraf, war Alles, ich weiß durchaus keinen anderen Ausdruck, verblüfft; am ersten Tage war hier durchaus an Ort und Stelle und weit und breit umher schwerlich ein anderer Mensch als ich, der sich über das Ereigniß freute. Fortschritt, Nationalverein und Gotha machten den Mund sperrweit auf; die katholisch-Conservativen Gegner des alten Ministerium hatten keine andern Worte als: sie kommen nicht durch, sie können sich nicht halten, sie müssen Concessionen machen. Nach einigen Tagen aber schon trat Bewegung ein. Vor Allem Fortschritt, aber auch Nationalverein und Gotha hat die Wahlagitation rüstig begonnen; die katholisch-Conservativen meinen, es sei doch nicht unmöglich, daß das Ministerium sich halte; auf sie hat der Königliche Erlaß vom 20. und der Circularerlaß vom 22. günstig gewirkt ... letzterer ist offen, ehrlich und verständlich ...

Was aber die Wahlen betrifft, so giebt mein politischer Instinkt mir nur sehr schwache Hoffnung auf ein Abgeordneten-

haus, welches das Auflösungsdekret nicht schon nach Berlin mitbringt ... Wohlunterrichtete Katholiken sind der Ansicht, daß in den Städten alle Anstrengungen vergeblich sein und die Wahlen sicher nicht besser, wahrscheinlich schlechter als die letzten aufallen würden; auf dem Lande aber hoffen sie weit größeren Erfolg, wenn die Staatsbehörden ihren gesetzlich zulässigen Einfluß geltend machen. Zu übersehen ist aber doch auch nicht, daß die Feindschaft der katholisch-kirchlichen Partei gegen staatliche Machtäußerung und gegen Preußen insbesondere seit Anfang vorigen Jahres im raschen Wachsen und in wilder Erregung ist. — Möchte doch der liebe Gott ein Einsehen haben, und die Herren Landräthe möglichst wenig Dummheiten machen ... Gott erhalte Ihnen Kraft und Ruhe!

Ihr

Perthes.

Einige Tage später fährt Perthes in seinen ausführlichen staatsrechtlichen Darlegungen fort; er ist der Meinung, daß für Roon sich die Lage insofern erheblich geändert habe, als er nunmehr nicht ferner so rücksichtslos den Fachminister herauskehren dürfe. „Die Untersuchung, ob Sie nicht zu sehr Soldat sind, um berufen zu sein, das Staatsministerium zu leiten, hat jetzt seine Bedeutung verloren, denn die Leitung ist in Ihrer Hand; Sie haben sich nicht selbst in diese Lage gebracht, sondern sind in dieselbe durch ein wahrlich nicht vom Zufall gefügtes Zusammenwirken von Ereignissen und Umständen aller Art gesetzt. Die politische Aufgabe zu lösen ist die Pflicht, welcher jede andere Pflicht, auch die militärische, untergeordnet ist.“ Die politischen Aufgaben des Ministeriums werden dann näher bezeichnet und Ratschläge für die Haltung gegenüber dem Landtage beigefügt, u. a. auch auf Art. 109 der Verfassung hingewiesen, nach

welchem die bestehenden Steuern und Abgaben unter allen Umständen, wie es kommen möge, forterhoben und insofern das Fortregieren keinesfalls unmöglich gemacht werden könnte. Im übrigen kommt Perthes aber immer wieder darauf zurück, daß Roon durch seine Stellung als faktische Seele des Ministeriums gezwungen sei, der allgemeinen politischen Lage mehr als bisher Rechnung zu tragen. „Die Armeeorganisation soll und muß uns ihrem Prinzipe nach erhalten bleiben, daß weiß ich nicht nur, sondern das fühle ich auch; aber wenn sich der Kriegsminister mit dem factischen Premierminister immer und immer wieder über die große politische Aufgabe, von deren Lösung Sein oder Nichtsein abhängen kann, bespricht: so findet er doch vielleicht Mittel und Wege, um hier und da nachlassen zu können . . . . ."

Roon konnte obigem doch nur zum Teil zustimmen . . „auf die berührten Materien", so antwortet er am 1. April „kann ich kaum noch eingehen, denn es ist Nacht und die müde Seele sehnt sich nach Vergessen ihrer Sorgen und Gedanken. Nur das eine möchte ich bestimmt aussprechen: es ist, daß Sie meine Stellung, meinen Einfluß überschätzen, wie meine Mittel. Ich habe schon einige Male im Stillen über Ihren „Herrn der Situation" gelächelt. Sie wissen nicht, daß es gar keinen solchen Herrn bei uns giebt und keinen geben kann. Eine Frictions-Maschine ist eben eine Maschine, die immer hin und her geht, hin und hergehen muß. Und wenn nun an maßgebender Stelle der Irrthum obwaltet, daß die Regierungs-Maschine ebenso eingerichtet sein muß, so holt uns eben Alle, über kurz oder lang der —

Als Ressort-Chef kann ich nichts nachgeben und um als Politiker den Ressort-Chef zu nöthigen, fehlt mir jedes sichere Pfand für das Zutreffen der unerläßlichen Voraussetzung. Wenn man mir sagt: „Ich will dies, und jenes

nicht", so gilt das vielleicht für heute, aber auch für morgen? — Wenn jemand z. B. blau und ganz blau bleiben will, so darf er natürlich sich nicht von und mit rothen oder röthlichen Pinseln bedienen lassen, sonst wird er entschieden wenigstens violett und kein Mensch hält ihn mehr für ächt blau, und wenn seine Freunde ihn dennoch dafür ausgeben, so werden sie ausgelacht.

Die Armee-Reorganisation muß ihrem innersten Wesen und Leben nach erhalten werden. Darüber sind wir einig hie und dort. Die Erklärung, was dazu gehört, geht von mir aus, so lange man allseitig vernünftig ist, aber ist dazu Aussicht? Wichtiger und damit verwandt ist aber der andere bedeutungsvolle Ausspruch: „das Armee-Gefühl darf nicht verletzt werden," denn mit dem Ruin der Armee-Gesinnung wird Preußen roth, und die Krone rollt in den Koth. Wird aber die Gesinnung nicht leiden, wenn man auch nur in der Geldfrage nachgiebt? Ich glaube, derartiges vorher verkündet, erregt homerisches Gelächter und ausgelassene Freude bei den Feinden, ohne daß dadurch eine Stimme gewonnen wird, und der König demüthigt sich damit und mit ihm die Armee in dem stolzen Selbstgefühl, das aus der Abhängigkeit allein vom Könige und nicht vom Parlament stammt.

Das schließt nicht aus, daß in der Form der Geldforderung dem Vorurtheil der Masse Rechnung getragen werden dürfte.

Und zum Schluß noch Eins! Glauben Sie, daß die liberale Menge, das vulgäre Philisterium hohes Spiel liebt? Ich glaub's nicht. Die Regierung zwingen wollen entweder nachzugeben oder das Schoßkind der verblendeten Affenmutter „Constitutionalismus" zu ersäufen, vielleicht in Blut: Dies hohe Spiel wagt selbst Vincke nicht. Werden die Wahlen,

wie sie waren, so geht's unter allen Umständen um Kopf und Kragen, warum also nachgeben und sich blamiren? Werden sie, wie ich glaube, etwas besser, so wird freilich die Majorität wieder bei den blassen Mittelparteilern sein. Diesen aber kann man durch Entschiedenheit imponiren. Aber Entschiedenheit und Klugheit! Daher immer inniger das sonntägliche Kirchengebet für den König und zwar alltäglich!

Ihr treuer

Roon.

Von den Friktionen, deren Roon in obigem Schreiben Erwähnung that, hatte er in denselben Tagen — also schon bei der Arbeit der neu zusammengesetzten Regierungs-Maschine — weitere Beweise erhalten; so u. a. durch einen Brief des neuen Finanzministers von der Heydt, der zu Ersparnissen im Militäretat riet; ein Brief, wie ihn bekanntlich ein Finanzminister an den Kriegsminister oder andre Ressortchefs häufig zu schreiben amtliche Veranlassung hat. Der hier erwähnte Brief erlangte besondere Bedeutung nur dadurch, daß er, wie manche Zeitgenossen sich erinnern werden, — durch eine bedauerliche, niemals ganz aufgeklärte Indiskretion der Presse in die Hände fiel und mit vielem Hohn gegen das neue Ministerium und namentlich gegen Roon verwertet wurde.

Auf diesen Brief bezieht sich auch das nachstehende Schreiben des Herrn von Bismarck, mit dem Roon auch während der letzten Krisen in beständiger Verbindung geblieben war.

Petersburg, 12. April 62.

Lieber Roon!

ich weiß nicht, warum ich Ihnen nicht längst geschrieben habe; vielleicht weil man hier die Dinge immer erst erfährt, wenn es nicht mehr lohnt ein Wort darüber zu verlieren.

Heut treibt mich der Heydt'sche Brief trotz Courier-Eile einige Zeilen an Sie zu richten. Jener Brief macht den Eindruck und wird hier angesehen, als sei er für die Veröffentlichung geschrieben, ein Manifest in Rechnung auf die Zukunft. Sein Styl ist nicht der einer vertraulichen Erörterung zwischen zwei Ministern, die sich täglich sehen und einen Büchsenschuß von einander wohnen. So aufgefaßt, schließt man daraus, daß Heydt wiederum mit seiner anerkannten Sagacität einen Wechsel voraussehe und rechtzeitig in die Richtungslinie der Zukunft einschwenke. Damit bringt man die Stimmung J. M. der Königin gegen die jetzigen Minister in Verbindung. — In 14 Tagen hoffe ich bei Ihnen zu sein und diesem Leiden von Abschiedsaudienzen, Visiten, schlechten Verkäufen und packenden Hammerschlägen ein Ende zu machen. Ich weiß nur, daß ich nach Paris oder London gehe, nicht nach welchem von beiden.

Wie kam man eigentlich darauf, den 25% Zuschlag jetzt aus dem Fenster zu werfen? Denkt man damit die Opposition zu versöhnen? Auf die Wahlen wird das nur wie ein von der aufgelösten Kammer errungener Sieg, wie ein Schnaps für die erlahmende Fortschrittspartei wirken. Kann man diese bisher gut eingehende also erträgliche Steuer missen, was ich bestreite, so hätte man in einem kritischen Kammer-Moment die Concession in Handeln und Dingen verwerthen sollen, aber nicht jetzt sein Pulver in die Luft verschießen. Geben wir mit der Militärfrage jetzt nach, ohne Kampf, aus unbestimmter Wahl-Angst, so sinkt der Respekt vor uns in In- und Ausland in beklagenswerter Dimension. Ich will mich schriftlich nicht stärker ausdrücken. — Die Zeit ist um, auf baldiges Wiedersehen, herzliche Grüße an die Frau Gemahlin.

Ihr treuer Freund

v. B.

Die hier in Aussicht gestellte baldige Anwesenheit Bismarck's in Berlin konnte für Roon nur hochwillkommen sein. Zwar war er auch in der letzten Krisis mit seinem Vorschlage, jenen in das Ministerium zu berufen, noch nicht durchgedrungen, weil der König sich zu diesem für extrem gehaltenen Schritt nicht entschließen und sich von Graf Bernstorff nicht trennen mochte, — obwohl letzterer täglich wiederholte, daß er sich nichts mehr wünsche als die Rückkehr nach London. Aber die Anwesenheit Bismarck's und die Möglichkeit ausführlicher mündlicher Erörterungen zwischen dem Monarchen und ihm bot doch für Roon einige Aussicht, dem sehnlichst erwünschten Ziele etwas näher zu kommen. Denn er täuschte sich keineswegs darüber, daß die politische Last für seine Schultern viel zu schwer sei, um sie auf die Dauer allein tragen zu können. Er bedurfte dringend eines Kampfgenossen, mit dem er sich in allen Grundanschauungen völlig einig wußte und der auch dasjenige mitbrachte, was zu den kommenden Stürmen unentbehrlich war: unbeugsame Energie, hervorragende Begabung und vor allem einen politischen Mut und Unternehmungsgeist, der wirklich Großes nicht nur wünschen, sondern auch leisten konnte. Dies alles, das wußte er, fand sich in Bismarck vereinigt; er kannte keinen anderen Staatsmann, dem er auch nur entfernt ähnliche Tatkraft und Fähigkeiten zugetraut hätte. Es war sein heißester Wunsch, ihn an die Spitze der Geschäfte zu bringen, und nun hoffte er, es würde endlich gelingen.

Er mußte dies um so mehr hoffen, als er sich schon damals sagen mußte, daß die z. Z. neben ihm amtierenden Kollegen eine derartige Leistungskraft, wie die Situation sie nun einmal forderte, nicht besaßen und nie erlangen würden. Der provisorische Ministerpräsident, Prinz Adolf zu Hohen-

lohe, trat persönlich wenig hervor und beteiligte sich wegen zunehmender Kränklichkeit bald gar nicht mehr an den Geschäften. Graf Bernstorff bewahrte gegenüber den sein Ressort nicht betreffenden Fragen eine große Zurückhaltung, und den übrigen Ministern fehlte trotz großen Eifers für ihre gute Sache doch das erforderliche Ansehen, so daß sie eine günstige Umgestaltung der inneren Lage nicht bewirken konnten und auch im weiteren Verlaufe der Dinge darauf ohne Einfluß blieben. Dies galt auch von dem Dienstältesten derselben, dem Finanzminister von der Heydt, welchem in Vertretung des Prinzen von Hohenlohe äußerlich die Führung der Geschäfte gebührte. Je mehr das Vertrauen des Königs sich infolgedessen, auch auf allen nicht militärischen Gebieten, dem tapferen Roon zuwandte —, desto mehr empfand dieser doch gerade deshalb in richtiger Selbsterkenntnis die Unzulänglichkeit seiner persönlichen Leistungsfähigkeit; und diese wurde außerdem natürlich auch noch dadurch gehemmt, daß er sich in dieser Lage zwar innerlich für alles verantwortlich fühlen mußte, zum eigentlichen amtlichen Eingreifen aber als einfacher Ressortminister schon formell gar nicht einmal berechtigt war. Und doch konnte ihm nichts ferner liegen, als eine Stellung, mit der eine solche Berechtigung verknüpft gewesen wäre, für sich etwa zu erstreben; um so dringender aber mußte sein Bemühen sein und bleiben, dem Ministerium ein kräftiges, ein wirkliches Haupt zu verschaffen, einen Mann, der in seinem Sinne und doch gleichzeitig in vollster eigener Initiative die Leitung der Geschäfte nach großen Gesichtspunkten zu führen fähig sein würde.

Sein „ceterum censeo“ war und blieb also: Bismarck, und mit solchen Gedanken erwartete er die Ankunft des Freundes mit Ungeduld.

Fünfzehntes Kapitel.

Das im März 1862 neugebildete Ministerium hatte vor allem die Aufgabe, der sich immer mehr ausbreitenden radikalen Strömung im Lande entgegenzutreten und, in allseitiger Wahrung der Verfassung, auch die Rechte der Krone in ungeschmälerter Kraft zu erhalten. In diesem Sinne suchte es auch bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause seinen berechtigten Einfluß geltend zu machen.

Es kann hier nicht näher erörtert werden, aus welchen Gründen und unter Einwirkung welcher ungünstigen Verhältnisse der Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprach; jedenfalls mußte bald mit der Thatsache gerechnet werden, daß die am 6. Mai erfolgten Neuwahlen nicht nur die frühere Mehrheit in das Abgeordnetenhaus brachten, sondern daß fortan Männer von teilweise noch schärfer ausgeprägter Opposition diese Mehrheit verstärkten.

Es konnte daher nicht zweifelhaft sein, daß die Regierung neue und sehr ernste innere Kämpfe zu bestehen haben würde.

Roon schrieb darüber an Perthes am 18. Mai:

„. . . Jedesmal, wenn ich Ihre Zuschriften empfange, mein geliebter Freund, bin ich immer von Neuem frappirt von der Aehnlichkeit, ja Identität unserer Auffassungen der

Verhältnisse im Großen, im Detail sind wohl Nüancen, sie rühren aber daher, daß die Kenntniß der Thatsachen nicht dieselbe sein kann. Demgemäß bin ich auch mit den Aeußerungen Ihres letzten Briefes wesentlich einverstanden. Ich denke vor Jahresfrist an keine Kammerauflösung, es sei denn, es würden, was unwahrscheinlich, von den Landboten geradezu wahnsinnige Uebergriffe gemacht, die ihren Einfluß auf die große Masse der unbewußten Revolutionäre zu ruiniren im Stande wären; sonst nicht, damit wir uns nicht todt, nicht in die Anarchie hinein wählen. Also: Mißtrauensvotum in der Adresse — thut nichts, die Adresse wird entweder nicht angenommen oder kühl und ablehend beantwortet, unter Hinweis auf das verfassungsmäßige Recht des Königs. Oder: Ablehnung der vorgeschlagenen Gesetze — gut! es bleibt beim Alten. . . Immer kalt Blut, heitere Stirnen, urbane Verkehrs-Manieren, derbe Abfertigungen nur bei entschiedenen Unverschämtheiten, knapp in Worten, kein Versuch des Einschmeichelns oder Gewinnenwollens; alle Berichtigungen sachlich; kein Gezänk über Theorie'n; das ist ungefähr mein Programm, mein Feldzugsplan in seinen allgemeinen Umrissen. Aber freilich, ich bin nicht allein, und der neue Apparat knarrt noch vielfältig. Es werden daher auch seitens der Regierung gewiß Fehler gemacht werden, und den Erfolg kann also niemand garantiren. Es laufen auch allerlei Intriguen nebenbei. . . .

. . . Uebrigens wird jetzt die Hessische Frage auf lange hin alle Aufmerksamkeit absorbiren. Dabei sollte es sich auch in Ihren Augen, denke ich, nicht allein um den Rechtspunkt, sondern auch um den politischen Ehrenpunkt handeln, um das Vorgehen der Regierung zu rechtfertigen. . . . Freilich ist das Spiel hoch, *sehr* hoch, denn es muß doppelt sein, einmal für, das andere mal *gegen* die Revolution

oder vielmehr beides zugleich. Was der Ausgang sein wird, Gott weiß es! Nur soviel scheint mir festzustehen, daß ich ein zweites Bronzell nicht mitmache, daß wir, haben wir A gesagt (und wir haben es) nöthigenfalls das ganze Alphabet folgen lassen müssen. Nunquam retrorsum! Aber die Diplomatie!? — —

Schreiben Sie mir bald, meine Uhr ist abgelaufen. Von der morgenden Eröffnung (des Landtages) habe ich noch gar nicht gesprochen. Ich gehe ihr sehr gleichmütig entgegen, wie der ganzen Session. Das ist Gottes Gnade! — Daß der König nicht selbst eröffnet, in der Theorie falsch, aber in der Praxis oder besser — unter den gegebenen Verhältnissen und Personen — richtig.

Noch eins! Kühlwetter ist glücklich abparirt! v. d. H. wollte sich Alliancen schaffen —, jetzt bekommen wir einen braven und, wie ich glaube, auch geschickten, energischen conservativen Mann für's Handels-Ministerium: Präsident Holzbrink aus Münster; vielleicht, ja wahrscheinlich ist die Ernennungs-Ordre schon unterschrieben. — Uns fehlt freilich blos noch eine Kleinigkeit, d. i. der Kopf des Ministeriums. —"

Am 19. Mai wurde der neugewählte Landtag eröffnet. Es wurden ihm der Staatshaushalt pro 1862 von neuem und außerdem auch der pro 1863 vorgelegt; zugleich hatte die Regierung nach gründlichen Erwägungen eine Reihe von Zugeständnissen gemacht, welche namentlich die Form (größere Spezialisierung) dieser Etatsaufstellungen und andere auf finanziellem Gebiete laut gewordene Wünsche betrafen.

Das Entgegenkommen der Regierung wurde jedoch sofort durch die feindseligste Haltung und eine Adresse des Abgeordnetenhauses erwidert, welche das schärfste Mißtrauen gegen die Räte der Krone zum Ausdruck brachte.

In diesen kritischen Maitagen war inzwischen Herr von Bismarck-Schönhausen aus Petersburg eingetroffen.

Während seines Aufenthaltes in Deutschland verweilte er auch wiederholt in Berlin und wurde mehrere Male in längeren Audienzen vom Könige empfangen. Auch mit mehreren Ministern hatte er längere Unterredungen, vor allem verkehrte er fast täglich im Kriegsministerium. Roon's an seine Person geknüpften Wünsche waren schon damals ihrer Erfüllung sehr nahe. Die Eingeweihten glaubten seine Berufung in das Ministerium bereits unmittelbar bevorstehend. Auch dem Könige konnte es nach dem Gange der Dinge nicht zweifelhaft sein, daß neue und sehr ernste Kämpfe bevorstanden; er hatte sich daher den wiederholten Bitten Roon's, jene Berufung in Erwägung zu ziehen, schon geneigter gezeigt und auch die Schwierigkeiten der Lage bei seinen Konferenzen mit Bismarck in eingehender Weise erörtert.

Ende Mai fand auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin die übliche Frühjahrsparade der Garden statt. Ihr wohnte auch Bismarck bei. Seine hohe Gestalt trug damals schon die bekannte Kürassieruniform mit gelbem Kragen, allerdings nur mit dem Abzeichen eines Majors — und bekanntlich hatte es ihm Mühe genug gekostet, diese Charge zu erreichen. Wiederholt hatte er geltend machen müssen, daß mindestens die Majorsepauletten am Hofe von St. Petersburg unentbehrlich seien, um dem Gesandten Preußens die zu seinem persönlichen Ansehen erforderliche Stellung zu geben: trotzdem war der damalige Chef des Militärkabinets (General von Manteuffel) längere Zeit nicht dazu zu bewegen gewesen, den bezüglichen Vorschlag zu machen.

Als Bismarck sich auf jener Parade zeigte, glaubten viele auch daraus schließen zu dürfen, daß des Königs Be-

fehl ihn bereits an Berlin gefesselt hätte. Es wurde sehr bemerkt, wie lebhaft er mit vielen maßgebenden Personen verkehrte. Jetzt aber, — die Parade war beendigt —, näherte er sich dem Wagen, in welchem die Damen des Kriegsministers dem militärischen Schauspiel beigewohnt hatten, um — von ihnen Abschied zu nehmen. Zu ihrer großen Enttäuschung erhielt Frau von Roon auf die gespannte Frage: „Nun — ist es entschieden?" — die unerwartete Antwort: „ja wohl, Se. Majestät haben mich zum Gesandten in Paris ernannt; ich reise morgen ab und komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen."

In der That hatte der König diese Entscheidung getroffen, durch welche der in seinen Augen extreme Entschluß, die Leitung der Geschäfte an Bismarck zu übertragen, zwar noch verzögert, zugleich aber der Vorteil erreicht wurde, daß dieser Gelegenheit erhielt, sich über die Verhältnisse in Frankreich an Ort und Stelle genau zu informieren und die nähere Bekanntschaft des Kaisers Napoleon zu machen. Auch ist jedenfalls — vorbehaltlich des Zeitpunkts — Bismarck's Eintritt in das Ministerium schon in jenen Tagen beschlossene Sache geworden, denn Roon schrieb (am 23. Mai) an Perthes u. a.: „Daß Bismarck Gesandter in Paris geworden, wissen Sie wohl schon aus den Zeitungen. Sehen Sie das immerhin als eine bemerkenswerthe Signatura unserer Zukunfts-Politik an; wissen Sie aber auch, daß er schwerlich lange auf dem dortigen Posten bleiben wird!"

In demselben Briefe ging Roon auch ausführlicher auf die damals schwebende hessische Frage ein, indem er die staatsrechtlichen Bedenken, welche Perthes über das damalige Vorgehen Preußens gegen den Kurfürsten von Hessen geäußert hatte, zu beschwichtigen suchte.

„Sie sind," heißt es da, „doch ein viel verstockterer Reaktionär als ich — gedacht habe, daß Ihnen die jedenfalls nur vorübergehende Freundschaft des Nationalvereins und der Beifall der Fortschritts-Parthei Vapeurs macht. Ich kann Ihnen nicht viel Trost geben. Mein Wahlspruch: „Thu', was Du sollst, und leide, was Du mußt!" schloß und schließt heftige Abmahnungen in unserm Verhalten gegen Kurhessen aus. Ich bin und war stets der Meinung, daß unsere Politik in dieser Sache seit 59, diktirt vom Popularitäts-Schwindel, eine falsche und übergreifende war. Aber wir haben sie gemacht, 3 Jahre lang immer und immer wiederholt: Preußen wird sorgen, daß den Hessen zu ihrem Recht verholfen werde, und somit die Schmach von Olmütz gesühnt werde. Sollte nun das Ministerium, welches mit Recht behauptet „in Preußen regiert der König", welches also auch zugeben muß, daß er 1859 wie 1862 regierte, die Continuität des leitenden Regierungs-Gedankens in dieser Sache aufgeben und sich dahin resolvieren „59 regierte das Ministerium Hohenzollern so und so — wie es das Ministerium der Gegenwart nicht billigen kann?" Da wären wir ja mit beiden Beinen in den Constitutionalismus par excellence hineingesprungen und hätten das ohnehin noch nicht befestigte Vertrauen des Königs, der mit der Frage und ihrer zweideutigen Behandlung identifizirt ist, in die Schanze geschlagen . . . . — — — — ein neues Bronzell oder Olmütz würde uns unrettbar ruiniren in der Gegenwart und schänden in alle Zukunft — ganz unvermeidlich! Unser Auftreten hat den Bundesbeschluß vom 13. hervorgerufen und wird den morgen hoffentlich gefaßten Beschluß wegen der Verfassung von 31 hervorrufen. In soweit haben wir uns unserer Aktion nicht zu schämen, und es soll mir wenig Kopfschmerzen machen, ob der Kurfürst und Oesterreich und

seine Satelliten verkünden, der Effekt sei nur ein bundesmäßiger, kein Preußischer. Ein solches Sagen bedingt noch nicht ein allgemeines Glauben. Wenn aber dieser Beschluß morgen nicht gefaßt wird, oder wenn dieser Kurfürst ihn nicht schnell und unzweideutig ausführt, so würde ich keine Bedenken haben, wenn wir übermorgen anfingen, neue Deutsche und Preußische Geschichte zu machen. Mit solchem Nichterfolg unserer Pression wäre nur bewiesen, daß sie nicht stark genug gewesen, folglich stärker werden muß; also: „Gewehr auf!" denn unsern kategorisch geäußerten Willen müssen wir durchsetzen. . . — —

Bei alledem verkenne ich, in Betracht der Personen und Verhältnisse, die Unermeßlichkeit der an ein selbstständiges Vorgehen Preußens sich knüpfenden Folgen keineswegs. Es ist aber besser verbluten als verfaulen. Preußens halbhundertjährige Thatenlosigkeit hat es eben in allgemeine Geringschätzung gebracht. Es muß handeln, Geschichte machen und endlich die Rolle des Amboß mit der des Hammers vertauschen! Es ist freilich ein bedenkliches Omen, daß wir dazu gelangen sollen durch ein Stück aus der Erbschaft des Ministeriums Auerswald, so werden Sie vielleicht sagen; allein ich antworte: wir haben die Erbschaft einmal angetreten, müssen daher auch die von jenem contrahirten Schulden bezahlen oder uns insolvent erklären, und dies wäre das schlimmere. — — —"

Auf die in der Adresse gegen die Minister erhobenen Anklagen hatte der König inzwischen geantwortet, daß er mit seinen Räten in voller Übereinstimmung sei und daß er das Abgeordnetenhaus ermahne, die ihm, dem Könige, beteuerte Loyalität durch die Tat zu beweisen.

Als aber der Landtag nach jener vorläufigen Darlegung einer politischen Gesamtstellung zur Regierung an die eigent-

lichen Aufgaben der Session ging, zeigte es sich sehr bald, daß deren Erledigung nicht nach dem Gesichtspunkte sachlichen Interesses, sondern vielmehr der systematischen Opposition gegen die Staatsregierung erfolgen sollte.

Vor allem trat dies hervor in dem Verhalten des Abgeordnetenhauses bei Behandlung der großen Hauptfrage — der Militärbudget-Frage; durch geschickte Benutzung des Umstandes, daß die Grundlage für die definitive gesetzliche Regelung der Heeresorganisation noch fehlte, wußten die entschiedenen Gegner der ganzen Armeereform, die bewußten Männer der Fortschrittspartei, allmählich die Fraktion des linken Centrums von ihrem relativ gemäßigteren Standpunkt zu dem der bloßen Verneinung mit fortzureißen.

Ein ungünstiger Umstand war bei diesen täglich mehr hervortretenden Tendenzen die Zusammensetzung der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses, so zwar, daß die entschiedensten Führer der Fortschrittspartei in derselben einen überwiegenden Einfluß ausübten, und die vereinzelten Stimmen der Mäßigung und einer besonnenen Würdigung der Militärfrage dagegen zu keiner Geltung gelangen konnten. Das Bestreben jener radikalen Führer war nun zunächst darauf gerichtet, sich dieser weniger entschiedenen Gegner der Reorganisation nach und nach völlig zu versichern, um gemeinsam mit Majorität auch die extremsten Beschlüsse gegen die Staatsregierung durchsetzen zu können. Dazu brauchten sie Zeit; und da es auch sonst im Interesse dieser faktiösen Opposition lag, daß der Landtag möglichst lange versammelt blieb, um agitatorisch zu wirken, so zog man die Verhandlungen absichtlich in die Länge: beinahe drei Monate wurde die Vorberatung über den wichtigsten Teil des Staatshaushalts, das Militärbudget, ausgesetzt, inzwischen aber in gemeinschaftlichen vertraulichen „freien Konferenzen" des

Fortschritts und linken Centrums, zu denen die Vertreter der Regierung keinen Zutritt hatten, der Plan zur Bekämpfung der Heeresreform vollständig vorbereitet.

Schon im Monat Juli war jeder Zweifel ausgeschlossen, daß schwere Konflikte nicht zu vermeiden sein würden, und daß bald eine definitive Entscheidung fallen müsse nicht nur über die Heeresreform, sondern über die noch wichtigere Frage der Existenz des altpreußischen Königtums: der Radikalismus hielt seine Zeit gekommen, er wollte eine Kraftprobe wagen!

Inzwischen war Roon nicht untätig geblieben, um sich auch seinerseits auf die erwarteten Entscheidungskämpfe vorzubereiten, seine Kampfgefährten zu ermutigen und, soviel er es vermochte, auch für den Standpunkt der Regierung im Lande und in der Presse zu wirken; und in demselben Sinne war er auch mit Herrn von Bismarck in beständiger Verbindung geblieben.

„Geehrter Freund", hatte ihm dieser schon am 2. Juni 1862 aus Paris geschrieben, „ich bin glücklich angekommen, wohne hier wie eine Ratte in der leeren Scheune, und bin von kühlem Regenwetter eingesperrt. Gestern hatte ich feierliche Audienz, mit Auffahrt in Kaiserlichen Wagen, Ceremonie, aufmarschirten Würdenträgern. Sonst kurz und erbaulich, ohne Politik, die auf un de ces jours und Privataudienz verschoben wurde. Die Kaiserin sieht sehr gut aus, wie immer. Gestern Abend kam der Feldjäger, brachte mir aber nichts aus Berlin, als einige lederne Dinger von Depeschen über Dänemark. Ich hatte mich auf einen Brief von Ihnen gespitzt. Aus einem Schreiben, welches Bernstorff an Reuß gerichtet hat, ersehe ich, daß der Schreiber auf meinen dauernden Aufenthalt hier, und den seinigen in Berlin, mit Bestimmtheit rechnet, und daß der König irrt,

wenn er annimmt, daß jener je eher je lieber nach London zurückverlange. Ich begreife ihn nicht, warum er nicht ganz ehrlich sagt, ich wünsche zu bleiben oder ich wünsche zu gehn, keins von beiden ist ja eine Schande. Beide Posten gleichzeitig zu behalten, ist schon weniger vorwurfsfrei. Sobald ich etwas zu berichten, d. h. den Kaiser unter vier Augen gesprochen habe, werde ich dem Könige eigenhändig schreiben. Ich schmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, daß ich Seiner Majestät weniger unentbehrlich erscheinen werde, wenn ich Ihm eine Zeit lang aus den Augen bin, und daß sich noch ein bisher verkannter Staatsmann findet, der mir den Rang abläuft, damit ich hier noch etwas reifer werde. Ich warte in Ruhe ab, ob und was über mich verfügt wird. Geschieht in einigen Wochen nichts, so werde ich um Urlaub bitten um meine Frau zu holen, muß dann aber doch Sicherheit haben, wie lange ich hier bleibe. Auf 8 tägige Kündigung kann ich mich hier dauernd nicht einrichten.

Der Gedanke, mir ein Ministerium ohne Portefeuille zu geben, wird hoffentlich Allerhöchsten Ortes nicht Raum gewinnen; bei der letzten Audienz war davon nicht die Rede; die Stellung ist nicht praktisch; nichts zu sagen und alles zu tragen haben, in alles unberufen hineinstänkern und von jedem abgebissen, wo man wirklich mitreden will. Mir geht Portefeuille über Präsidium; letzteres ist doch nur eine Reservestellung; auch würde ich nicht gern einen Kollegen haben, der halb in London wohnt. Will er nicht ganz dahin ziehen, so gönne ich ihm von Herzen zu bleiben, wo er ist, und halte es nicht für freundschaftlich ihn zu drängen. Herzliche Grüße an die Ihrigen. Ihr treuer Freund und bereitwilliger aber nicht muthwilliger Kampfgenosse, wenn's sein muß; im Winter noch lieber als bei die Hitze!

v. B.

Obiges Schreiben scheint sich gekreuzt zu haben mit einem Briefe Roon's vom 4. Juni, in welchem dieser über die Lage in Berlin Nachstehendes mittheilte:

Berlin, 4. Juni 1862.

Mein lieber Bismarck!

Schon seit längerer Zeit schreibe ich an Sie, nämlich in Gedanken; das tägliche Flöhen meines Pudels nahm mir die Zeit dazu. Von kaiserlichen Auffahrten und Audienzen kann ich Ihnen freilich nichts melden, desto mehr von der hiesigen misère. Heut vor 8 Tagen habe ich $8^1/_2$ Stunden in der Adreß-Commission sitzen und mir Flatterien sagen lassen müssen, und hinterher habe ich den Aerger erlebt, daß meine besten Gegenschläge durch die verlogene Presse zu Sauhieben herabgewürdigt worden sind. Am Sonntage sprach mir Schleinitz über den Ersatz für Hohenlohe und meinte, Ihre Zeit wäre noch nicht gekommen. Als ich ihn fragte, wer denn als Haupt des Ministerii fungiren sollte, zuckte er die Achseln, und als ich hinzusetzte, es bliebe dann nichts übrig, als daß er sich selbst erbarmte, schlüpfte er darüber hinweg, nicht abwehrend, nicht zustimmend. Daß mich dies beunruhigt, kann Sie nicht wundern. Ich nahm daher gestern Gelegenheit, an maaßgebender Stelle die Minister-Präsidenten-Frage auf die Bahn zu bringen, und fand die alte Hinneigung zu Ihnen neben der alten Unentschlossenheit. Wer kann da helfen? Und wie soll dies enden? In der heute begonnenen Adreßdebatte im Plenum begegneten wir so viel Unverstand, üblem Willen und finsterem Groll, bei noch viel mehr Gleißnerei und Verlogenheit, daß ich die Ueberzeugung habe, die Gesellschaft muß baldigst fortgeschickt werden, wenngleich mir eine Auflösung in der Kürze nicht rathsam erscheint. Keine regierungsfähige Parthei! Die

Demokraten sind selbstverständlich ausgeschlossen, aber die große Majorität besteht aus Demokraten und solchen, die es werden wollen, wenngleich ihr Adreß-Entwurf von Loyalitätsversicherungen trieft. Daneben die Constitutionellen, d. h. die Eigentlichen, ein Häuflein von wenig mehr als 20 K[öpfen], Vincke an der Spitze, c. 15 Conservative, 30 Katholiken, einige und 20 Polen. Wo also findet eine möglich e Regierung die nöthige Unterstützung? Welche Parthei kann bei dieser Gruppierung regieren, außer den Demokraten, und diese können es, dürfen es erst recht nicht. Unter diesen Umständen, so sagt meine Logik, muß die jetzige Regierung im Amte bleiben, so schwierig es auch sein mag. Und eben deshalb muß sie sich mit Nothwendigkeit verstärken und zwar je eher je lieber. Montag saß ich beim Mühlerschen Diner neben Gräfin Bernstorff. Sie grub nach Würmern in meiner Nase, meinend, ob es denn nicht unerläßlich geboten sei, Sie sofort zu berufen; ich antwortete, dazu sei sie mir zu lieb, worauf sie verlegen äußerte, daß B[ernstorff] es doch nicht mehr lange aushalten könne; seine Nerven seien zu angegriffen — und dies Gespräch wurde nicht fortgesetzt. Daß Graf B[ernstorff] immer zwei große Posten in Beschlag habe, scheint mir nun nicht eben durch Preußens Interesse geboten zu sein. Ich werde mich daher sehr freuen, wenn Sie nächstens zum Ministerpräsidenten ernannt werden, obgleich ich überzeugt bin, daß B[ernstorff] dann binnen Kurzem aus seiner Doppelstellung treten und nicht länger den Koloß, 1 Fuß in B[erlin] 1 in London, spielen wird. Ich schiebe es Ihnen ins Gewissen, keinen Gegenzug zu thun, da es schließlich dazu führen könnte und würde, den König in die offenen Arme der Demokraten zu treiben.

Die Hessische Frage bleibt noch in ihrer hängenden Lage. Wollen und Nichtwollen balanciren sich fortwährend. Rechberg will nicht oder kann nicht mehr drücken helfen; er scheint mir nicht mehr an unseren Ernst zu glauben. Das Hessische Ministerium ist abgetreten, dimittirt, aber noch in Function. Es kommt mir übertrieben vor, wenn man den Ku[rfürsten] hier der Mühe überheben will, sich selbst andere Minister zu wählen. Auch diese Geschichte beweiset die Steuerlosigkeit des Staatsschiffes; es ist daher ein bloßer Zufall, wenn es nicht strandet. Und so ist es in allen, allen Dingen! Wir brauchen einen thatkräftigen Premier-Minister, einen Mann, der selbst handeln und andere dazu fortreißen kann. Sie wollen dort noch reifer werden? aber ich habe Sie stark in Verdacht, Sie wollen faul werden. Nichts davon! Bedenken Sie, um was es sich handelt. Zum 11. d. M. ist Hohenlohe's Urlaub um. Er wird nicht wiederkommen, sondern nur sein Entlassungsgesuch. Und dann, ja dann hoffe ich, wird der Telegraph Sie herrufen. Alle Patrioten ersehnen dies. Wie könnten Sie da zaudern und manövriren?

Ich schicke diesen Brief recommandirt an Major v. Stein[1]), da mir gesagt wird, es sei ganz unbestimmt, wann wieder ein Courier nach Paris ginge. Tausend Grüße!

Ihr

v. Roon.

Die Antwort Bismarck's lautete:

Paris, Pfingsten 62 (8. Juni) (eingegangen am 13. Juli).

Lieber Roon!

Ich habe Ihren Brief durch Stein richtig erhalten, offenbar unerbrochen, denn ich konnte ihn ohne theilweise

[1]) Preußischer Militärbevollmächtigter in Paris.

Zerstörung nicht öffnen. Sie können versichert sein, daß ich durchaus keine Gegenzüge und Manöver mache; wenn ich nicht aus allen Anzeichen ersähe, daß Bernstorff gar nicht daran denkt auszuscheiden, so würde ich mit Gewißheit erwarten, daß ich in wenig Tagen Paris verließe, um über London nach Berlin zu gehn, und ich würde keinen Finger rühren, um dem entgegenzuarbeiten. Ich rühre auch so keinen; aber ich kann doch auch nicht den König mahnen, mir Bernstorffs Stelle zu geben, und wenn ich ohne Portefeuille einträte, so hätten wir, Schleinitz eingerechnet, 3 auswärtige Minister, von denen jeder Verantwortung gegenüber der eine sich stündlich ins Hausministerium, der andere nach London zurückzuziehen bereit ist. Mit Ihnen weiß ich mich einig, mit Jagow glaube ich es werden zu können, die Fachministerien würden mir nicht Anstoß geben; über auswärtige Dinge aber habe ich ziemlich bestimmte Ansichten, Bernstorff vielleicht auch, aber ich kenne sie nicht und vermag mich in seine Methode und seine Formen nicht einzuleben, ich habe auch kein Vertrauen zu seinem richtigen Augenmaß für die politischen Dinge, er also vermuthlich zu dem meinigen auch nicht. So sehr lange kann die Ungewißheit übrigens nicht mehr dauern; ich warte bis nach dem 11ten, ob der König bei der Auffassung vom 26. v. M. bleibt, oder sich anderweit versorgt. Geschieht bis dahin nichts, so schreibe ich Sr. M. in der Voraussetzung, daß mein hiesiges Verhältniß definitiv wird, und ich meine häuslichen Einrichtungen danach treffe, mindestens bis zum Winter oder länger hier zu bleiben. Meine Sachen und Wagen sind noch in Petersburg, ich muß sie irgendwo unterbringen; außerdem habe ich die Gewohnheiten eines achtbaren Familienvaters, zu denen gehört, daß man irgendwo einen festen Wohnsitz hat, und der fehlt mir eigentlich seit July v. J.,

wo mir Schleinitz zuerst sagte, daß ich versetzt würde. Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich mich sträube; ich habe im Gegentheil lebhafte Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Thieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn ihm zu wohl wird.

Ich bin den Adreßdebatten einigermaßen gefolgt, und habe den Eindruck, daß sich die Regierung in der Commission, vielleicht auch im Plenum, mehr hergegeben hat, als nützlich war. Was liegt eigentlich an einer schlechten Adresse? Die Leute glauben mit der angenommenen einen Sieg erfochten zu haben. In einer Adresse führt eine Kammer Manöver mit markirtem Feinde und Platzpatronen auf. Nehmen die Leute das Scheingefecht für ernsten Sieg und zerstreuen sich plündernd und marodirend auf Königlichen Rechtsboden, so kommt wohl die Zeit, daß der markirte Feind seine Batterien demaskirt und scharf schießt. Ich vermisse etwas Gemüthlichkeit in unserer Auffassung; Ihr Brief athmet ehrlichen Kriegerzorn, geschärft von des Kampfes Staub und Hitze. Sie haben, ohne Schmeichelei, vorzüglich geantwortet, aber es ist eigentlich schade drum, die Leute verstehn kein Deutsch. Unsern freundlichen Nachbar hier habe ich ruhig und behäbig gefunden, sehr wohlwollend für uns, sehr geneigt, die Schwierigkeiten der „deutschen Frage" zu besprechen; er kann seine Sympathien keiner der bestehenden Dynastien versagen, aber er hofft, daß Preußen die große ihm gestellte Aufgabe mit Erfolg lösen werde, die Deutsche nämlich, dann werde die Regierung auch im Innern Vertrauen gewinnen. Lauter schöne Worte. Um zu erklären, daß ich mich bisher nicht recht wohnlich einrichte, sage ich den Fragern, daß ich in Kurzem für einige Monate Urlaub zu nehmen denke, um dann mit meiner Frau wiederzukommen.

10. Juni. Die Antwort Sr. M. auf die Adresse macht in ihrer zurückhaltenden Gemessenheit einen sehr würdigen Eindruck, und kühl, keine Gereiztheit. Anspielungen auf Schleinitz' Eintritt für Hohenlohe finden sich in mehreren Blättern. Ich gönne es ihm von Herzen, und Hausminister bleibt er dabei doch.

Ich schicke diesen Brief morgen mit dem Feldjäger, der dann in Aachen bleibt, bis er wieder etwas aus Berlin herzubringen bekommt. Meine Empfehlungen an Ihre Damen; den Meinigen geht's gut. In alter Treue Ihr

v. B.

Berlin 21. Juni 1862.

Lieber Bismarck!

Die Dinge in K[ur]-Hessen treiben zu einer Entscheidung, zum Handeln. Wahrscheinlich wird heute der Marschbefehl an die Truppen abgehen, um den Kaiserlichen Einflüssen in Cassel und der tendenziösen Verschleppung der definitiven Regelung der Verfassungs-Frage seitens des K[ur]-F[ürsten] ein Ende zu machen. Wir können, Dank der incorrecten Direktion unserer letzten Schritte, nicht zurück. Es ist möglich, daß wir zum Handeln gedrängt werden, nicht blos wegen etwaniger Oesterreichischer, sondern auch vielleicht wegen gleichzeitiger nationalvereinlicher Machinationen, indem letztere nicht blos die hessische, sondern auch die Deutsche Frage durch Preußen gelöset wissen wollen. Man meint wohl, wenn wir nur erst die Bundesbestimmungen ein wenig gebrochen haben, so werden wir schließlich durch die Consequenz der Thatsachen gezwungen werden, den Bund überhaupt an den Mond zu sprengen. Dem sei, wie ihm wolle; wir können nicht zurück, obwohl wir über dem Unterfangen vielleicht den Hals brechen können.

Den 26./6.

Durch eine schnellere Umdrehung meiner Tretmühle verhindert, den vor 5 Tagen begonnenen Brief zu beendigen, will ich nur bemerken, daß er den Anlauf nahm, um Ihre Unentbehrlichkeit für die sich damals vorbereitenden sehr ernsten Dinge im Rathe des Königs darzuthun. Nun, da „der sanfte Friedensmarsch heimwärts geblasen“ [1]), bin ich keineswegs andrer Meinung geworden. Die uns in Cassel gedrehte Nase schmerzt mich, ungeachtet aller formalen Erfolge, und ich würde, wären wir vollwichtig, mich für entschieden unbefriedigt erklärt haben. Aber im entscheidenden Augenblicke fehlte der muthige Entschluß, und — zum National-Verein werde ich nie gehören. Dieser Hessische Erfolg beweiset mehr als Alles, daß uns die Fähigkeit zu energischen Thaten fehlt, und durch diese allein ist die Heilung der inneren Geschwüre zu erzielen. Wie aber sollen wir dazu gelangen? Ich habe heute wieder mit schwerem Kummer Notiz genommen von der über die endlich erfolgte Beseitigung Winter's [2]) empfundenen Reue! — Mehr Muth! mehr energische Thätigkeit nach Außen und Innen! mehr Handlung muß in dies langweilige Ifflandsche Familien-Drama gebracht werden, oder wir sterben an allgemeiner Geringschätzung! Dazu sind Sie unentbehrlich, wiewohl auch dies nur ein Versuch sein würde. Schleinitz, den man von gewisser Seite entschieden in Scene setzen wollte, geht Gottlob nicht auf den Leim. Bernstorff, der nun die Hessische Frage zu Ende gebracht, wartet nur noch auf die Unterzeichnung des Handelsvertrags [3]), um dann mit der doppelten

[1]) Das Nachgeben der kurhessischen Regierung hatte den Bruch mit derselben verhindert.

[2]) Aus seiner Stellung als Polizeipräsident von Berlin.

[3]) Mit Frankreich.

Gloriole (!) nach London oder — Paris zu gehen. Sonntag kehrt Ihre Majestät die Königin nach Babelsberg zurück — sehr agitirt über Winter's Entlassung. Es wird Scenen geben, und die Temperatur gegen das Ministerium wird auf und unter Null fallen. Rechnen Sie diesen verderblichen Dualismus, die parlamentarische misère und die im Lande nicht verminderte Aufregung hinzu — wie ist es möglich, daß Preußen nicht untergeht? — Und dennoch! dennoch muß man kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen! Geht das aber mit einem Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt? Sie gehen nach London, Vichy, Trouville, ich weiß nicht, wo und wann Sie dieser Brief treffen wird und sende ihn daher wieder durch Stein, der Sie vor dem Abgange nach Mexico doch jedenfalls noch sehen wird.

Am Montag will ich einen Hauptsturm für meine Zwecke wagen; ich thäte es früher, kann aber kaum früher ankommen; überdies ist die Laune sehr finster jetzt, und es ist keine Aussicht, daß sie rosiger werde. Aber was thuts? ich scheue den Bruch nicht, der dadurch herbeigeführt wird, daß ich meine Schuldigkeit thue.

In alter herzlicher Freundschaft

Ihr

v. Roon.

Adresse: Sr. Excellenz
dem Herrn Gesandten v. Bismarck.
Durch gütige Vermittelung des Herrn Major v. Stein
sicher zu überhändigen.

Paris, Sonntag (eingegangen 2. Juli 62.)

Lieber Roon!

ich erfahre eben, daß Frau v. L. in ½ Stunde abreist, und beeile mich, ihr diese Zeilen mitzugeben. Ich hatte vor 8 Tagen in einem Privatbrief an Bernstorff den Wunsch

durchschimmern lassen, bald etwas mehr Klarheit darüber zu erlangen, ob ich mich hier auf 8 Tage, 8 Wochen oder 8 Monate einrichten könne. Er antwortet mir unter dem 20. Juni, daß er meinen Brief dem Könige vorgelesen, Se. Maj. aber geantwortet habe, daß Sie (S. M.) in diesem Augenblick noch keinen Entschluß fassen könnten. Bernstorff hat darauf zugeredet, mich zu berufen und von andern „Combinationen, mit denen sich die Presse beschäftige, und an deren Realisirung die Betheiligten selbst zu glauben anfingen", abgerathen.

Ich sehe danach voraus, daß mein Bleiben hier sich verlängert, und bin sehr zufrieden damit, da ich mir sagen kann, daß ich mich keines Dienstes und keiner Arbeit geweigert habe. Ich denke in dieser Woche auf einige Tage nach London zu gehen, dann vielleicht in Vichy Brunnen zu trinken, in Trouville See zu baden. Nach Preußen komme ich nur, wenn ich gerufen werde, so lange die Ministerkrisis nicht vollständig erledigt ist. — Herzliche Grüße an die Ihrigen. Seh'n Sie Hans Kleist, so sagen Sie, bitte, daß ich 2 Friedrichsd'or für Stahls Büste zeichne.

In treuer Freundschaft Ihr

v. Bismarck.

Paris 5. Juli 62.

Lieber Roon

eben komme ich von London zurück; die Leute sind dort über China und die Türkei sehr viel besser unterrichtet wie über Preußen; Loftus muß noch mehr Unsinn an seinen Minister schreiben, als ich dachte. Ich finde eben eine Gelegenheit, morgen früh nach Berlin, und darum schreibe ich diese Zeilen. Vor 10 Tagen telegraphirte man mir, ich solle den Feldjäger schicken, damit er Depeschen abhole; ich schicke ihn und finde mit Erstaunen, daß er noch nicht

zurück ist. Hätte ich das gewußt, so wäre ich noch in London geblieben. Ich werde nun in diesen Tagen um einen Sommerurlaub bitten nach einem französischen Seebade, wo ich dann aber erst Ende July eintreffe, vorher möchte ich nach dem Süden von Frankreich und auf einen Tag nach Neapel, wo ich noch nie gewesen bin. Hier ist gar nichts los!; der Kaiser geht morgen in verschiedene Departements, am 11ten nach Vichy, ihm dahin zu folgen scheint mir etwas zudringlich, der Minister geht auch fort, und was soll ich dann noch hier? Die Ministerialräthe unterstehn sich hier kein Wort über Politik zu reden, und wenn ich länger hier noch wohne, so muß ich mich definitiv einrichten, mit Frau und Pferden und Dienern; ich weiß schon nicht was und worauf ich zu Mittag essen soll . . Habe ich meine Sachen erst hier, so ziehe ich in den nächsten 12 Monaten sicher nicht nochmals um, es sei denn nach Schönhausen. Diese Ungewißheit, dieses „nicht wohnen" kann ich auf die Länge nicht aushalten, dazu bin ich nicht Fähnrich genug.

Jetzt bin ich zu schläfrig, ich gehe herzlich grüßend zu Bett. Treu der Ihrige

v. B.

Paris, 15. July 62.

Lieber Roon

ich habe mir neulich viele Fragen darüber vorgelegt, warum Sie telegraphisch Sich erkundigten, ob ich Ihren Brief vom 26. v. M. erhalten hätte. Ich habe nicht darauf geantwortet, weil ich etwas Neues über den Hauptgegenstand nicht geben sondern nur empfangen konnte. Seitdem ist mir ein Courier zugegangen, der mir seit 14 Tagen telegraphisch angemeldet war, und in dessen Erwartung ich 8 Tage zu früh von England zurückkam. Er brachte einen Brief von Bernstorff, in Antwort auf ein Urlaubsgesuch von mir. Ich

bin hier jetzt überflüssig, weil kein Kaiser, kein Minister, kein Gesandter mehr hier ist. Ich bin nicht sehr gesund, und diese provisorische Existenz mit Spannung auf „ob und wie" ohne eigentliche Geschäfte beruhigt die Nerven nicht. Ich ging meiner Ansicht nach auf 10 bis 14 Tage her, und bin nun 7 Wochen hier, ohne zu wissen, ob ich in 24 Stunden noch hier wohne. Ich will mich dem Könige nicht aufdrängen, indem ich in Berlin vor Anker liege, und gehe nicht nach Hause, weil ich fürchte auf der Durchreise durch Berlin im Gasthof auf unbestimmte Zeit angenagelt zu werden. Aus Bernstorff's Brief ersehe ich, daß es dem Könige vor der Hand nicht gefällt, mir das Auswärtige zu übertragen, und daß Se. Majestät sich noch nicht über die Frage schlüssig gemacht hat, ob ich an Hohenlohe's Stelle treten soll, diese Frage aber auch nicht durch Ertheilung eines Urlaubs auf 6 Wochen negativ präjudiciren will. Der König ist, wie mir Bernstorff schreibt, zweifelhaft, ob ich während der gegenwärtigen Session nützlich sein könne, und ob nicht meine Berufung, wenn sie überhaupt erfolgt, zum Winter aufzuschieben sei. — Unter diesen Umständen wiederhole ich heut mein Gesuch um 6 Wochen Urlaub, was ich mir, wie folgt, motivire. Einmal bin ich wirklich einer körperlichen Stärkung durch Berg- und Seeluft bedürftig; wenn ich in die Galeere eintreten soll, so muß ich etwas Gesundheitsvorrath sammeln, und Paris ist mir bis jetzt schlecht bekommen mit dem Hunde-Bummel-Leben als Garçon. Zweitens muß der König Zeit haben, sich ruhig aus eigener Bewegung zu entschließen, sonst macht Se. M. für die Folgen die verantwortlich, die ihn drängten. Drittens will Bernstorff jetzt nicht abgehn, der König hat ihn wiederholt aufgefordert zu bleiben und erklärt, daß er mit mir wegen des Auswärtigen gar nicht gesprochen habe; die Stellung als

Minister ohne Portefeuille finde ich aber nicht haltbar. Viertens kann mein Eintritt, der jetzt zwecklos und beiläufig erscheinen würde, in einem späteren Moment als eindrucksvolles Manöver verwertet werden.

Ich denke mir, daß das Ministerium allen Streichungen im Militäretat ruhig und deutlich opponirt, aber keine Krisis über dieselben herbeiführt, sondern die Kammer das Budget vollständig durchberathen läßt. Das wird, wie ich annehme, im September geschehen sein. Dann geht das Budget, von dem ich voraussetze, daß es für die Regierung nicht annehmbar ist, an das Herrenhaus, falls man sicher ist, daß die verstümmelte Budget-Vorlage dort abgelehnt wird. Dann, oder andernfalls schon vor der Berathung im Herrenhause, könnte man es mit einer Königlichen Botschaft, welche mit sachlicher Motivirung die Zustimmung der Krone zu einem derartigen Budgetgesetz verweigert, an die Abgeordneten zurückgeben mit der Aufforderung zu neuer Berathung. Eine 30 tägige Vertagung des Landtages würde vielleicht an diesem Punkte, oder schon früher, einzuschalten sein. Je länger sich die Sache hinzieht, desto mehr sinkt die Kammer in der öffentlichen Achtung, da sie den Fehler begangen hat und noch weiter begehen wird, sich in alberne Kleinigkeiten zu verbeißen, und da sie keinen Redner hat, der nicht die Langeweile des Publikums vermehrte. Kann man sie dahin bringen, daß sie sich in solche Lappalie wie die Continuität des Herrenhauses verbeißt und darüber Krieg anfängt und die Erledigung der eigentlichen Geschäfte verschleppt, so ist es ein großes Glück. Sie wird müde werden, hoffen, daß der Regierung der Athem ausgeht, und die Kreisrichter müssen mit den Kosten ihrer Stellvertretung geängstigt werden. Wenn sie mürbe wird, fühlt, daß sie das Land langweilt, dringend auf Concessionen Seitens der Regierung hofft, um

aus der schiefen Stellung erlöst zu werden, dann ist m. E. der Moment gekommen, ihr durch meine Ernennung zu zeigen, daß man weit entfernt ist den Kampf aufzugeben, sondern ihn mit frischen Kräften aufnimmt. Das Zeigen eines neuen Bataillons in der ministeriellen Schlachtordnung macht dann vielleicht einen Eindruck, der jetzt nicht erreicht würde; besonders wenn vorher etwas mit Redensarten von Octroyiren und Staatsstreicheln gerasselt ist, so hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit, und man denkt „nanu geht's los". Dann sind alle Centralen und Halben zum Unterhandeln geneigt.

Das alles beruht mehr auf instinctivem Gefühl, als daß ich beweisen könnte, es sei so; und ich gehe nicht so weit, zu irgend etwas, das mir der König befiehlt, deshalb auf eigene Faust nein zu sagen. Wenn ich aber um meine Ansicht gefragt werde, so bin ich dafür, noch einige Monate hinter dem Busch gehalten zu werden.

Vielleicht ist dies alles Rechnung ohne den Wirth, vielleicht entschließt sich Sr. Maj. niemals dazu, mich zu ernennen, denn ich sehe nicht ein, warum es überhaupt geschehen sollte, nachdem es seit 6 Wochen nicht geschehen ist. Daß ich aber hier den heißen Staub von Paris schlucken, in Cafés und Theatern gähnen, oder mich in Berlin wieder als politischer Dilettant ins Hôtel royal einlagern soll, dazu fehlt aller Grund, die Zeit ist besser im Bade zu verwenden.

Ich bin doch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern, und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die Andern sind bestimmt auch nicht klüger, als die Blüthe unserer Klassenwahlen, aber sie haben nicht dieses kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre . . . Unfähigkeit in voller Nacktheit als mustergültig an die Oeffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deut-

schen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämmtliche gelernte Fachmänner, während es doch in andern Ländern Viele giebt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als Andre, und deßhalb sich bescheiden und schweigen.

Den 16ten. Ich muß heut schleunig schließen, nachdem meine Zeit von andern Geschäften fortgenommen ist. Mit herzlichen Empfehlungen an die Ihrigen bin ich in alter Treue

Ihr v. B.

In denselben Tagen fühlte Roon auch wieder das Bedürfnis, dem Freunde Perthes sein Herz auszuschütten. Im Begriff, eine kurze Erholungsreise zu machen, hofft er während derselben auf eine Zusammenkunft mit P. — Der Arzt hatte ihm die Reise dringend anbefohlen wegen erschütterter Gesundheit, und „da nun die Edelsten und Besten des Landes", wie er am 16. Juli schreibt, „die Berathung des Militairetats, d. h. die commissarische, frühestens erst Ende dieses Monats vornehmen wollen und meine Verse über diese Materie geschrieben sind, so halte ich meine einstweilige Entfernung von hier nicht blos für zulässig, sondern auch für geboten, da ich für die bevorstehenden heißen Tage eine Stählung meiner Kräfte brauche .... Von Politicis heute also nur so viel, daß meine persönliche Stellung zu diesen Dingen Gottlob klar und klarer geworden ist. Ich bekomme entschiedene und giftige Feinde, die sich auch ein wenig vor mir fürchten und andrerseits auch warme Freunde, die meine Schwachheit ein wenig zu verehren belieben. In gewissen hohen Regionen bin ich immer entschiedener la bête, in andern das pis-aller, der Nothnagel vollsten Vertrauens. Bei dieser meiner, wie ich glaube, über meine Kräfte wachsen-

den Bedeutung fühle ich die Nothwendigkeit in meinen Mußestunden zu meiner Erheiterung die Geschichte von Strafford und Latour, der beiden edlen Grafen, zu studiren, welche gleich mir die Leidenschaft hatten, sich für die Sache ihrer Souveräne einzusetzen, wiewohl der Unterschied besteht, daß der meinige eine viel bessere Sache hat, als jene, nebst noch einigem anderm. Daher kann auch die vor Jahren von mir selbst ausgegangene Prophezeihung, „daß ich am Halse sterben würde", auch einen andern Sinn, nämlich den haben, daß der Hals und der ihm angehörende Kehlkopf mit seinen Krämpfen eben meine kranke Parthie ist. — —

Was sagen Sie zu dem Frankfurter Schützenspektakel? ... Viel weniger ärgerlich als die Aufführung eines gewissen Herrn ist mir die Rede von Schulze-Delitzsch, die er in Frankfurt gehalten; ja sie ist mir sogar sehr erwünscht, da sie die Loyalitäts-Maske der Fortschrittspartei abzieht. — —

Und die Anerkennung von Italien? Ja, davon will ich nur nicht erst anfangen, denn meine Zeit ist verbraucht. Aber wie hübsch wäre es, wenn wir alle diese Dinge mit Gemüthlichkeit besprechen könnten. — — —"

Nach Berlin zurückgekehrt, setzt Roon am 2. August seine Mittheilungen an Perthes fort:

„— — — Die von den Gegnern aus Unentschlossenheit und Bosheit bisher verschobene Katastrophe naht. In dieser Woche endlich werden die Kommissions-Berathungen über den Militär-Etat beginnen. Ich werde in diesen mein Pulver nicht verschießen. Dagegen bereite ich mich zu den Plenar-Berathungen nach Kräften vor. Mir ist zu Muthe wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag. Ich habe keine Furcht vor den Gegnern, wohl aber vor meiner eigenen Unzulänglichkeit, und leider habe

ich seit Kurzem auch Anlaß, wie ich schon schrieb, an meiner genügenden körperlichen Fähigkeit zu zweifeln; Gott helfe! Ich bin so voll von meinem Gegenstande wie ein übervolles Weinfaß, so daß der Stoff nicht völlig auf dem geordneten Wege sondern auch nebenher aus Ritzen und Fugen abzufließen geneigt ist. Ich möchte gern suaviter in modo sein, aber ich besorge, das „fortiter in re" möchte darunter leiden. Ueberhaupt bin ich kein Mann überlegter Vorbereitung; ich bin eine mehr aus momentanen Antrieben handelnde instinctive Natur. Alles, was ich in meinem Leben Zweckmäßiges — freilich auch Verkehrtes — gethan, war meist augenblickliche Eingebung. Darum verzichte ich auch auf eine ausgearbeitete Kammerrede und suche nur mein Material sachlich zu ordnen, was, seiner Ueberfülle wegen, nicht leicht ist. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich von Hause aus auf jeden Effekt in dieser Kammer verzichte; ich will für das Land und für die Armee sprechen: dies Auditorium genügt mir, und ich darf wohl ohne Ueberhebung annehmen, daß man dort geneigt ist, die Ohren zu spitzen, wenn ich auch nur spreche, wie mir's das Herz eingiebt. Aber freilich fürchte ich hinterher den kolossalen Katzenjammer, der mich immer überfällt, wenn ich gesprochen, weil ich hinterher genau weiß. wie ich's hätte thun sollen und nicht gethan habe. — — —

In herzlichster Freundschaft

Ihr Roon.

Den oben mitgetheilten Brief des Herrn von Bismarck vom 15. und 16. Juli zu beantworten fand Roon erst Ende August Veranlassung und Möglichkeit, als er sich zu seiner Erholung auf kurze Zeit nach Pommern begegeben hatte. Er schrieb von dort aus:

Zimmerhausen, 31. August 1862.

Mein lieber B.!

Sie werden Sich ungefähr denken können, warum ich Ihnen bisher nicht geantwortet; ich hoffte und hoffte immer wieder auf eine Entscheidung oder doch auf eine Situation, welche eine akute Lösung herbeiführen müßte. Leider haben meine, unsere Leiden noch immer einen ganz chronischen Charakter. Jetzt ist ein neues Moment — die Freisprechung der Verleumder v. d. H[eydt's] — hinzugetreten, aber auch das wird sich im märkischen Sande verlaufen. Ich habe mich der misère générale auf einige Tage entzogen, als ich bei der Abreise des Königs nach D[oberan] hierher floh, um Hühner zu schießen. Bernstorff, den ich vor 3—4 Wochen ganz entschlossen fand, seinen Posten zu verlassen, der ihm viel zu schwer und sauer wird, sagte mir vor 8 Tagen, daß er doch nicht wisse, ob er nach dem Schluß der parlamentarischen Session nicht dem Wunsche des Königs, (falls er ausgesprochen werden sollte), werde nachgeben und bleiben müssen, wiewohl seine Sehnsucht nach Erlösung nicht erloschen sei, d. h. in die Wirklichkeit übersetzt: die Session hat sich so lange hingezogen, daß ihr Schluß voraussichtlich mit der Entbindung der Gräfin ungefähr zusammenfallen wird; daß daher eine Versetzungsreise im Winter alsdann noch viel weniger passen würde, als ohne dies. Schon früher sagte er mir nämlich, daß seine Versetzung nach L[ondon] spätestens im September stattfinden müsse, wenn sie für ihn annehmlich sein sollte. Diese vielleicht verdammliche Selbstsucht auf der einen und die Unentschlossenheit des K[önigs] auf der anderen Seite, verbunden mit v. d. H[eydt's] Ansicht, daß er sich zwar einen Präsidenten, nicht aber einen solchen aus der Zahl jüngerer Collegen gefallen lassen könne und werde, läßt mich zu der früheren Behauptung zurück-

kehren, daß Sie als Minister-Präsident und zwar vorläufig ohne Portefeuille eintreten müssen; letzteres wird sich später von selbst finden. Daß wir in die Winter-Session in der bisherigen Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit eintreten sollten, halte ich für ganz widersinnig und unmöglich, und zu dieser Meinung habe ich mehr als eine Allerhöchste Zustimmung. Gefochten muß und gefochten wird werden. An Concessionen und Compromisse ist gar nicht zu denken; am wenigsten ist der K[önig] dazu geneigt. Gefährliche Katastrophen sind daher mit Sicherheit vorauszusehen, auch ganz abgesehen von den Verwickelungen in unserer äußeren Politik, die schon jetzt einige recht interessante Verhedderungen aufzuweisen hat. — Ich kann mir denken, daß Sie, mein alter Freund, sehr disgustirt sind; ich kann an meinem eigenen Esel den Ihrigen ermessen. Aber ich hoffe noch immer, daß Sie um deswillen nicht boudiren, sondern Sich vielmehr der altritterlichen Pflicht erinnern werden, den König herauszuhauen, auch wenn er, wie geschehen, sich muthwillig in Gefahr begab. Aber Sie sind ein Mensch, und was mehr ist, ein Gatte und Familienvater. Sie wollen, neben aller Arbeit, auch eine Häuslichkeit und ein Familienleben. Sie haben ein Recht darauf; c'est convenu! Sie müssen also wissen, bald wissen, wo Ihr Bett und Ihr Schreibtisch aufgestellt werden soll, ob in P[aris] oder B[erlin]. Und das Wort des K[önigs], daß Sie Sich in P[aris] nicht etabliren sollen, ist bis jetzt, soviel ich weiß, noch nicht zurückgenommen. Sie müssen Gewißheit haben. Ich will das Meinige — und zwar nicht blos aus Selbstsucht, sondern aus patriotischem Interesse — dazu beitragen, daß Ihnen diese Gewißheit baldigst werde. Ich fingire daher, und zwar so lange, bis Sie es mir untersagen, von Ihnen zur Herbeiführung dieser Gewißheit privatim beauftragt zu sein. Nach den

letzten Unterredungen mit Serenissimo über Sie habe ich ohnehin mein spezielles persönliches Interesse für Sie bereits verwerthen müssen. Ich kann daher auch von Ihrer unerträglichen Situation sprechen, die besonders darin begründet ist, daß Sie ausdrücklich verhindert werden, Sich in P[aris] zu etabliren. Dergleichen Motive werden verstanden, wirken daher vielleicht mehr als politische Erwägungen. Ich fingire daher Ihr Einverständniß und rathe, Sie einstweilen zum M[inister]-Pr[äsidenten] ohne Portefeuille zu ernennen, was ich bisher vermieden; es geht nicht anders! Wollen Sie dies absolut nicht, so desavouiren Sie mich oder gebieten Sie mir Schweigen. Ich spreche den Herrn am 7. in einer ganz vertraulichen Audienz, die er mir für diesen Tag bei seiner Durchreise nach Carlsruhe zur Taufe (am 9./9.) zugesagt hat. Sie haben also auch noch Zeit zum Protestiren.

Von der allgemeinen Situation will ich heute nicht reden. Die innere Katastrophe wird jetzt nicht stattfinden, wie ich vermuthe, sondern erst im Frühjahr, und da müssen Sie nothwendig dabei sein. Sie wird über unsere Zukunft endgültig entscheiden.

Sie sind mir durch Ihre Badereise ganz unnahbar geworden. Diese Zeilen gelangen daher über Reinfeld zu Ihnen; ich weiß mir nicht anders zu helfen.

In alter Treue und Liebe

Ihr

v. Roon.

Viele Grüße von M[oritz] und Father[1]) pp.

Auch die nächsten Wochen brachten keine Klärung oder Besserung der inneren Lage — im Gegenteil: so gering die Hoffnungen gewesen waren, welche die Regierung und

[1]) Wohl Eduard von Blanckenburg.

vor allem Roon auf die oben erwähnten, im August begonnenen Kommissionsberatungen gesetzt hatte: das Resultat derselben übertraf doch noch alle ungünstigen Erwartungen. Die gemäßigteren Elemente der Budgetkommission befanden sich, wie schon erwähnt, in ohnmächtiger Minorität; die eigentlichen Führer der Altliberalen aber, unter deren Auspizien und Einflusse das Werk der Armeereform 1860 als Provisorum ins Leben gerufen war, blieben von den Vorberatungen des Budgets sogar völlig ausgeschlossen. Schon hierdurch war ein offenkundiges Anzeichen gegeben, daß die gegenwärtige Landesvertretung sich nicht bloß im Gegensatz gegen das Verhalten der Staatsregierung, sondern ebenso sehr gegen die bisherigen Auffassungen des Landtages zu setzen entschlossen war.

Und so war es denn ein rein negatives Ergebnis, welches sich schließlich aus den wochenlangen Verhandlungen dieser Kommission ergab: der Vorschlag nämlich zur bloßen Ablehnung der gesamten Ausgaben der Reorganisation schon für das Jahr 1862; ein Beschluß, gegen welchen die Vertreter der Regierung, an ihrer Spitze Roon, vergeblich ihre warnende Stimme erhoben hatten, dessen tatsächliche Bedeutungslosigkeit aber außerdem von vornherein einleuchtete. Es zeigte sich auch hier, wie immer, daß eine Einigkeit zum bloßen Verneinen viel leichter zu erreichen ist, als eine Übereinstimmung zu positiven Vorschlägen. Nachdem nämlich die Absetzung aller bezüglichen Positionen, die nach Meinung der Mitglieder des linken Centrums nur eine vorläufige sein sollte, erfolgt war, fand keine der zahlreichen Resolutionen, welche das entstandene Vakuum wieder beseitigen und eine positive Erledigung der schwebenden Differenzen anbahnen sollten, eine Mehrheit der Stimmen; und die Kommission trat also lediglich mit dem Antrage vor das

Haus, die ganze Reorganisation, das unter Mitwirkung dreier Landtage vollbrachte Werk des Königs und seines Kriegsministers — schlechthin zu negiren.

So war die Lage, als das Plenum des Abgeordnetenhauses am 11. September in die Beratung des Militäretats eintrat.

Mit einer ausführlichen Erklärung der Regierung durch den Mund des stellvertretenden Vorsitzenden von der Heydt wurde sie eingeleitet. Diese Erklärung war in sehr versöhnlichem Tone gehalten und begann mit dem Nachweise, daß weder von der Regierung beabsichtigt, noch von dem Landtage erwartet sei, daß die Umgestaltung des Heeres nur eine temporäre Maßregel sein solle; daß vielmehr im Jahre 1860 Einverständnis geherrscht habe, jene sei im Interesse des Landes und des Heeres unabweisbar dauernd geboten; die definitive Regelung sei nur dadurch aufgehalten worden, daß vom Landtage eine Abänderung des Gesetzes über die Dienstpflicht für nötig erachtet worden wäre. In diesem Sinne hätte auch seitdem der Landtag die Mittel wiederholt extraordinär bewilligt, die Regierung hätte also auch pro 1862 die erforderlichen Ausgaben vorläufig leisten müssen; auch habe sie darin um so mehr bona fide gehandelt, als schon seit Jahren so verfahren worden sei, und zwar ohne Widerspruch, falls das Etatsgesetz einmal nicht rechtzeitig zustande gekommen sei; die Regierung erkenne aber an, daß die Formation der Armee, insofern damit eine dauernde Etatserhöhung oder Gesetzesveränderung verbunden sei, als definitiv erst nach erfolgter Zustimmung des Landtages betrachtet werden könne. Die Regierung sei also damit einverstanden, daß die Kosten der Reorganisation zunächst wieder im Extraordinarium statt im Ordinarium bewilligt würden, und stelle die Vorlage eines bezüglichen Gesetzes im Januar 1863

mit Bestimmtheit in Aussicht; auch erkenne die Regierung an, daß sie wegen der seit 1. Januar 1862 geleisteten Ausgaben der nachträglichen Genehmigung des Landtages bedürfe.

Eine auf vorstehender Basis erfolgende vorläufige Beilegung des Streites hätte jedoch den Plänen der Fortschrittspartei nicht entsprochen; sie wollte nicht eine Verständigung über die Heeresreform, sondern deren Wiederaufhebung, nicht jene versöhnliche Ausgleichung der Differenzen, sondern den Kampf gegen die bestehenden Gewalten und eine vollständige Demütigung der Krone, der sie ihren Willen aufzwingen wollte. Hatten doch schon in der Kommission die entschiedenen Fortschrittsleute den Sinn ihres Votums dahin erläutert: das Abgeordnetenhaus wollte die Reorganisation schlechthin nicht, wollte vielmehr auf den Etat und die Wehreinrichtungen vor 1859 zurückgehen; sei das Geld für 1862 schon vorausgabt, so habe die Regierung sich vor allem zur Umkehr zu entschließen, dann könne sie später die nachträgliche Genehmigung der unwiederbringlichen Ausgaben erhalten.

Vergebens stellte sich Herr von Patow in den nachfolgenden Debatten ganz auf den Standpunkt der Regierung und wies das rechtmäßige Verfahren der letzteren, die bona fide gehandelt habe, nach; vergebens sprach jetzt Vincke in glänzender Rede für die Reorganisation, ihrem Wesen und Hauptzwecke nach, indem er verlangte, daß etwaige Modifikationen derselben erst bei der Vorberatung des Etats pro 1863 erörtert werden sollten, die pro 1862 geleisteten Ausgaben aber anstandslos zu bewilligen wären; selbst der Fortschrittsmann Twesten machte auf die große Bedenklichkeit und praktische Unzulässigkeit der von der Kommission gestellten Anträge aufmerksam. Auch schien es nach den klaren und eindringlichen Reden, mit welchen Roon den Standpunkt

der Regierung darlegte, welche letztere „keineswegs auf das spekuliert, was man einen Konflikt nennt, sondern vielmehr das Bedürfnis fühlt, eine Einigung über die obschwebende Frage herbeizuführen" — einen Augenblick, als sei der Wunsch nach Einigung auch im Hause zum Durchbruch gekommen[1]). In der Budgetkommission aber gelang es sehr bald, den Keim einer versöhnlichen Stimmung wieder zu unterdrücken, indem man, anknüpfend an Roon's am 17. September gefallene entgegenkommende Aeußerungen, den Versuch machte, sofort positive Zusicherungen in betreff des künftigen Gesetzes zu erhalten. Solche Zugeständnisse in betreff der künftigen prinzipiellen Erledigung der Militärfrage konnte und wollte Roon aber nicht geben, mußte vielmehr die Regierung gegen weitergehende Forderungen mit aller Bestimmtheit verwahren[2]). Roon schrieb darüber in jenen Tagen an Perthes:

Berlin, 20. September.

Mein theurer Freund! Vergeblich habe ich in dieser letzten Zeit nach einigen herzstärkenden Worten von Ihnen ausgeblickt; zu meinem Schmerze vermuthe ich daher, daß Sie leidender als sonst sind. Sagen Sie mir das Gegentheil wenn Sie können! — Soeben komme ich aus der Sitzung des Abgeordnetenhauses, wo die Berathung des Mil. Etats pro 1862 zu Ende geführt worden ist; am 23. erfolgt die Schlußabstimmung. Wie? darüber giebt es nicht den leisesten Zweifel. „Unsinn du siegst!" und wenn ich dann nicht hinzufüge: „und ich muß untergehen", so geschieht dies darum nicht, weil ich noch ganz und gar keine Lust, auch keine Veranlassung zum Untergehen fühle. Die aufregende,

[1]) Man vergleiche „Kriegsminister v. Roon als Redner" Band I, Seite 190—250 ff.

[2]) Näheres darüber ebenda, S. 300—304.

mir fast allein zugefallene schwere Arbeit hat meine Nerven einigermaßen erschüttert, jedoch nicht in dem Grade, daß ich mich bewogen fände, die Flinte in's Korn zu werfen, wie jetzt einige meiner Amtsgenossen beabsichtigen.

Ja! wir haben wieder einmal Minister-Krisis. Hohenlohe und Heydt wollen bedingungsweise, Bernstorff unter allen Umständen davon. Bismarck-Schönhausen ist heute, nicht berufen, sondern „Urlaubshalber" hier eingetroffen. Möchte dies zum Heile des Landes, zur Bildung eines in sich homogenen, starken, entschlossenen Ministeriums führen! An maaßgebender Stelle scheint man fest entschlossen, nicht nachzugeben, sondern versuchen zu wollen, ob das Land nicht dieses cynischen und widersinnigen Treibens seiner Boten überdrüssig ist. Der bevorstehende Beschluß, wonach alle Kosten für die Reorganisation pro 1862, die bereits verausgabten inclusive, verweigert werden sollen, falls nicht die Regierung sofort erklärt, die gesetzliche 3jährige Dienstzeit fallen zu lassen und die zweijährige gesetzlich einzuführen, ist so terroristischer Natur, daß der König nicht darauf eingehen kann, ohne die Krone tief zu demüthigen. Gleichwohl ist das dem Landtage zustehende verfassungsmäßige Recht der Geldbewilligung so unzweideutig, daß der bevorstehende Konflikt einen tiefen Riß in's Land bringen muß. Mir blutet das Herz bei dem Gedanken an die Schwächung unseres Ansehens im Auslande und die Zerrüttung aller Begriffe und Verhältnisse im Innern, die sich daran knüpfen werden. Aber ich kann nicht zu einem schimpflichen Frieden rathen und einen ehrenvollen sehe ich nicht ab; also Krieg! sollten mich auch alle Schmerzen und Wunden eines solchen zuerst treffen! Was sagt nun Ihr Staatsrecht über die obschwebende schwere Frage, die leider zur brennendsten Partheifrage geworden ist? Ein schwächlicher Versöhnungsversuch

am 17., bei dem leider mir die Hauptrolle zugefallen war, ist ohne Resultat geblieben und damit von Neuem constatirt, daß die Opposition keinen Frieden, sondern Unterwerfung will. Dem ist ein ehrenhafter Untergang vorzuziehen, ein Schicksal, dem ein heißer Kampf vorangehen wird. Das Gefühl körperlicher Herabstimmung, welches mich bei dem Gedanken schaudern macht, wird mit Gottes Hülfe weichen. Aber entsetzlich ist der andere, daß ich mir von Neuem erst die Waffe mühsam werde schmieden müssen, mit deren Hülfe er auszufechten ist. — Doch — ich bin erschöpft, und daher genöthigt zu schließen, so rhapsodisch diese Mittheilung auch bleiben mag. Uebrigens mache ich auch tröstliche Erfahrungen. Die Armee schickt mir täglich Zurufe. Auch aus anderen Theilen gelangen Adressen und Beifallsäußerungen zu mir, und zu morgen ist mir aus Magdeburg eine Adresse mit 7000 Unterschriften angekündigt. Wenn auch Gott allein die Ehre gebührt, so wird doch ein schwaches Menschenherz durch solche Zeichen ermuthigt. Mit herzlichem Händedruck und Freundesgruß, auch für Ihre liebe und liebenswerthe Frau und Kinder

Ihr treuer matter Freund

Roon.

Herr von Bismarck, dessen am 20. September erfolgte Ankunft in Berlin in vorstehendem Schreiben erwähnt wird, hatte aus Frankreich das letzte Mal am 12. September und zwar aus Toulouse an Roon geschrieben:

„Meine Kreuz- und Querzüge in den Pyrenäen haben gemacht, daß ich Ihren Brief vom 31. August erst heut hier vorfinde. Ich hatte auch auf einen von Bernstorff gehofft, der mir vor vier Wochen schrieb, daß sich im September die Frage wegen des Personalwechsels jedenfalls entscheiden müsse. Ihre Zeilen lassen mich leider vermuthen, daß die Ungewiß-

heit um Weihnachten noch dieselbe sein wird wie jetzt. Meine Sachen liegen noch in Petersburg und werden dort einfrieren, meine Wagen sind in Stettin, meine Pferde bei Berlin auf dem Lande, meine Familie in Pommern, ich selbst auf der Landstraße. Ich gehe jetzt nach Paris zurück, obschon ich dort weniger wie je zu thun habe, mein Urlaub ist aber um. Mein Plan ist nun, Bernstorff vorzuschlagen, daß ich nach Berlin komme, um das Weitere mündlich zu besprechen. Ich habe das Bedürfnis einige Tage in Reinfeld zu sein, nachdem ich die Meinigen seit dem 8. Mai nicht gesehen habe. Bei der Gelegenheit muß ich ins Klare kommen. Ich wünsche nichts lieber, als in Paris zu bleiben, nur muß ich wissen, daß ich Umzug und Einrichtung nicht auf einige Wochen oder Monate bewirke, dazu ist mein Hausstand zu groß. Ich habe mich niemals geweigert, das Präsidium ohne Portefeuille anzunehmen, sobald es der König befiehlt; ich habe nur gesagt, daß ich die Einrichtung für eine unzweckmäßige halte. Ich bin noch heut bereit ohne Portefeuille einzutreten, aber ich sehe gar keine ernstliche Absicht dazu. Wenn mir Se. Majestät sagen wollte: am 1. November, oder 1. Januar, oder 1. April — so wüßte ich, woran ich wäre, und bin wahrlich kein Schwierigkeitsmacher, ich verlange nur $^1/_{100}$ der Rücksicht, die Bernstorff so reichlich gewährt wird. In dieser Ungewißheit verliere ich alle Lust an den Geschäften und ich bin Ihnen von Herzen dankbar für jeden Freundschaftsdienst, den Sie mir leisten, um ihr ein Ende zu machen. Gelingt dies nicht bald, so muß ich die Dinge nehmen, wie sie liegen, und mir sagen, ich bin des Königs Gesandter in Paris, lasse zum 1. Oktober Kind und Kegel dorthin kommen und richte mich ein. Ist das geschehn, so kann Se. Majestät mich des Dienstes entlassen, aber nicht mehr zwingen, nun sofort wieder um-

zuziehn; lieber gehe ich nach Hause auf's Land, dann weiß ich, wo ich wohne. Ich habe in meiner Einsamkeit die alte Gesundheit mit Gottes Hilfe wiedergewonnen und befinde mich wie seit 10 Jahren nicht; von uns'rer politischen Welt aber habe ich kein Wort gehört; daß der König in Doberan war, sehe ich heut aus einem Brief meiner Frau, sonst könnte ich das D. in dem Ihrigen nicht deuten. Ebenso, daß er zum 13. nach Carlsruh geht. Ich würde S. Majestät dort nicht mehr treffen, wenn ich mich hinbegeben wollte, auch weiß ich aus Erfahrung, daß solche ungerufene Erscheinungen nicht willkommen sind; der Herr schließt daraus auf ehrgeizig drängende Absichten bei mir, die mir weiß Gott fern liegen. Ich bin so zufrieden Sr. M. Gesandter in Paris zu sein, daß ich nichts erbitten möchte als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu bleiben. Schaffen Sie mir diese oder jede andere Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie! —

Was verstehen Sie unter „Ende dieser Session?" Läßt sich das so bestimmt voraussehen, wird sie nicht in die Wintersession ohne Pause übergehen? und kann man die Kammern schließen ohne Resultat über das Budget? ich will die Frage nicht gerade verneinen, es kommt auf den Feldzugsplan an.

Ich reise eben nach Montpellier ab, von dort über Lyon nach Paris. Bitte, schreiben Sie mir dahin und grüßen Sie herzlich die Ihrigen.

In treuer Freundschaft Ihr

v. B.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Bismarck's am 20. September erfolgte Ankunft auf direkte Veranlassung von seiten Roon's erfolgt ist. In den hinterlassenen Papieren

findet sich darüber nichts Bestimmtes. In der vor einiger Zeit veröffentlichten Biographie des verewigten Feldmarschalls Manteuffel wird darüber angegeben, Roon habe an Bismarck telegraphiert: „die Birne ist reif", worauf Bismarck sofort nach Berlin abgereist sei. Dies ist sehr wahrscheinlich, wenn auch Roon es nicht für richtig hielt, darüber Mitteilung an Perthes zu machen; und ähnliches hat Roon den Seinigen auch später erzählt: für die Sache selbst ist es nicht erheblich, ob es so oder etwas anders verlaufen ist. Aus obigem Briefe Bismarck's aus Toulouse vom 12. September wissen wir mit Sicherheit, daß er ohnehin im Begriff stand, nach Deutschland abzureisen; und die Hauptsache war, daß er glücklich zur Stelle war, als die Krisis ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Am 23. September trat nämlich das Abgeordnetenhaus dem oben erwähnten radikalen Antrage seiner Kommission bei: mit 308 gegen 11 Stimmen nahm es das verstümmelte Budget pro 1862 an, nachdem vorher mit 273 gegen 68 Stimmen die gesamten Heeresreformkosten aus dem Budget gestrichen worden waren. Das Haus hatte durch dieses Votum den Bestand der preußischen Armee für nichtig erklärt!

In Babelsberg war es, wo selbigen Tages Roon über diese definitiven Beschlüsse des Abgeordnetenhauses Vortrag hielt, und des Königs Majestät, — welchem die Entlassungsgesuche von Hohenlohe, Heydt und Bernstorff schon vorlagen —, erneut seinen Rat verlangte, was in dieser schweren Lage zu thun sei.

„Berufen Ew. Majestät Bismarck" — war, wie schon oft, Roon's Antwort. „Er wird nicht wollen, wird es jetzt auch nicht übernehmen; er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden," versetzte der König. „Er

ist hier, er wird Ew. Majestät Ruf bereitwillig folgen" — konnte Roon da antworten.

Die Folge war eine längere Unterredung des Königs mit Bismarck, nach welcher diesem vorläufig der Vorsitz im Staatsministerium übertragen wurde. Wenige Tage darauf erfolgte die definitive Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ministerpräsidenten: das von Roon lange Ersehnte war damit endlich erreicht!

Die ersten amtlichen Handlungen des neuen Ministeriums Bismarck [1]) sind bekannt: am 29. September erschien letzterer zum erstenmal vor der Kammer und zog, um den unausbleiblichen Bruch nicht noch schwerer zu machen, das Budget pro 1863 zurück. Nachdem das Abgeordnetenhaus diesen Schritt durch eine sehr feindselige Resolution, die Ausgaben pro 1862 betreffend, beantwortet hatte, erfolgte am 11. Oktober die Verwerfung des ganzen verstümmelten Budgets pro 1862 durch das Herrenhaus.

Am 13. Oktober wurde der Landtag geschlossen. Die budgetlose Regierung begann, sie war unvermeidlich geworden. Das reorganisierte Heer aber — blieb unangetastet. — —

Auf die nach dreijähriger Thätigkeit und Vorarbeit Roon's nunmehr beginnende, anderweitig oft geschilderte Geschichte des Ministeriums Bismarck soll hier nicht näher eingegangen werden. Übrigens konnte der neue Ministerpräsident einstweilen den Einfluß und die energische Mitwirkung Roon's gar nicht entbehren; er hat sie aber auch nicht entbehrt, da beide Männer eines Sinnes waren,

[1]) Graf Bernstorff und Herr v. d. Heydt, sowie Prinz Adolf Hohenlohe-Ingelfingen waren ausgeschieden, Frhr. v. Bodelschwingh als Finanzminister eingetreten. Auch das Entlassungsgesuch des Handelsministers v. Holtzbrinck ward genehmigt.

sich gegenseitig stützten und in ihren Zielen — zunächst auch in den Mitteln dazu, sowie in ihren Anschauungen — völlig übereinstimmten.

So ergänzten sie sich in ihrer Wirksamkeit; auch später als seit 1866 nach und nach Bismarck's Einfluß in manchen Punkten den des älteren Freundes zu überwiegen anfing, hat letzterer seinen Beistand nie versagt und der genialen Führung des Kollegen fast immer mit vollem Vertrauen folgen können.

Es stand dies auch sehr in Übereinstimmung mit Roon's Neigungen, da er die ihm durch die Verhältnisse aufgezwungene Teilnahme an der Leitung der allgemeinen Politik nur als einen Notbehelf ansah, wie wir wissen, und es selbst immer sehr wünschte, sich nur auf sein Ressort beschränken zu können.

In den Jahren 1863—1866, der sogenannten Konfliktszeit, war jedoch ein solches Zurücktreten Roon's nach den obwaltenden Verhältnissen noch gar nicht möglich; er blieb vielmehr weitaus die wichtigste und stärkste Säule des neuen Ministeriums Bismarck; und wenn also die Denkwürdigkeiten aus diesem Abschnitte seines Lebens mitgeteilt werden, so ist es für unseren Zweck unvermeidlich, wenigstens in flüchtigen Umrissen die damalige innere Gesamtpolitik der Regierung, — mit der seine Wirksamkeit auf das innigste verflochten war —, zu skizzieren.

Die nachstehenden vertraulichen Zuschriften Roon's an Bismarck, welche in den auf den Eintritt des Letzteren folgenden Wochen geschrieben sind, bezeugen es gleichfalls, wie vielfach Roon sich mit den Fragen und Personalien der inneren Verwaltung zu befassen hatte, und wie sehr ihm daran lag, mit seinen Ratschlägen in Übereinstimmung mit Bismarck zu handeln.

Berlin, 13. Oktober 1862.

Se. Majestät der König hat mir das anliegende Promemoria

„Bemerkungen über die Behandlung des Vereinswesens und der Presse vom 20. Juni c."

nebst dem

Immediatberichte des Herrn Ministers v. Jagow vom 2. v. M.

zustellen lassen, in der Absicht, dem darin behandelten Gegenstande näher zu treten.

Die inzwischen in dem innern Bestande des Ministeriums eingetretenen Veränderungen haben diese Angelegenheit eine Weile ruhen lassen. In dem gegenwärtigen Augenblicke scheint es mir jedoch von der höchsten Wichtigkeit, den Verhältnissen der Presse und des Vereinswesens scharf ins Auge zu sehn. Ich stelle daher Ew. Excellenz ganz ergebenst anheim, in diesem Sinne den anliegenden Schriftstücken Ihre Aufmerksamkeit geneigtest zuwenden zu wollen, indem ich ergebenst hinzufüge, daß ich meine Bemerkungen über den Gegenstand in der Anlage in der Kürze verzeichnet habe.

Diese die Stelle eines förmlichen Anschreibens vertretenden vertraulichen Zeilen bitte ich lediglich als zu Ew. Excellenz Orientirung geschrieben zu betrachten und den Acten nicht einzuverleiben.

v. Roon.

Berlin, 29. Novbr. 62.

Ich habe gestern mit Itzenplitz gesprochen. Er ist zu Allem bereit, würde aber am liebsten Handelsminister. Außerdem habe ich über Herrn v. Wedell sehr zuverlässige Nachrichten theils eingezogen, theils einziehen lassen. Meine Gewährsmänner sind E. Manteuffel und Westphalen. Beide

halten ihn, wenn auch nicht für einen idealen, doch für einen sehr brauchbaren, muthigen und schneidigen Mann. Sprechen Sie mit ihm. Gefällt er Ihnen, würde ich folgende Combination vorschlagen:

Inneres: Minister v. Wedell.
Unterstaatssekretär v. Mirbach.
Handel: Itzenplitz.
Ackerbau: Jagow oder Below-Hohendorf oder Tettau.

Mit diesem Apparat wirds, hoffe ich, gehen.

Die Stelle von Wedell könnte Jagow erhalten; letzteren zum Oberpräsidenten in Posen zu machen, hätte doch einige Bedenken. Sehen wir uns heute vielleicht?

Herzlichst

Ihr

v. Roon.

Berlin, den 28. Decbr. 1862.

Ew. Excellenz

beehre ich mich vertraulich anliegende durch zuverlässige Hand mir zugekommene „Extrabeilage zum Kreisblatt für das Westhavelland" mit einem Abdrucke des Müllenfiefenschen Briefes ergebenst zu übersenden. Die Hauptsache in dieser Extrabeilage ist die vorn mit größerer Schrift gedruckte, auf den Eindruck im großen Publico berechnete Nachricht, daß Se. Kgl. Hoheit der Kronprinz das fragliche Schreiben mit Dank angenommen habe. In dieser Form ist, — wie man mir erzählt —, der fr. Brief durch die ganze liberale Localpresse, die sonst den langen confusen Brief kaum abdrucken würde, colportirt worden.

Hieraus dürfte — bei der Wichtigkeit, welche die Stellung Sr. Kgl. Hoheit des Kronprinzen zu den jetzigen Ereignissen unzweifelhaft einnimmt, — der Schluß gerecht-

fertigt sein, daß es sehr wünschenswerth wäre: wenn Sein Secretariat angewiesen würde, auch mit bloßen Höflichkeitsformen, zu welchen ich das „mit Dank angenommen" rechne, vorsichtig zu sein.

Ew. Excellenz gebe ich die weitere Erwägung hiernach ganz ergebenst anheim.

v. Roon.

Der in dem vorstehenden Schreiben vom 28. Dezember 1862 erwähnte, in dem qu. Extrablatt enthaltene sehr lange Brief war geschrieben von einem Abgeordneten Theodor Müllensiefen (für Bochum-Dortmund). In demselben beklagt der Schreiber sehr lebhaft und in blühend-schwungvoller Sprache die inneren, angeblich durch das verfassungswidrige Verhalten der Regierung hervorgerufenen Wirren und fordert den Kronprinzen auf, mit seinem ganzen Einflusse einzutreten, um Abhilfe zu schaffen[1]).

Die beabsichtigten Veränderungen im Staatsministerium sind dann bekanntlich im Dezember 1862 auch erfolgt, wenn auch nicht ganz nach obigen Vorschlägen: Graf Fritz Eulenburg wurde Minister des Innern an Jagow's Stelle, der landwirtschaftliche Minister Graf Itzenplitz übernahm an Holtzbrinck's Stelle den Handel, und sein bisheriges Ressort ging an den neu eintretenden Herrn von Selchow über.

Am 14. Januar 1863 wurde der wieder einberufene Landtag im Allerhöchsten Auftrage durch den Ministerpräsidenten eröffnet. Derselbe kündigte bei dieser Gelegenheit u. a. die Neuvorlage des Staatshaushalts-Etats pro 1863 und auch pro 1864 an, sowie einen Gesetzentwurf

[1]) In dem „Bismarck-Jahrbuch" von Horst Kohl, III. Band, 3. Lieferung, auf S. 240—243 ist der ganze Herzenserguß abgedruckt worden.

zur Abänderung und Ergänzung über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, und brachte im übrigen den lebhaften Wunsch der Staatsregierung zum Ausdruck, dauernde Verständigung über die schwebenden Differenzen und ein möglichst einmütiges Zusammenwirken mit dem Landtage zu erreichen.

Das Abgeordnetenhaus wartete jedoch nicht einmal seine Konstituierung und die Wahl des Präsidiums ab, sondern eröffnete schon im ersten Augenblicke seines Zusammentretens und in Abwesenheit der Minister die Feindseligkeiten von neuem dadurch, daß der einstweilige Präsident Grabow das bisherige Verhalten der Regierung in scharfer und verletzender Weise verurteilte und damit auf provozierende Weise zu neuen unerquicklichen Kämpfen anregte.

Es folgte Ende Januar eine mehrtägige Adreßdebatte, in welcher seitens der Majorität das Ministerium der Verfassungsverletzung beschuldigt und Ansprüche auf eigene Machterweiterung erhoben wurden, die auf die Unterwerfung der Krone und des Herrenhauses unter den Willen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses hinausliefen.

Im Namen der Regierung wies der Ministerpräsident am 27. Januar diese Ansprüche mit vollster Entschiedenheit zurück.

„Durch diese Adresse," so rief er seinen radikalen Gegnern zu, „werden dem Königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungsrechte abgefordert, um sie der Majorität dieses Hauses zu übertragen!" — Und nachdem er dann die staatsrechtliche Auffassung der Regierung in dem entstandenen Konflikte und — speziell unterstützt von dem Finanzminister Freiherrn von Bodelschwingh — auch über die Auslegung des Artikels 99 der Verfassung über das Budgetrecht ausführlich dargelegt hatte, schloß er mit folgenden denkwürdigen Worten, die

auch hier angeführt werden mögen, weil sie bezeugen, wie einmütig jetzt das ganze Ministerium den schon früher dargelegten Auffassungen Roon's über die streitigen Punkte beigetreten war:

„Was die Verfassung Ihnen an Rechten zubilligt, soll Ihnen unverkürzt zukommen, was Sie darüber hinaus verlangen, das werden wir ablehnen und Ihren Forderungen gegenüber die Rechte der Krone mit Ausdauer wahrnehmen!

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Beratung dieses Manifestes, welches unserem Königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem Geburtstage des jüngsten mutmaßlichen Thronerben. In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehen wir eine doppelte Aufforderung, fest für die Rechte des Königtums, fest für die Rechte der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden."

Denselben Gedanken sprach sodann der Allerhöchste Erlaß vom 3. Februar 1863 aus, durch welchen der König die Adresse beantwortete und dabei in warmen, aber sehr ernsten Worten seine Rechte wahrte. Der Erlaß war ohne Gegenzeichnung, weil der Monarch in dieser Angelegenheit seine ganz persönliche Anschauung und Willensmeinung zum unzweifelhaften Ausdruck bringen wollte. Die am Schlusse ausgesprochene landesväterliche Mahnung zum Frieden und zur Verständigung wurde indessen völlig unbeachtet gelassen: Die gänzliche Fruchtlosigkeit der Session war wiederum von vornherein besiegelt.

Am 8. Februar legte Roon dennoch den angekündigten Entwurf einer Novelle zu dem Gesetz vom 3. September 1814 über die Dienstpflicht vor. Er hatte derselben als Motive eine umfangreiche Denkschrift beigefügt, in welcher die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der ganzen Militärvorlage abermals überzeugend nachgewiesen war. Aber — auch sie blieb wirkungslos gegenüber von Männern, die eben nicht überzeugt sein wollten, — und die damals leider über die öffentliche Meinung der großen Menge eine unerklärliche Gewalt erlangt hatten, indem sie dieselbe fortgesetzt mit Mißtrauen gegen die heilsamen Vorschläge Roon's zu erfüllen wußten.

Desto wohltuender war für letzteren das unbedingte Vertrauen, welches ihm von seiten des Königs fortgesetzt bewiesen wurde.

Am 17. März wurde bekanntlich auf Allerhöchsten Befehl der Jahrestag festlich begangen, an dem vor 50 Jahren der denkwürdige Aufruf Friedrich Wilhelms des Dritten an sein Volk ergangen und fast gleichzeitig das Eiserne Kreuz gestiftet worden war. Die noch lebenden Veteranen des großen Befreiungskampfes versammelten sich zu dieser Feier möglichst vollzählig in Berlin; für die Hilfsbedürftigen unter ihnen wurde bei diesem Anlasse auch materiell, durch Erhöhung der Pensionen ꝛc., dauernde Fürsorge getroffen. Der König wollte damit auch äußerlich von neuem beweisen, daß er bei der Neugestaltung des Heeres mit der glorreichen Vergangenheit keineswegs brechen oder die ruhmvollen Verdienste der alten Landwehr vergessen wollte.

Seinen alten Mitkämpfern wurden daher in der Hauptstadt hohe Ehren erwiesen. An seinen Kriegsminister aber richtete der Monarch schon in der Frühe jenes Festtages das nachstehende eigenhändige, bisher noch nicht bekannt gewordene Schreiben:

„Wenngleich Sie an den Kämpfen, die wir heute feiern, noch keinen Theil nehmen konnten, so sind Sie durch die Ihnen von mir anvertraute Stellung ein so muthiger und getreuer Kämpfer im Frieden geworden, daß ich den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen kann, ohne Sie vor der Armée, für die Sie unausgesetzt und unerschrocken streiten, um dieselbe für Thaten zu kräftigen, wie die waren, die nun $^1/_2$ Jahrhundert hinter uns liegen, — auszuzeichnen. Als Anerkennung Ihrer Leistungen für Thron, Heer und Vaterland verleihe ich Ihnen das Groß-Comthur-Kreuz des Königlichen Haus-Ordens von Hohenzollern. Möge dasselbe Sie stets erinnern an die nie erlöschende Dankbarkeit

Ihres

Wilhelm R.

Berlin, den 17. März 1863.

Schon im Vorjahre hatte es sich gezeigt, wie wohltuend die tatsächlich durchgeführten Militärreformen für die wehrpflichtige Bevölkerung waren; denn als damals zwei Armeekorps marschbereit wurden, um den Kurfürsten von Hessen zur Nachgiebigkeit gegen die preußischen Forderungen zu zwingen, brauchten Landwehren nicht aufgeboten zu werden, weil die Einberufung der Reserven genügte; in gleicher Weise konnte jetzt — während des im Winter 1862/63 entbrannten polnischen Aufstandes — verfahren werden. Zum Schutze der preußischen Grenzen und in indirekter Unterstützung der in schwerem Kampfe mit der polnischen Insurrektion stehenden russischen Regierung war auf des Königs Befehl bekanntlich schon Ende Januar die teilweise Kriegsbereitschaft des I., II., V. und VI. Armeekorps angeordnet worden, wiewohl unter Anwendung der größten Sparsamkeit; denn die bei diesen Korps sowie bei einigen

Garderegimentern einberufenen Reserven wurden nach Ausbildung der Rekruten sofort wieder entlassen. Den Oberbefehl über jene Truppenmacht hatte General von Werder [1]) übernommen. Infolge dieser militärisch-politischen Maßregeln, deren energische und zweckmäßige Durchführung der Tätigkeit Roon's zu danken war, blieb das preußische Gebiet von dem Aufstande mit seinen traurigen Folgen verschont, und wurde die Niederwerfung desselben den Russen erheblich erleichtert. Auch hierzu hatten also die stehenden Truppen vollständig genügt, — während man im Jahre 1848 noch gezwungen gewesen war, zum Zweck der Bekämpfung der polnischen Revolution zahlreiche Landwehren mobil zu machen, aus denen fast die Hälfte der damals in Tätigkeit tretenden Truppen bestanden hatte.

Trotz dieser Beweise für die durch die Reorganisation erreichte sehr erhöhte Schlagfertigkeit des Heeres, zu deren Herbeiführung Roon auch die Beschaffenheit des Kriegsbedarfs an Zündnadelgewehren veranlaßt und die Ausrüstung mit gezogenen Geschützen (Hinterladern) begonnen hatte, — wollten die Volksvertreter die Zweckmäßigkeit der Reformen nicht einsehen und verschärften durch ihr und ihrer Presse Auftreten die Opposition von Tag zu Tag noch mehr. Die zur Beratung der Militärvorlagen eingesetzte Kommission verschleppte die Sache in beklagenswerter Weise und kam endlich am 23. April zu einem eingehenden Berichte, welcher den Entwurf vollständig ablehnte. Mit Mehrheit wurden dagegen die Forckenbeck'schen Amendements angenommen, nach denen die Stärke des Heeres und der Landwehr alljährlich nach den Staatsverhältnissen bestimmt, die Militärgerichtsbarkeit eingeschränkt, die Ehrengerichte abgeschafft, die

[1]) bis dahin kommandierender General des I. Armee-Corps.

Kadettenhäuser radikal umgestaltet werden sollten. Alle diese Anträge fanden Aufnahme in dem Kommissionsberichte, der zum Überfluß noch einen neuen Angriff auf das Recht der Krone dadurch wagte, daß der Kriegsminister in demselben als „ungeeignet zu einem befriedigenden Abschlusse der Heeresreform" bezeichnet wurde.

Freilich konnte es keinen geeigneteren Weg geben, um Roon's Stellung zu befestigen, als solch radikales Gebahren und je heftiger die Angriffe auf seine Person wurden, desto fester und treuer stand er auf der Bresche, desto glänzender entfaltete er täglich seinen staatsmännischen Charakter und seine große Begabung für die ihm zugefallene Aufgabe.

Zu neuen Kämpfen führten ihn die großen, Anfang Mai begonnenen Militärdebatten im Plenum des Abgeordnetenhauses. In langer und eindringlicher Rede legte er am 9. Mai abermals die sachlich ganz unwiderlegbaren Gründe für die Zweckmäßigkeit der Heeresreformen dar. War doch seine Sache, für die er mit Gründlichkeit und Wärme unermüdlich stritt, zugleich im eminenten Sinne diejenige des Vaterlandes! Mit Recht konnte er ausrufen: „Die Regierung hat ihren im Jahre 1860 eingebrachten Entwurf festgehalten — mit der ihr vorgeworfenen Zähigkeit und Konsequenz —, von der man hier gesagt hat: daß sie einer besseren Sache würdig wäre. Meine Herren, eine bessere Sache giebt es nicht! — —"

Unbegreiflich erscheint es uns heute, wenn wir die stenographischen Berichte über jene Maiverhandlungen nachlesen, daß es notwendig war, in so ausführlichen Darlegungen die Zweckmäßigkeit jener inzwischen hundertfach bewährten Reformen nachzuweisen; und fast unverständlich werden sicherlich sogar den zahlreichen Gegnern die Einwendungen heute vorkommen, welche sie damals gegen Ein-

richtungen und Maßregeln anzuführen wußten, die gegenwärtig von ganz Europa als mustergültig angestaunt und — nachgeahmt worden sind.

Noch unverständlicher aber erscheint uns heute die Leidenschaftlichkeit, mit welcher damals sogar Roon's Person angefeindet worden ist, obwohl seine Widersacher doch genau wußten, daß er nur seine Pflicht erfüllte, wenn er seine Vorlagen zu verteidigen und durchzusetzen suchte. Die dabei entstehenden Scenen führten zu einer neuen Katastrophe.

In der Sitzung vom 11. Mai war Roon abermals von mehreren Rednern auf das heftigste angegriffen worden. Der Abgeordnete Professor von Sybel hatte sich sogar dazu hinreißen lassen, den Kriegsminister als „einen unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung" zu bezeichnen und ihm jeden Patriotismus abzusprechen u. s. w. Dagegen erhob sich Roon und wies solche Äußerungen als eine „unberechtigte Anmaßung" zurück. Der Vizepräsident von Bockum-Dolffs unterbrach den Minister und wollte einem anderen Abgeordneten das Wort erteilen. Roon ersuchte, ihn nicht zu unterbrechen, und der darauf folgende Wortwechsel endigte damit, daß der Vizepräsident — unter stürmischem Tumulte — die Sitzung „vertagte", indem er sich bedeckte.

Die Einzelheiten dieser Scene hat der stenographische Bericht aufbewahrt[1]). Was er aber verschwieg, indessen den Augen- und Ohrenzeugen in lebhafter Erinnerung geblieben ist, war der Umstand, daß es sehr lange dauerte, bis man dem Herrn von Bockum-Dolffs den verlangten Hut brachte, und daß, als er ihn dann aufsetzte, es sich zeigte, daß man einen falschen Hut ergriffen hatte, der dem Herrn bis über

[1]) Man vergleiche „Kriegsminister von Roon als Redner", Band I., S. 481—485 u. f.

die Ohren hinabfiel. So entbehrte auch diese stürmische und recht peinliche Scene nicht eines hochkomischen Schlußeffekts, welcher es bewirkte, daß die Abgeordneten sich schließlich unter sehr großer Heiterkeit trennten.

Weder Roon noch ein anderer Minister kehrte jedoch in die Sitzung zurück. Vielmehr erfolgte noch am selben Tage eine Erklärung des Staatsministeriums, in welcher dieses sich in der zwischen Roon und dem Präsidenten entstandenen Streitfrage einstimmig auf Seite des ersteren stellte, seine Rechte wahrte und damit schloß, daß „das Staatsministerium sich der Teilnahme an den Beratungen des Abgeordnetenhauses so lange enthalten müsse, bis ihm durch das Präsidium die hierdurch erbetene Erklärung zugeht, daß eine Wiederholung des heutigen, der gesetzlichen Begründung entbehrenden Verfahrens gegen ein Mitglied des Staatsministeriums nicht in Aussicht steht."

Das Abgeordnetenhaus hielt also seine nächsten Sitzungen in Abwesenheit der Minister. In einer derselben fand sich Herr von Sybel, welcher durch seine persönlich verletzenden Äußerungen gegen Roon die ganze Scene provoziert hatte, zwar veranlaßt, dieselbe zu bedauern und zurückzunehmen, nachdem ihm dieser Entschluß auch durch den Abgeordneten, früheren Minister Grafen Schwerin nahe gelegt und erleichtert worden war; am 15. Mai, beschloß jedoch das Abgeordnetenhaus in Erwiderung auf die Erklärung des Staatsministeriums vom 11. Mai, der in jener Sitzung hervorgetretenen Auffassung seines Präsidenten über die dem Präsidium auch den Ministern gegenüber zustehenden Befugnisse beizutreten und lehnte das anderweitige Verlangen des Staatsministeriums ab.

Letzteres wahrte seinen Standpunkt durch eine abermalige Erklärung vom 16. Mai, indem es den am 11. Mai

vom Präsidium erhobenen Anspruch, unter Berufung auf die diesem angeblich zustehenden Disziplinarbefugnisse, einen Minister zu unterbrechen und ihm Schweigen aufzuerlegen, zurückwies.

Das Abgeordnetenhaus aber verharrte bei seinem bezüglichen Votum vom 15. Mai und beschloß, eine Adresse an die Krone zu richten, um seine allgemeinen Beschwerden über das Ministerium vorzubringen.

Vergebens ermahnte auch eine am 20. Mai ergangene Allerhöchste Botschaft das Abgeordnetenhaus, jenen Anspruch fallen zu lassen und den Ministern des Königs die von ihnen verlangte Anerkennung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu gewähren: das Abgeordnetenhaus setzte die „Kraftprobe" fort, es antwortete am 22. Mai mit einer Adresse, in welcher gesagt wurde, daß die Verhandlungen des Hauses S. Majestät nicht wahrheitsgetreu vorgetragen seien; daß die Minister fortführen, verfassungswidrige Grundsätze offen auszusprechen und zu betätigen; dem inneren Zerwürfnis habe sich stets wachsend die äußere Gefahr hinzugesellt; Preußen stehe fast allein in Deutschland, ja in Europa; das Haus erfülle noch einmal seine Gewissenspflicht, indem es erkläre: das Haus der Abgeordneten habe kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehne jede Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Die bestehende Kluft könne nur durch einen Wechsel der Personen und durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden.

Die darauf am 26. Mai ergehende Allerhöchste, vom Gesamtministerium gegengezeichnete Botschaft rügte in ernsten Worten den in der Adresse hervorgetretenen Mangel an ehrfurchtsvollen Gesinnungen gegen den König, wies die gegen das Ministerium erhobenen Beschuldigungen im ein-

zelnen als grundlos zurück, sprach den Ministern im Gegenteil Allerhöchsten Dank und Anerkennung aus und schloß mit den Worten:

„Auch Ich suche, wie meine Vorfahren, den Glanz, die Macht und die Sicherheit Meiner Regierung in dem gegenseitigen Bande des Vertrauens zwischen Fürst und Volk. Mit des Allmächtigen Hülfe wird es Mir gelingen, die sträflichen Versuche zu vereiteln, welche auf Lockerung dieses Bandes gerichtet sind. In Meinem Herzen steht das Vertrauen auf die treue Anhänglichkeit des preußischen Volkes an sein Königshaus zu fest, als daß es durch den Inhalt der Adresse des Abgeordnetenhauses erschüttert werden sollte. —"

Am 27. Mai wurde darauf der Landtag durch den Ministerpräsidenten geschlossen.

Wenige Tage später, am 1. Juni, erfolgte auf einen eingehenden Bericht des Staatsministerium eine Allerhöchste Verordnung zur Einschränkung der Preßfreiheit. Ließ sich auch voraussehen, daß dieselbe später nicht die Zustimmung des Abgeordnetenhauses finden würde, so sollte doch durch diese provisorische Verordnung dazu beigetragen werden, daß die leidenschaftliche und unnatürliche Aufregung, welche in den letzten Jahren infolge des Parteitreibens und der fortgesetzten Agitation der oppositionellen Presse entstanden war, zunächst beschwichtigt würde; die Regierung hoffte, „daß die Preßfreiheit selbst auf den Boden der Sittlichkeit und der Selbstachtung zurückgeführt werden würde, auf dem allein sie gedeihen und sich dauernd befestigen könne." Zu diesem Zwecke sollte den verwerflichen Ausschreitungen einer zügellosen Presse soweit Einhalt gethan werden, als dies zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung unter den obwaltenden Verhältnissen durchaus erforderlich sei.

Bekanntlich wurden diese sogenannten Preßordonnanzen, welche gewissermaßen den Höhepunkt des eingetretenen Konflikts markierten, von vielen Seiten auf das heftigste verurteilt und zu den verschärften Angriffen gegen das Ministerium, in außerpreußischen Blättern, benutzt. — Dagegen wurde von unparteiischer Seite schon damals die Notlage, in der sich die Regierung befand, richtig gewürdigt. Nicht ohne Interesse ist es, zu erfahren, wie ein gänzlich unbeteiligter und unbefangener, von keiner Parteidoktrin gefesselter Mann, wie es Professor Perthes in der That war, unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse im ersten Halbjahr 1863 die politische Lage und die Handlungen der Regierung beurteilt hat.

Daß Perthes kein Freund Bismarck's genannt werden konnte und diesen nicht nur unterschätzte, sondern sogar, trotz aller Vorhaltungen Roon's, mit Mißtrauen hatte kommen sehen, wissen wir bereits. In einem am 25. Februar 1863 an Roon gerichteten Briefe finden wir ihn noch sehr entschieden auf diesem Standpunkt. Er schrieb damals:

„Einige Monate konnten Sie sich, mein lieber und verehrter Freund, der Hoffnung hingeben, von der wirklichen Leitung des Staatsministeriums durch die Berufung eines neuen Leiters entbunden zu sein; jetzt müssen auch Sie zugestehen, daß Sie sich der Pflicht nicht entziehen können, das Ministerium, dessen Bildung Ihr Werk war, auch fernerhin, sei es in dieser, sei es in jener Form zu leiten und in einen sicheren, ruhigen, möglichst geräuschlosen Gang zu bringen.

Die Haltung, welche das Ministerium in der inneren Frage dem Abgeordnetenhause gegenüber beobachtet hat, war nicht ohne heilsame Folgen geblieben, . . . die Dinge waren wirklich in einem leidlichen Gange, als am 4. Februar die

Norddeutsche Allgemeine Zeitung aussprach, daß eine Intervention in Polen für Preußens Interesse nothwendig sei, die gleichzeitigen Maßregeln der Regierung machten deren Absicht, Rußland zu unterstützen, gewiß und verdeckten auch die Art der Unterstützung nur mit einem leichten Schleier. Vielleicht kann auch der Fernstehende die sachlichen, im Inlande wie im Auslande liegenden und die persönlichen aus der Vorgeschichte eines langen Menschenlebens stammenden Gründe so ziemlich ausfindig machen, deren Zusammenwirken den außerordentlichen Schritt der Regierung erklärt; aber ein politischer Akt ist dadurch, daß er erklärt ist, noch nicht gerechtfertigt. . . .

Der verhängnißvolle Schritt wurde freilich nur möglich durch das Zusammenwirken mancher Personen und Umstände, aber Bismarck ist es doch gewesen, der ihn gemacht hat. Nicht ohne ihn, nur durch ihn konnte er gethan werden. Heute so wenig, wie früher, wage ich zu behaupten, daß die Berufung dieses Mannes an diese Stelle ein Fehler war, aber ein Unglück war sie gewiß, und Unglück wird sie auch künftig noch bringen, fürchte ich. . . . Es ist ein Jammer um die frische, edle und liebenswürdige Natur, um die Schlagfertigkeit und den guten Schlachtenglauben des Mannes, aber seit Wochen, seit Monaten verfolgt mich die düstere Ahnung, daß, wenn er nicht heute geht, morgen das Ministerium gehen muß, und geht das Ministerium, so hat die Revolution in Preußen gesiegt!"

So bedenklich, ja gefährlich wurden damals Bismarck's politische Thaten und Absichten von einem der Regierung zugeneigten Manne erachtet! Kann es da Wunder nehmen, daß ihn die Feinde und Gegner noch viel mehr verurteilten und verkannten!? Daß Perthes sich dabei nicht als Prophet gezeigt hat, ist freilich richtig, aber man kann dies wohl ent-

schuldigen, wenn man die damalige Situation bedenkt und sich erinnert, daß sogar Louis Napoleon noch kurz vorher sein Urteil über seinen weitaus gefährlichsten Gegner in den Worten: „ce n'est pas un homme serieux“ zusammengefaßt hatte.

„Sie waren es!“ so schließt Perthes jenen Brief an Roon, „welcher sich der vorwärtsdringenden Revolution breit in den Weg stellte. Sie haben Ihrer Überzeugung, Ihrem Muthe, Ihrem Willen einen Ausdruck in dem gegenwärtigen Ministerium gegeben; Sie haben gekämpft und gerungen und bis heute noch keinen Fuß breit Landes verloren. Sie sollen und müssen auch jetzt das Steuer fest in der Hand behalten . . . , vor Gott und der Geschichte trägt im gegenwärtigen Augenblicke nicht der Kapitän, sondern der Steuermann die Verantwortung.

Gott sei mit Ihnen, mein lieber kampfbeladener Freund, und erhalte und stärke Ihnen Ihren Muth und Ihre Kraft. — Behalten Sie mich lieb; kein Tag geht hin, an welchem ich Ihrer nicht gedenke.

Ihr Perthes.

„Nicht während ich schrieb, aber bald nachdem ich den letzten Brief an Sie abgeschickt hatte,“ fuhr Perthes, der immer noch unter dem Eindruck der ihm so bedenklich erscheinenden Konvention mit Rußland vom 8. Februar 1863 stand, am 4. März fort, „stiegen mir doch Bedenken auf, ob es zulässig sei, an den leitenden Minister Preußens so zu schreiben, wie ich gethan; indessen ich beruhigte mich, theils weil ich wirklich ohne allen Anstoß des sittlichen, politischen und socialen Gewissens geschrieben hatte, theils weil mir in Ihnen, ich mag mich stellen, wie ich will, nun doch einmal der Mensch den Minister überwiegt. Ihre

freundlichen Zeilen zeigen, daß auch Sie keinen Anstoß genommen haben. Von einer Verschuldung anderer Art aber kann ich mich nicht frei sprechen; als Goethe einst eine Recension seines Tasso gelesen hatte, sagte er: „diese Kerle, statt dankbar zu sein, ein Werk wie den Tasso zu haben, mäkeln sie daran herum, finden mit und ohne Grund dieses und jenes nicht recht und verderben sich und Andern die Freude." — Auch Sie könnten den conservativen Rezensenten zurufen: statt dankbar zu sein für meinen Tasso, d. h. für ein Ministerium, wie das von mir zu Stande gebrachte, findet Ihr bald mit, bald ohne Grund dieses oder jenes nicht recht, was es thut und nehmt durch solches Mäkeln Euch und Andern Vertrauen und Freudigkeit. — Der Vorwurf ist gar Vielen gegenüber nur zu begründet und trifft auch meine Briefe seit Bismarck-Schönhausen's Eintritt, aber doch auch nur die Briefe, denn obschon ich den Dank für das Dasein Ihres Ministeriums während der letzten Monate nicht aussprach, habe ich das Dankgefühl doch in mir gehabt und insbesondere mir und Andern immer wieder gesagt, daß die Regierung durch ihre Behandlung der inneren Fragen, durch ihre Vorlagen, durch ihr Reden und Schweigen im Abgeordnetenhause nicht nur das augenblickliche Vordringen der Revolution verhindert, sondern auch für die Zukunft einen nachhaltigen Widerstand gegen dieselbe vorbereitet hat. Bismarck-Schönhausen's Ueberlegenheit im kleinen Kriege, seine Gewißheit, unter allen Umständen wenigstens über einen guten Einfall verfügen zu können, die Gewandtheit, mit welcher er das Schwert des Geistes, ohne es zu Sauhieben zu mißbrauchen, führte und die Feinde so aus aller Fassung brachte, daß sie nichts zu Tage fördern konnten als eine Flegelei, hat manches Menschenherz nicht nur ergötzt, sondern auch

erfreut und könnte jemand, dem mehr Luft zu Gebote steht als mir, ordentlich Luft machen, auch einmal mit hinein zu reiten in den dicken Haufen. Trotzdem aber verlassen mich die düsteren Ahnungen nicht in Beziehung auf Bismarck's Haltung nach Außen und die Folgen, die aus derselben hervorgehen können . . .

Schon manches Mal ist Preußen durch das Unstäte und Springende seiner äußeren Politik, durch die Leichtigkeit, mit welcher es tiefgreifende Pläne aufnahm und wieder fallen ließ, in Gefahr gerathen; es wollte oft schon entgegengesetzte Ziele gleichzeitig verfolgen, oft schon Bestehendes für immer beseitigen, weil es für den Augenblick lästig oder hemmend erschien . . .

Diese in unserem Lande historisch gewordene springende Politik scheint sich nun personificirt zu haben, und die hierin liegende Gefahr wird noch gefährlicher durch das Zusammentreffen mancherlei persönlicher und sachlicher Versuchungen. Ein edles Pferd ist in einen Sumpf gerathen und wird verlockt, seiner Ungeduld durch die gewaltsamsten Anstrengungen Luft zu machen, gleichviel ob es sich durch dieselben weiter hinein oder hinaus arbeitet.

Die ganze Situation verlockt, dem revolutionären Gelüste einen Ausweg zu eröffnen, demselben einen Ausweg nach Außen statt nach Innen zu geben, die Regierung vor der Revolution im Innern durch revolutionäres Auftreten nach Außen zu retten, also den Teufel durch Beelzebub auszutreiben.

Thaten fordert die Zeit, aber nicht jede Bewegung ist That, und Unruhe ist nicht Action . . . .

Solch' edles Roß zu überwachen, ist fast zu schwer für ein Menschenkind, was zugleich noch Kriegsminister ist, und doch müssen Sie es, müssen es bei Tag und Nacht,

müssen es in äußeren wie in inneren Verhältnissen, denn von Ihrer Wachsamkeit hängt jetzt Preußens Stellung ab, Gott gebe Ihnen Geduld dazu und Ausdauer und das schärfste Auge . . . .

Daß auch Sie in die Zügel beißen und zum Durchgehen alle mögliche Lust haben, weiß ich recht gut, werde aber mit Ihrer gütigen Erlaubnis jetzt und künftig so thun, als wüßte ich es nicht. — — —"

Bonn den 10. Mai 1863.

„Mein lieber und verehrter Freund! wenn ein Kranker mit bleichem Gesicht und mattem Gebein vom Fenster seines wohlerwärmten und gegen jeden Luftzug verwahrten Zimmers draußen einen Mann vorüberschreiten sieht, dem der Sturm Schnee und Eis ins Gesicht jagt und den Mantelkragen über dem Kopfe zusammenschlägt, sagt er wohl leise vor sich hin: Du beneidenswerther Mensch! wer doch wie Du mit Wind und Wetter zu kämpfen hätte! So sehe auch ich zuweilen mit förmlichem Verlangen auf Ihr Kämpfen hin und denke: wer doch wie dieser beneidenswerthe Mann von Vaerst und Virchow, von Waldeck und Genossen geplagt werden könnte! Gott erhalte Ihnen Ihre Geistes- und Ihre Körperkraft, denn entbehren können wir Sie nicht. — Preußen ist jetzt so reif für die Aufnahme, so vorbereitet für schnelle Verbreitung einer durch irgend welchen Zufall hervorgerufenen Revolution, wie vielleicht kein anderes Land; dahin sind wir gekommen, nicht weil die gegenwärtige Regierung zu kräftig, sondern weil die frühere zu matt verfuhr; aber Preußen birgt zur Bändigung und dauernden Überwindung einer anfangs triumphierenden Revolution auch heute noch so starke Kräfte, wie vielleicht kein anderes Land, und hat dieselben auch in der diesjährigen Sitzung des Abgeordnetenhauses nicht verloren und nicht ge-

schwächt; das ist für eine Zeit, welche Erfolge und Siege unmöglich machte, nichts Geringes und ist auch dieses Mal Ihr Werk, obgleich der Dank und die Anerkennung, welche in den Wuthausbrüchen der kleinen und großen revolutionären Geister verborgen liegt, seit Monaten schon seltsamer Weise fast ausschließlich dem Ministerpräsidenten zu Theil wird ... Für den bisherigen Verlauf sehr dankbar zu sein, haben wir alle Ursache, aber nun ist, dünkt mich, des Verhandelns auch genug, und es scheint sehr gerathen, die Herren Abgeordneten sobald wie möglich dem Kreise ihrer Familie wiederzugeben. Jeder derselben wird freilich in seinem Kreise wühlen, so viel er kann, aber die Addition aller Wühlereien der Einzelnen hat nicht das Gewicht, welches dem Gerede der als Abgeordnetenhaus anerkannten Vereinigung derselben beiwohnt. — Wie das jüngste Blaubuch zeigt, hält selbst Lord Russel unsere vereinigten Kreisrichter für ein englisches „Parlament" und beruft sich darauf in diplomatischen Aktenstücken! Wie kann irgend ein fester Gang in den Verhandlungen mit Paris, London u. s. w. eingehalten werden, wenn die Kerls immer dazwischen schreien und die fremden Höfe in den Schreienden die Regierung oder doch die Mitregierung sehen. Auflösung freilich würde nur ein identisches Abgeordnetenhaus herbeiführen und dazu noch der Fortschrittspartei die Wahlbewegung in die Hand geben, aber Schluß der Session, sobald es die Umstände irgend erlauben, — denn an der budgetlosen Regierung kommen Sie für die nächste Zeit doch nicht vorbei, und jeder Tag kann einen Zufall herbeiführen, welcher noch einmal Oel auf die schwarzqualmende Lampe gießt. Mir scheint daher jedes Wort eines Ministers vom Übel, durch welches die Verhandlung über die Finanzvorlage hinausgezogen werden könnte, denn in Beziehung auf diese dem Hause den Beschluß abzuschneiden, wäre schwerlich richtig.

Die Haltung, welche Preußen während der letzten Monate noch nach Außen eingenommen, ist nun auch dem Außenstehenden durch die mancherlei bekannt gemachten Aktenstücke erkennbar. Louis Napoleon sorgt dafür, daß die Wunde an der Ostgrenze eine eiternde bleibe; Polen soll zu dem preußischen Italien, Posen zu dem preußischen Venetien werden; in ganz Europa drängt alles zu großen Entscheidungen und in ganz Europa findet sich die als unzweifelhaft angenommene Voraussetzung, daß die Regierung Preußens nicht länger als Monate oder höchstens Jahre denselben Gang in den inneren und äußeren Verhältnissen einhalten könne. Ohne diese durch die Geschichte seit 1840 nur zu sehr gerechtfertigte Voraussetzung wäre die Stellung Ihres Ministeriums im Innern eine ganz andere und stärkere! — und nach Außen! welche Sprünge, welcher unablässige Wechsel, der nicht, oder doch nicht wesentlich, in dem Wechsel der europäischen Verhältnisse begründet war, sondern in dem Wechsel der Preußen leitenden Männer oder der Ansichten, welche dieselben leitenden Männer heute so und morgen anders bewegten! Innerhalb kürzester Zeit:

Allianz mit Frankreich und Rußland ohne Rücksicht auf England und Oesterreich;

Lebhafte Annäherung an Frankreich, Geringschätzung Rußlands, Rücksichtslosigkeit gegen Oesterreich. Französischer Handelsvertrag;

Haltung, welche deutlich zu erkennen gab, daß wenn Frankreich sich nicht so entgegenkommend zeige, wie gewünscht wurde, Preußen seine Allianzen auch an andern Orten suchen könne.

Nächste Annäherung an Rußland. Convention vom 8. Februar. In den ersten Tagen des März schon wieder Erbitterung auf Rußland.

In den deutsch-österreichischen Verhältnissen war es nicht anders. Für das Auswärtige ist ein Mann, der viele und wechselnde Einfälle hat und Einfälle schnell in Depeschen und Noten verwandelt, ein sehr gefährlicher Mann, mag er Friedrich Wilhelm IV. oder Bunsen oder Heinrich von Arnim oder wie sonst heißen, mag er dieser oder jener politischen Richtung angehören, und ein noch so begabter und ehrenhafter Mann sein. — Wachen Sie, mein lieber Freund, und überwachen Sie unseres Vaterlandes Geschick . . . .

Dienstag, den 12. Mai Abend.

Heute Mittag brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die Nachricht von der Züchtigung, welche Sie gestern . . ertheilen mußten. Das Nähere läßt sich noch nicht ersehen, aber allem Anschein nach ist nur der Minister, nicht der Mann betheiligt, und dafür danke ich Gott, denn unter den jetzigen Verhältnissen wäre ein persönlicher Conflikt das Unglücklichste von Allem. Gott gebe Ihnen Ruhe; auf Ihnen ruht, davon werde ich jeden Tag fester überzeugt, unsere Rettung.

Mittwoch, den 13.

Gestern Abend spät brachte der Telegraph die Erklärung des Staatsministeriums; sie konnte nicht anders sein, wie so —, obschon unberechenbar die Folgen sind. Wer doch mit zugreifen könnte! Behalten Sie mich lieb, mein lieber tapferer Freund!

Ihr

Perthes.

Bonn, den 2. Juni 1863.

Auch nach der Königlichen Botschaft vom 20. Mai blieb es mir zweifelhaft, mein lieber und verehrter Freund, ob die Regierung den Landtag sofort schließen oder dem Abgeordnetenhause zuvor noch Zeit lassen würde, die Verweigerung

des Budgets ausdrücklich auszusprechen. Sie haben für den sofortigen Schluß entschieden, und mit mir empfindet es noch Mancher als eine Wohlthat, nun nicht länger Tag für Tag Phrasen, fixe Ideen, Unwahrheiten u. dergl. haufenweise aus dem Hexenbrei aufbrodeln zu hören. Gerne hätte ich allerdings in der Botschaft vom 26. Mai die Ausdrücke vermieden gesehen, welche von dem Feinde so gedeutet werden können, als ob die Verfassungsurkunde Grund oder doch Stütze von Rechten unseres Königs sei. Nicht oft und deutlich genug kann heut zu Tage gesagt werden: nur der Landtag hat Rechte durch die Verfassungsurkunde; und nur durch die Verfassungsurkunde hat der Landtag Rechte. Der König aber hat keine Rechte durch die Verfassungsurkunde, sein volles Königliches Recht besteht so, wie es in der Geschichte geworden und gewachsen ist auch heute noch, und ist nur in den Fällen begrenzt, in welcher die Verfassungs-Urkunde dem Landtage eine Mitwirkung ausdrücklich zuerkennt.

Obschon die alte Wahrheit auch bei dieser Gelegenheit vielleicht recht verständlich hätte ausgesprochen werden können, so klingen doch, trotzdem dies nicht geschehen, die einfachen, das Kind bei dem rechten Namen nennenden Worte des Königs deshalb nicht weniger wohlthuend an das Ohr nach dem vielen wüsten Geschrei der anarchistischen Lust, welche, wie jede sündige Begierde, hin und her schwankte zwischen Frechheit und Heuchelei.

Die Botschaft hat alles gethan, was der Augenblick erfordert, und doch auch nicht mehr als das, und dafür müssen wir noch besonders dankbar sein. Chronische Übel lassen sich durch akute Mittel nicht heilen, und der Deckel, welcher den Kasten mit den elementaren Gewalten verschließen soll, darf nicht aufgenagelt, sondern muß aufgeschraubt

werden. Der Minister, der sich bewußt ist, den großen entscheidenden Kampf für die Monarchie gegen die Anarchie, für die politische und soziale Ordnung gegen die allgemeine Auflösung auskämpfen zu sollen, wird auch die Kraft finden, seine politischen Ansichten und Wünsche, seine Neigungen und angeborene Natur zu bezwingen, wenn der ernste Beruf es von ihm verlangt.

Es ist möglich, daß wir trotz aller Vorsicht und Ruhe dem Tage entgegentreiben, an welchem der König das Land nur retten kann, wenn er seine ganze Macht rücksichtslos entfaltet und, um die Rechtsordnung zu erhalten, Artikel der Verfassung nicht respektirt . . . , wenn dieser Tag erscheint ohne Wollen und Zuthun der Regierung, so hilft uns vielleicht unser Herr im Himmel, und wir siegen, wenn auch nicht ohne Kampf, doch ohne Kampf bis aufs Messer.

Ich freue mich, mein lieber theurer Freund, daß wir Sie haben und daß Sie da sind, wo Sie sind, und so fest auf Ihren zwei Beinen stehen können, weil Sie die Hülfe dort zu suchen und zu erbitten wissen, wo sie allein zu finden ist. Sie haben einen schweren Stand, aber Sie bedauern — nein, das kann ich bei dem besten Willen auch heute nicht. Ein braver junger Husaren-Offizier, der wie noch mancher seiner Kameraden mich jetzt zuweilen besucht, sprach vor einigen Tagen mit wahrer, warmer Theilnahme über Sie; ich lachte ihn aus und fragte, ob er auch Blücher bedaure, weil derselbe auf dem Ritte nach Waterloo stark geschwitzt und das Pfeifen der Kugeln gehört habe? Der Husar beruhigte sich nunmehr; wollte Gott, daß ich Ihren 18. Juni noch miterlebte und feierte!"

Bonn, 8. Juni.

Es ist, mein lieber und verehrter Freund, durch den Schluß des Landtages und mehr noch vielleicht durch die

Preßverordnung vom 1. und die Verwarnungen vom 5. Juni doch wirklich eine nicht unwesentliche Änderung in unseren Zuständen eingetreten. Seit Jahren hatten die Landtagsabgeordneten, die Zeitungsredakteurs und die Clubbisten in „Schlafrock und Pantoffeln" so lebhaft die schweren Opfer, welche sie brächten, bewundert, daß Einzelne unter ihnen, so unglaublich es auch scheinen mag, endlich dahin gelangten, Respekt vor sich selbst und sogar vor ihren Kollegen zu bekommen. Während die Herren in ihren Versammlungen sauren Wein und dickes Bier mit vielem Behagen verzehrten, beklagten sie die schwere Noth der Zeit; während Zweckessen und Dankadressen die einzigen für sie in Aussicht stehenden Widerwärtigkeiten waren, legten sie das feierliche Gelübde ab, kalt und männlich in den großen Gefahren auszuharren, die Jeden bedrohten, der gegen die Herren v. Roon und v. Bismarck eine Rede halte oder einen Zeitungsartikel drucken lasse; während die Frechheit ungestraft und ungehemmt überall sich spreizte, tobten sie über die Ministerdespotie, welche das Land drücke wie ein Alp und jede Lebensregung schon in der Geburt ersticke.

Dieses lügenhafte, frivole Spiel mit sehr ernsten Worten und Dingen scheint zu verschwinden; es geht ein Gefühl durch das Land, wie wenn es mit dem Spaßen nunmehr ein Ende habe und dem Einzelnen sein wüstes, leichfertiges Gethue zwar nicht gerade Hals und Hand, aber doch harte Thaler und vielleicht sogar das jus ambulandi kosten könne. Mag die Verfassungsmäßigkeit der Verordnung vom 1. Juni immerhin disputabel sein[1]), so ist doch bis zum Wiederzusammentritt des Landtages Niemand

[1]) Das Auftreten des Kronprinzen dagegen, u. A. gelegentlich einer Dienstreise nach Danzig und der Provinz Preußen, ist bekannt.

da, welcher ein Recht hätte, dieselbe in Abrede zu stellen, und steht es auch nur auf sechs Monate thatsächlich fest, daß die Obrigkeit ihr Schwert nicht umsonst trägt, so würde dadurch allein schon alles anders sein —, — wenn nicht zugleich öffentlich und ausdrücklich ausgesprochen worden wäre, daß die künftige Regierung den Ernst und die Festigkeit der gegenwärtigen zu teilen nicht gesonnen sei. Die Väter können und sollen, das wissen wir alle, ihre Kinder im Thun und Lassen nicht nöthigen, eine Wiederholung des väterlichen Ich zu sein, aber bestimmtem Thun des Kindes gegenüber hat doch jeder Vater die Möglichkeit zu sagen: nur einmal kann mir das passieren! — —"

Bonn, 2. Juli 1863.

„Ich freue mich sehr, daß Sie sich entschlossen haben, den heutigen Tag bei den Ravensbergern zuzubringen. Das kräftige, kerngesunde, fromme Volk wird ohne Zweifel seine Gesinnung sehr verständlich ausdrücken und durch derben Jubel zwar Ihren Leib ermüden, aber Ihre Seele erfrischen.

Daß Sie mich in den der Eröffnung des neuen politischen Feldzuges unmittelbar vorhergehenden Tagen noch sehen mögen, danke ich Ihnen herzlich und will Sie dann gern an irgend einem Orte des Thüringer Waldes aufsuchen . . .

Möge die Ruhe, mögen Wald und Luft Sie an Leib und Seele recht stark machen, denn Ihre Frische brauchen wir Alle . . .

Ihr Perthes.

Der vorstehend erwähnte Besuch bei den Ravensbergern wurde von Roon Anfang Juli thatsächlich ausgeführt; es war das einzige Mal in seinem Leben, daß Roon sich aus politischen Erwägungen ein derartiges öffentliches „Anfeiern"

hat gefallen lassen; und die Reise ist auch insofern bemerkenswert, als durch die Aufnahme, welche Roon, während nach der Auffassung seiner Gegner dumpfe „Reaktion" auf dem Lande lastete, gerade in diesen Tagen in den treuen westfälischen Landen gefunden hat, der Beweis geliefert wurde, daß es doch noch große Volksmassen gab, welche nicht nur unverdorben geblieben waren durch die Agitationen der Opposition, sondern im Gegenteil den treuen Mann ihres Königs gerade deshalb um so inniger verehrten, je mehr sein Name von den Gegnern geschmäht und gelästert wurde. Die Ravensberger ehrten in Roon den Mann, der, ihnen auch im kirchlichen Bekenntnis nahestehend, nun schon jahrelang in sturmbewegter Zeit allen Patrioten das schwarzweiße Banner mutig vorangetragen hatte. Einer schon früher gegebenen Darstellung über jene Festtage ist das Nachstehende entnommen.

Am 1. Juli feierte das 15. Infanterie-Regiment in Minden sein 50 jähriges Stiftungsfest, an welchem Roon teilnehmen wollte, da er in diesem Regimente, wie wir erfuhren, lange gestanden hatte. Da luden ihn die Konservativen der Grafschaft Ravensberg ein, doch bei dieser Gelegenheit ihrem Lande einen Besuch abzustatten. Mit Allerhöchster Genehmigung erfolgte am 16. Juni die zusagende Antwort, und überall regten sich nun patriotische fleißige Hände, um dem geliebten Manne und Soldaten öffentlich zu beweisen, daß doch treue patriotische Herzen weit im Lande für ihn schlügen, und die Volksvertreter keineswegs das Volk hinter sich hätten. Am 2. Juli kam Roon in Begleitung einer großen Anzahl Ehrengäste auf dem Bahnhof Herford an, von der Bürgerschaft jubelnd empfangen. Unter Führung des Bürgermeisters Strosser setzte sich alsbald der Festzug in Bewegung, in welchem die Fahrt durch die

Grafschaft vor sich gehen sollte. An der Spitze 100 geschmückte Reiter — Kolonatensöhne — mit schwarzweißen Mützenbändern geziert, dann der sechsspännige Wagen mit dem Kriegsminister und über 60 bekränzte Kutschen mit Ehrengästen, Kolonen und Damen, am Schlusse wieder 70 berittene Burschen.

So ging es durch die gesegneten Fluren von Kolonat zu Kolonat; überall waren Ehrenpforten erbaut, reicher Flaggenschmuck zierte die Straßen, die Schüler, Geistlichen und Lehrer standen zur Begrüßung bereit, und viele von Herzen kommende Ansprachen erfreuten den Ehrengast. Deputationen benachbarter Städte schlossen sich an. Überall an jubelnden Volksmassen vorüberziehend, endete die Rundreise nachmittags auf dem Sewing'schen Kolonate, wo unter einer alten Eiche die Rednertribüne errichtet worden war. Gegen 10000 Menschen umdrängten dieselbe in dichten Scharen. Hier begrüßte der Bürgermeister Strosser den General noch einmal in patriotischen Worten und betonte, daß es darauf ankäme, gegen das Benehmen des Abgeordnetenhauses öffentlichen und feierlichen Protest einzulegen. Roon wurde gebeten, dem Könige den Dank der treuen Ravensberger für die heilsamen Maßregeln der Regierung zu überbringen.

Als Roon dann die Tribüne bestiegen hatte, versicherte er, diesen Auftrag mit Freuden ausrichten zu wollen. „Ich habe Ihr Ja gehört, ich habe dabei in Ihre blitzenden Augen gesehen, Se. Majestät wird meinen Bericht mit Freuden empfangen!" Des weiteren führte Roon aus, wie schwer den König die Opposition des Abgeordnetenhauses kränke, wie er, der Minister, sich heute vorkomme wie ein Wandersmann, der lange Zeit sein schweres Bündel durch eine öde Wüste getragen hat und nun plötzlich an eine grüne Oase

kommt mit klarer Quelle und freundlichen Menschengesichtern. Es tue ihm wohl, heute in so viel treue Augen und Gesichter blicken zu können, nachdem er so oft in Augen des Hasses und der Feindschaft habe schauen müssen.

Wiederholt wurde die Rede von jubelndem Beifallssturm unterbrochen, der Beifall wollte aber kein Ende nehmen, als Roon mit erhobener Stimme die Schlußworte sprach: „Der König ist mehr als bloß der dritte Faktor der Gesetzgebung, er ist Herr in Preußen und soll König und Herr bleiben. Der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. hat freiwillig einen Teil seiner Rechte dem Volke abgetreten, und nur so viel, als er sich davon entäußerte, ist der König in seiner früheren Macht beschränkt.

— — Aber wie er das Recht des Volkes achtet, so auch sein eigenes ererbtes Recht; darum verlassen Sie sich auf Ihn, Er steht fest. Se. Majestät hat viele bittere Erfahrungen gemacht, man ist seinem Herzen oft wehetuend gegenübergetreten, aber daß man ihm nicht zu nahe tritt, dazu sind wir gut!“ Hierbei schlug Roon auf den Waffenrock, der seine kräftige Brust bedeckte, und ein donnerndes Bravo folgte seinen Worten.

An diesem Tage war es auch, wo Roon sich als des Königs „Feldwebel“ bezeichnete in der großen Kompanie (Armee genannt), deren Hauptmann der König selbst sei. — Nachher ging der Jubelzug weiter über Enger zurück nach Herford. Hier nahm Roon noch an einem großen Festmahl teil, an welchem er einen auf seine Frau und Kinder in Plattdeutsch ausgebrachten Toast zu allgemeiner Überraschung im besten Plattdeutsch beantwortete.

Großen Eindruck machte auch die Rede des Kolonen Bockschatz aus Jöllenbeck: „Wir wollen kein Volksheer, denn wir haben eins, und zwar ein treffliches, wie kein zweites

auf Erden; aus uns ist es hervorgegangen, in unsere Mitte zurückkehrend, mit uns so innig verbunden, wie der Bruder mit dem Bruder; wir wollen kein Parlamentsheer von Turnern und Bürgerschützen, denn es taugt nicht für das Königliche Preußen!"

Jeder der dies schöne — in damaliger Zeit sehr seltene — Fest mitgemacht, behielt davon eine unvergeßliche Erinnerung; jener 2. Juli hatte aber seine segensreichen Folgen nicht nur für jene westfälischen Landschaften, sondern für das ganze Volk, welches von nun an auch anderwärts einzusehen begann, daß es so nicht weiter gehen könne.

Roon kehrte in seine Berufsarbeit zurück und suchte und fand später während einiger Wochen die zur Kräftigung von Leib und Seele erforderliche Erholung; sie war möglich, da in den inneren Kämpfen, wenigstens äußerlich, einige Ruhe eingetreten war. Noch vor seiner Abreise hatte er übrigens mit Herrn von Bismarck, der sich bei dem Monarchen in Karlsbad befand, in vertraulicher Weise über einige damals zur Erörterung stehende Fragen korrespondiert. Bismarck schrieb ihm:

Carlsbad, 6. July 1863.

Lieber Roon,

dem Könige geht es sehr gut, die Kur greift ihn wie es scheint garnicht an. Ich arbeite und laufe über die Berge, sobald ich meine Vorträge, die Se. Majestät regelmäßig nach dem Essen annimmt, um nicht einzuschlafen, beendet habe. Ich ginge gern an irgend eine See, aber der König ist Anspielungen auf meine Abreise unzugänglich, und ich mag ihn nicht beunruhigen. Er wünscht, daß ich bei dem von Tage zu Tage erwarteten Besuch des Kaisers von Oestreich hier sei, und der fürchtet durch Berührung mit mir die Westmächte und seine eignen Liberalen zu verletzen. Er hat sich vor

10 Tagen angemeldet, der König antwortete, daß ihm jeder Tag recht sei, und dabei ist es geblieben[1]). Die Oranienstraßen-Crawalle[2]) nimmt unser Herr leicht, sie machen ihm keinen Eindruck. Ich fürchte mich nur, wenn die Geschichte weiter spielt, vor zu früher Verwendung von Truppen; wir müssen dahin gelangen, daß bei dem Erscheinen des Militärs jeder sofort auf Kugeln gefaßt ist, wie in England. Es ist besser, der Unfug dauert etwas länger, als daß die Soldaten ohne scharfen Waffengebrauch Steinen und Insulten ausgesetzt werden.

Ich höre, daß Schöler in Magdeburg eine große Anzahl Gebäude demoliren will, die seit Jahren stehn. Wenn sie nicht rayonmäßig gebaut sind, so finde ich, daß die Schuld davon noch mehr die frühern Commandanten, also den Staat trifft, als die Erbauer oder gar jetzigen bona-fide-Besitzer. Die Commandantur hat den Consens zu versagen und sich zu überzeugen, ob consensmäßig gebaut wird: aber bauen und Jahre lang stehn lassen und dann den Abbruch verlangen, geht meines Erachtens nicht ohne Entschädigung an. Es wäre eine unbillige Strenge, die uns mit Recht weiteres odium zuziehn würde. Ist die Sache schon unwiderruflich und schon in Angriff genommen? Ich höre, daß Sie einige Tage in B[erlin] bleiben und käme gern während dessen hin; aber der König besorgt, daß der Kaiser inzwischen

[1]) Der Kaiser von Österreich kam überhaupt nicht nach Karlsbad. Erst als König Wilhelm sich zum Kurgebrauch nach Gastein begeben hatte, empfing er dort am 2. August den Besuch des Kaisers.

[2]) Sie entbehrten jedes politischen Hintergrundes. Die gerichtliche Exmission eines Schankwirtes gab Veranlassung zu Pöbelzusammenrottungen, die sich seit dem 29. Juni mehrere Tage lang wiederholten und die Polizei zu zahlreichen Verhaftungen veranlaßten, in der Nacht zum 4. Juli auch zum Gebrauch der Waffen zwangen. Militärische Hilfe brauchte nicht nachgesucht werden.

kommen könnte. Die Dinge in Wien scheinen ganz den Weg der neuen Aera zu gehn; der Kaiser mag nichts von den Geschäften hören, nur von Popularität, Rechberg ist ohne Einfluß, Schmerling und die Advocaten und Redacteure des Reichstags machen den Wind für die Segel des Staatsschiffs. Was treibt Eulenburg, arbeitet er? Herzliche Grüße an die Ihrigen.

In treuer Freundschaft

Ihr

v. Bismarck.

[Am Rand]: „Die Desertionen im 14. Regt. haben den König lebhaft afficirt; ich mag nicht hineinreden, aber ich würde die 7. Brigade doch nicht verlegen, wenn auch noch 20 desertierten. Die Crawalle in Berlin wären ein passender Anlaß, das Hinkeldeysche Regime der Ausweisungen aus Berlin zu erneuern und auf Literaten besonders anzuwenden; wollen Sie das nicht Eulenburg suppeditiren? Kann man nicht ermitteln, wer in Stettin (30. Juni bis 2. July) mit dem Kronprinzen verkehrt hat? es sind in der Zeit Zeitungsartikel[1]) und Briefe von ihm ausgegangen — vgl. Brockhaussche Zeitung, eine Correspondenz datirt „Berlin, 2. July", die genau meinen Briefwechsel mit dem Kronprinzen enthält —, die auf erneute Winterliche[2]) Einwirkung schließen lassen. Ist Duncker vielleicht dort gewesen? ich vermuthe eher auf parlamentarische Schwindler. Hat die Kronprinzeß wirklich Schulze-Delitsch bei sich gesehn in Berlin?[3])"

[1]) Diese Zeitungs-Artikel hat der Herausgeber des Bismarck-Jahrbuches dort (im III. Bande, 3. Lieferung, S. 260—62) mitgeteilt.

[2]) d. h. v. Winter's, der nach seiner Entfernung aus dem Amte eines Polizeipräsidenten von Berlin Bürgermeister in Danzig geworden war.

[3]) Die Nachricht war tendenziös erfunden.

Roon antwortete am 8. Juli:

Lieber B.!

Gottlob, daß es dem Könige gut geht! Aus reiner Sehnsucht nach Ihnen bin ich 2 Tage früher von meiner westphälischen Expedition heimgekehrt, und nun — ist es doch sehr gut, daß Sie beim Könige bleiben. Ich hoffe und wünsche sogar, daß Sie ihn nach Gastein begleiten, einerseits aus Interesse für den Herrn, andrerseits aber auch, weil ich glaube, daß Ihren Nerven die frische leichte Alpenluft besser ist, als das lauwarme Wasser der Bai von Bayonne und die südliche Luft, die Sie nicht roborirt, sondern an unser rauheres Klima verräth. Ihre Frau Gemahlin, die ich eben sah, ist derselben Ansicht. — Die Oesterreicher würde ich anführen, zum Schein abreisen und wieder in C. sein, wenn der Kaiser dort eintrifft. Die Straßentumulte scheinen vorüber zu sein. Die Soldaten schritten nicht ein und werden nie einschreiten vor der Insolvenz-Erklärung der Polizei, dann nicht als deren Arm, sondern auf deren Requisition aus eignem Recht und nach eigner Disposition. Herr Seidel[1]), der die auf Grund des Tumultgesetzes an die Stadt zu erhebenden Ansprüche fürchtet, hat zwar laut nach Truppenhülfe geschrieen und ebenso der Weißbier-Philister, aber — Wrangel wird Ihnen das Weitere erzählen; er will morgen in Carlsbad eintreffen. Es wird gut sein, Sr. Majestät zu präveniren, damit er auf Wrangel's Ankunft und langathmige Berichte gefaßt sei. — Schöler's catonische Maaßregeln[2]) sind mir ganz neu; ich werde mich danach erkundigen; die von Ihnen geäußerten Besorgnisse theile ich nicht; bei uns schießt man nicht so scharf, als gedroht wird.

[1]) Oberbürgermeister von Berlin.

[2]) in Magdeburg, s. Bismarck's Brief vom 6. Juli.

Bis jetzt ist der Recurs an mich noch nicht ergriffen, und der an den König bleibt dann noch in Reserve.

Eulenburg fand ich, als ich ihn bei meiner Rückkunft besuchte, in Akten vergraben. Was er schafft, kann ich dennoch nicht beurtheilen; ich lasse heut durch Moritz, der seit einigen Tagen hier ist und morgen mit Ihrer Familie gemeinsam die Reise nach Pommern antreten wird, Klützow, Kröcher, Jacobi darüber sondiren, nachdem eine Entrevue mit Hahn gestern resultatlos geblieben. Ueber die Desertionen im 14 und 54. Regiment urtheile ich anders als Sie. Uebrigens hatte Werder die betreffende Discolationsveränderung bereits verfügt; es war nicht mehr zu ändern ... Schwerin ist in Stettin gewesen; Moritz will aber beobachtet haben, er sei obenhin behandelt worden, d. h. öffentlich. Uebrigens sagt Oberst Petersen, ein streng conservativer Mann, der gleich uns die Danziger Rede [1]) perhorrescirt, daß der Kr. Pr. seit Danzig liberale Zuckungen nicht mehr gehabt habe und den Conservativen sich mehr und mehr genähert habe; auf die Truppen habe er überall den besten Eindruck gemacht und bei der Bevölkerung trotz aller St(adt) V(erordneten) Beschlüsse den freudigsten Empfang gefunden. — Daß die Fr(au) Kr(on) Pr(inzessin) Sch[ulze] Del[itzsch] hier empfangen habe, ist eine ebensolche Tendenzlüge der Demokraten wie die Behauptung, daß der Kr. Pr. überall schweigend und traurig empfangen worden sei. Braß [2]) sagt mir, jene Nachricht sei bereits offiziös dementirt worden.

Sonnabend früh trete ich meinen Urlaub an, gehe zunächst auf 5 Tage nach Schlesien (Gr. Tinz bei Liegnitz) bis zum 16. d. M., dann nach dem Salzburgischen; den Punkt

---

[1]) des Kronprinzen.

[2]) Redakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

weiß ich noch nicht zu bestimmen, werde ihn aber melden. Ich hoffe mündlich, indem ich dem Könige bei seiner Durchreise in Salzburg aufwarte.

Aber die Courier-Stunde ist da! Mit vielen herzlichen Grüßen von mir und den Meinen, sowie von Moritz

Ihr

treuergebener

v. Roon.

Nachdem gegen Ende Juli Roon sodann seine Erholungsreise angetreten, fuhr er am 31. Juli von Berchtesgaden aus in seinen Mitteilungen fort:

Lieber B.!

Sie wissen wohl durch Manteuffel, daß ich seit 23. d. M. hier etablirt bin und mich verhältnißmäßig wohl befinde. Aber selbst in dieser entzückenden Natur kann ich der Sorge für die Zukunft nicht ledig werden. Es giebt doch Regentage und an solchen viele Stunden zum Grillenfangen. Heute ist ein solcher Tag, und da kömmt mir aus Berlin die beifolgende Denkschrift zu, welche zwar nichts Neues, aber doch einiges Gesunde enthält, was Sie und ich auch schon gedacht haben, und es giebt doch eine Art von Befriedigung, in den Gedanken Anderer den Wiederhall der eigenen zu finden. Das qu. P[ro] Mem[oria] ist, obgleich es meine Adresse trug, an das Staats-Ministerium gerichtet; es ist daher in der Ordnung, daß ich es an Sie abgebe, indem ich mich willig der Pflicht unterziehe, den Einsendern zu danken und zu sagen, daß ich ihr Elaborat an das Ministerium habe gelangen lassen.

Doch genug von demselben! Ich wollte eigentlich von Wichtigerem mit Ihnen plaudern. Manteuffel schreibt mir

soeben über Dienstsachen und fügt eine kurze Andeutung hinzu, aus welcher ich schließen muß, daß die bewußte Citation nach Gastein nicht stattfinden wird. Ich weiß nicht genau, bin ich darüber mehr betrübt oder mehr erbittert. Meine desfallsigen Empfindungen lassen sich nicht schreiben, und zum Sprechen fehlt mir die Gelegenheit, da Seine Majestät mein Hinkommen für überflüssig erklärt haben. Wenn daher nichts Anderes beschlossen wird, so werde ich am 14. von hier gen Berlin aufbrechen, wo wir uns etwa am 20. k. M. wohl Alle zusammenfinden werden in einer wahrlich nicht beneidenswerthen Situation, während Serenissimus in Baden-Baden auf sich wirken läßt alle dem Ministerium feindselige Einflüsse. Sie wunderten Sich neulich, daß ich auf der Rückfahrt von Berlin die Existenz des Ministeriums zur Diskussion gebracht; es war geschehen im dunklen Vorgefühl der nun bevorstehenden Ereignisse und der daraus sich ergebenden Verhältnisse. Dort und hier gedrängt, können auch gewisse Neigungen wieder erwachen, welche in dem Ihnen mitgetheilten Wunsche nach idyllischer Zurückgezogenheit ihr Fortleben bezeugten, ich meine die Zustimmung zu dem von Ihnen geäußerten Einfall, sich bei Berchtesgaden einen Bauerhof zu kaufen und sich dahin zurückzuziehen. — Sprechen Sie denn gar nicht mit Manteuffel über alle diese Dinge, und vermögen Sie den König nicht zu der unerläßlichen Citation, zu der er doch geneigt schien, zu veranlassen? Manteuffel äußerte in einem neulichen Schreiben, er halte es für wünschenswerth, daß diese Angelegenheit nicht vorzugsweise von den Ministern betrieben würde. Ich halte es allerdings für besser, wenn der betreffende Entschluß Allerhöchstselbst gefaßt, wenn auch durch eine Person in der Umgebung souflirt wird; allein wenn er nun nicht gefaßt wird, ohne daß wir eintreten, so muß es

doch geschehen, weil das Königliche Interesse es durchaus erheischt.

Also Kaiser Franz Joseph kömmt morgen in der That nach Gastein? ich muß gestehen, daß ich bisher sehr entschieden an diesem Besuche zweifelte, und ich thue es noch; die alberne Rechberg'sche Note nach Petersburg bestärkt mich in dieser Meinung. Man wird so lange sagen: „ich komme", bis irgend eine vermeintliche Unmöglichkeit die Ausführung verhindert. Ohne diesen hohen Besuch möchte ich Ihnen, wie Manteuffel, — falls die Kur es zuläßt —, eine kleine Excursion vorschlagen nach St. Wolfgang im Fusch-Thal, ganz in Ihrer Nähe. Da ich mich aus wissenschaftlichen Marotten für diese Localität interessire, so werde ich wohl diesen Abstecher machen, auch wenn Sie nicht kommen wollen oder können; nützlich aber wäre es doch vielleicht, wenn wir uns irgendwo sähen, bevor die Herren Preußen dies Alpenland wieder verlassen. Nach Gastein werde ich, da Manteuffel deshalb gefragt und eine Ablehnung zur Antwort erhalten hat, nun nicht kommen; es wäre besser gewesen, er hätte nicht gefragt.

Schreiben Sie mir, was Sie über das proponirte Rendezvous denken und seine Ausführbarkeit und Nothwendigkeit und zwar durch Einlage bei Manteuffel, der mir täglich einen recommandirten Brief schickt.

Ich muß ihm antworten und schließe mit meinen herzlichsten Grüßen.

v. Roon.

Der vierzehn Tage später geschriebene nachfolgende Brief bezieht sich offenbar auf innere Angelegenheiten, namentlich auf Erwägungen, welche Personalveränderungen in den Umgebungen des Kronprinzen erwünscht seien. Er lautet:

Berchtesgaden, 13. August 63.

„Heute ist wahrlich kein Regentag, aber ich schreibe Ihnen doch, 1. um Ihnen anzuzeigen, daß ich am 15. [Nachmittags] das hiesige Paradies verlassen werde, um mich in das Berliner Fegefeuer zurück zu begeben. Zu dem Ende werde ich am 15. d. M. N. M. um 5,30 in Salzburg die Eisenbahn besteigen, Abends 10 Uhr in München anlangen, dort im „Marienbade" absteigen und bis zum 17. früh daselbst verweilen. Dies Detail schreibe ich in der Hoffnung, Ihnen noch einmal zu begegnen, weil ich das Bedürfniß habe, noch Einiges mit Ihnen durchzusprechen, bevor ich in Berlin mit den Collegen zusammentreffe, namentlich mit dem „Finnenkicker" [1]). Ich erfahre soeben durch Manteuffel, Seine Majestät werde erst am 15. d. von Gastein aufbrechen. Hat er den Aufenthalt in Salzburg aufgegeben, so wird er denselben Zug, den ich gewählt, nach München benutzen, und wir werden unterwegs, wo Sie doch nichts anderes vornehmen können, Gelegenheit zum Sprechen haben. Eine Antwort auf diese Benachrichtigung ist nur auf telegraphischem Wege noch möglich und zwar müßte sie nach Salzburg durch Vermittelung etwa des Eisenbahn-Stations-Chefs an mich gelangen, da in Berchtesgaden kein Telegraphen-Amt ist, und ich in Salzburg kein Absteigequartier nehme, sondern direkt zum Bahnhof fahre.

Durch Manteuffel erfahre ich ferner soeben, daß die von Lehnert und Mühler eingegangenen Nachrichten unseren Absichten günstig sind, die Allerhöchste Entscheidung aber nochmals hinausgeschoben ist bis zum Eingang des Mühler'schen Berichts. Da dieser gestern oder heute dort eingelaufen sein dürfte, so bin ich in höchster Spannung, ob es Ihnen gelungen, die Sache zur Vollendung zu bringen. Sie haben

[1]) Spitzname des Finanzministers von Bodelschwingh.

ganz recht, wiederhole ich, Lt. u. M. [Lehnert und Mühler] sind gefährlicher und ihre Entfernung wichtiger; da wir aber mindestens eine von drei Entscheidungen brauchen, um nicht Fiasko zu machen, so muß man die zahlbare Abschlagszahlung vorläufig einstreichen und dann von der Allerhöchsten Gerechtigkeit die fernere Honorirung der weiteren fälligen Wechsel in Anspruch nehmen. Ich bitte Sie daher wiederholt aufs Dringendste: lassen Sie sich nicht von der abstrakten Wahrheit, daß Lt. und M. reifer zum Fortschicken als D.[1]) sind, zu neuen Zögerungen veranlassen. D.'s Entfernung ist aus Ursachen der politischen Raison umso gebotener, als die der beiden größeren Sünder praktisch zweifelhaft ist. Wenn die erstere erfolgt, und die beiden anderen nicht durchzusetzen sind, so würde ich mit Ihnen meine amtliche Existenz daran setzen, um durchzusetzen, was unerläßlich. Aber ich meine, diese Extremität wird vermieden, wenn D. jetzt springt. Dies wird für uns ein Pfand für das Nachspringen der Anderen.

Ich will nicht mehr sagen. Ich weiß, Sie legen einigen Werth auf meine herzliche Ergebenheit für Sie. Nach dem was wir zusammen bereits durchgemacht und erfahren und was wir zusammen durchzuleben ferner entschlossen sind, würde ich zu meinem tiefen Schmerz annehmen müssen, daß ich mich in jener Voraussetzung dennoch getäuscht, wenn Sie D.'s Entfernung, obgleich sie möglich geworden, nicht zur Ausführung brächten. Das Eisen muß warm geschmiedet werden, und es ist warm, wenn Mühler's Bericht und des Königs Zusage zusammen stimmen, wie ich hoffe.

Verzeihen Sie, wenn ich zuviel geschrieben, mehr als Sie zu lesen wünschten; ich konnte nicht anders. Ich bin

[1]) Duncker.

zu tief davon durchdrungen, daß Versäumtes nachgeholt werden muß, wenn es ein Unerläßliches ist.

Nun aber schleunigst und herzlichst „Adieu" von

Ihrem

treuesten und ergebensten Freunde

v. Roon.

Auch ein schon aus Berlin geschriebener Brief behandelt wesentlich innere Fragen, er lautet:

Berlin, 25. August 1863.

„Anbei übersende ich Ihnen, lieber B., Abschrift einer vom Ober-Präsidenten Senfft an das Staats-Ministerium gerichteten Eingabe. Ob selbige bereits offiziell eingegangen ist, weiß ich nicht. Ich halte es aber für nützlich, daß Sie so bald als möglich davon Kenntniß erhalten, um so mehr als Eulenburg Ihnen jetzt in die Scheren läuft. Daß Senfft dabei wieder die Thorheit begeht, von seinem Abgange zu sprechen, kann füglich übersehen werden, da die von ihm angenommene Voraussetzung nicht zutrifft.

Daß der König den statistischen Congreß nicht eröffnen kann, erscheint mir außer allem Zweifel. Ebenso sehr bin ich aber auch überzeugt, daß der Kron-Prinz sich dabei nicht in Scene setzen darf. Das Natürliche ist wohl, daß die Rolle dem Minister des Innern verbleibe. — Eulenburg theilte mir gestern mit, der König habe das von Bodelschwingh ihm vorgelegte Auflösungs-Dekret vollzogen und nur das Datum offen gelassen. So hat Bodelschwingh an Eulenburg geschrieben. Ersterer ist nicht hier, aber auf seinen hiesigen Fußtapfen stehen Schmerzensschreie und Thränenpfühle wegen der Cabinets-Ordre vom 9. d. M. betreffs der allgemeinen Einziehung der Rekruten zum Oktober cr. — Es ist nöthig, dringend nöthig, daß Sie den König nach

Berlin zurückbegleiten, um hier den zukünftigen Dingen Gestalt zu geben. Nachher im September mögen Sie baden oder Hühner schießen.

Die Frankfurter Farce ist doch recht verdrießlich, weil sie dem demokratischen Treiben Vorschub leistet und dem Abgeordnetentage als Folie dient.

Gott erhalte Sie! In alter Gesinnung

Ihr

v. Roon.

Pscr. Die Abschrift habe ich von Senfft erhalten."

Der Schluß obigen Schreibens bezieht sich auf eine andere Angelegenheit, durch welche schon seit Anfang August die Gemüter der Politiker von neuem in lebhafte Aufregung versetzt worden waren, nämlich die Verhandlungen über die Reform der deutschen Bundesverfassung, für deren Erledigung in ihrem Sinne die österreichische Regierung damals die Gunst der Umstände und den inneren Zwiespalt in Preußen benutzen zu können geglaubt hatte.

Bekanntlich war es der Einsicht und Festigkeit des Königs Wilhelm und seiner Regierung zu danken, daß die von seiten des Kaisers von Österreich ausgesprochene Einladung zum Fürstenkongresse in Frankfurt a. M. von vornherein abgelehnt wurde; und Bismarck's Energie setzte es durch, daß auch der später (am 19. und 20. August) durch den König von Sachsen in Baden-Baden persönlich wiederholte Versuch, den König noch zur Teilnahme an jenem Kongresse zu bewegen, definitiv scheiterte. Die bezüglichen Erörterungen gehörten nicht in Roon's Ressort, aber er hat an ihnen damals lebhaften Anteil genommen und vieles dazu beigetragen, daß Bismarck's Auffassungen an diesem entscheidenden Wendepunkte der deutschen Politik zur Geltung

gelangt sind. Der Kongreß verlief infolge der Haltung Preußens resultatlos, und die politische Welt — vielleicht noch mit Ausnahme der österreichischen Staatsmänner — begann seit jenen August- und Septembertagen zu ahnen, daß eine Lösung der deutschen Frage sich anbahne, welche der österreichischen Politik sehr verhängnisvoll werden würde. Auch hatte die letztere mit ihrem Auftreten der preußischen Regierung indirekt — sehr wider ihren Willen — einen nicht unwesentlichen Dienst dadurch geleistet, daß die allgemeine Aufmerksamkeit inner- und außerhalb Preußens von dem inneren Konflikte einigermaßen abgelenkt ward, und daß alle Elemente, welche noch preußischen Patriotismus besaßen, die Notwendigkeit zum engen Zusammenschließen und zum Vergessen des inneren Haders zu begreifen — wenigstens anfingen. Gegenüber den gefährlichen Absichten Österreichs mußte man, — das wurde bald herausgefühlt —, zusammenstehen und sogar die verhaßte Regierung unterstützen, wenn nicht alle Hoffnungen, welche der Liberalismus und alle warmen Patrioten seit Jahrzehnten für die Neugestaltung Deutschlands gehegt hatten, unwiederbringlich in Trümmer gehen sollten; und dieselben Erwägungen, welche die Wahrscheinlichkeit der baldigen Lösung der deutschen Frage näher rückten, brachten nach und nach, wenn auch einstweilen noch unbewußt, in den Herzen der patriotischen Volksschichten auch eine andere Auffassung der Militärfrage zustande. Sollte die deutsche Frage glücklich gelöst werden, dann bedurfte man auch bedeutender Kraftentwickelung; es war damit ein Ziel wenigstens von weitem gezeigt, für welches es sich wohl lohnte, an Gut und Blut größere Opfer zu bringen und für welches eine erhöhte Schlagfertigkeit der Armee doch auch erwünscht sein mochte. Besonders verstärkt wurde diese in der preußischen Volksseele gärende Erwägung, nachdem der

Bericht des gesamten Staatsministeriums vom 15. September 1863, welchen dasselbe auf Allerhöchsten Befehl über die Frankfurter Reformakte und das Ergebnis der Verhandlungen des Frankfurter Fürstenkongresses erstattet hatte, bekannt geworden war. In diesem Berichte wurden zum ersten Male in der deutschen Reformfrage ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt, durch welche auch die kühnsten liberalen Träume überholt schienen. Ja dieser Bericht verhieß sogar mit deutlichen Worten eine aus direkten Wahlen hervorgehende Nationalvertretung als ein von den preußischen Reformbestrebungen ins Auge gefaßtes Ziel, indem er die künstlichen und mechanischen Surrogate, welche man in Frankfurt zu diesem Zwecke konstruieren wollte, als gänzlich ungenügend entschieden zurückwies. War damit einerseits diesen österreichischen Vorschlägen ein wirksames Paroli geboten, so wurde man andererseits mit Staunen gewahr, wie ernstlich die so verhaßte Regierung während der stattgehabten Verhandlungen die Würde und Machtstellung Preußens und die Interessen der gesamten deutschen Nation in gleichem Maße zu wahren verstanden hatte und fernerhin zu wahren entschlossen schien. Nebenbei konnte man doch auch nicht umhin, wenn auch zunächst noch ungern und zögernd, die Geschicklichkeit anzuerkennen, welche der Ministerpräsident bei all' diesen Erörterungen gezeigt hatte, sowie den Nachdruck, mit welchem er dabei von seinen Kollegen unterstützt worden war.

So kann man sagen, daß in der Masse des Volkes in diesen Herbsttagen die Opposition gegen die Regierung und auch gegen die Militärvorlagen ihre Bitterkeit und Schärfe schon etwas zu verlieren anfing, wenn auch das Geständnis, daß es so sei, angesichts des Terrorismus der demokratischen Wortführer nur schüchtern zu Tage trat und das frühere Mißtrauen noch oft hervorbrach.

Jedenfalls hatte das Ministerium schon vorher die ganze Preußen angesichts des Frankfurter Fürstenkongresses bewegende Stimmung geschickt benutzt, um die Auflösung des Abgeordnetenhauses damit zu motivieren. (Bericht vom 2. September 1863.) Der Bericht bezeichnet es als Zweck der Neuwahlen, der Tatsache Ausdruck zu geben, daß gegenüber einem Versuche zur Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und Würde Preußens alle politischen Meinungsverschiedenheiten zurückträten; auch sollte durch den neugewählten Landtag noch in diesem Jahre die Beratung des Staatshaushaltsetats bewirkt und damit über die Militärvorlagen erneute Beschlußfassung ermöglicht werden.

Sämtliche Minister nahmen während der nunmehr beginnenden Wahlbewegung Veranlassung, die unterstehenden Beamten an ihre Pflicht tatkräftiger Unterstützung der Staatsregierung zu erinnern. „Wollte die Staatsregierung die Feinde im eigenen Lager gewähren lassen, so würde sie dadurch zum Verräter an der Sache, deren Verteidigung sie aus voller Überzeugung und mit gutem Gewissen übernommen hat."

Auch Roon wies die unterstehenden *Beamten* der Kriegsverwaltung auf ihre Pflichten hin. Inbetreff der *aktiven Personen* des Soldatenstandes war es ihm dagegen gelungen, unterstützt von dem in gleichen Anschauungen stehenden Generaladjutanten von Manteuffel, deren Beteiligung an den Wahlen von diesem Wahltermine an vollständig zu verhindern. Die Rücksicht, daß die Armee aus disziplinären Gründen unter allen Umständen den gefährlichen Wahlagitationen entrückt werden müsse, überwog bei den darüber erfolgenden ausführlichen Erörterungen schließlich alle anderen Erwägungen; namentlich konnte der relativ unerhebliche Ausfall an regierungsfreundlichen Stimmen jener wichtigsten Rücksicht gegenüber gar nicht ins Gewicht fallen.

Die Allerhöchste Kabinettsordre vom 28. September 1863, welche der König als Kriegsherr in dieser Angelegenheit erließ, lautete:

„Die Bestimmungen der Verfassung über die Berechtigung der Militärpersonen zu den Landtagswahlen stehen im Widerspruch mit den bezüglichen Festsetzungen der provisorisch geltenden Wahlverordnung. Die betreffenden Verfassungsartikel, welche — mit wenigen Ausnahmen — der bewaffneten Macht das Wahlrecht nicht gewähren, würdigen damit das Wesen und die Bestimmung der Armee; die bezüglichen Paragraphen der provisorischen Wahlverordnung thun dies nicht.

Die fernere Betheiligung der Armee und Flotte an den Wahlen widerspricht also ebenso sehr dem Geiste und den Intentionen der Verfassung, als der Stellung und den Interessen der bewaffneten Macht.

Ich halte es daher nicht für angemessen, wenn die betreffenden Offiziere und Mannschaften des stehenden Heeres und der aktiven Marine das ihnen nach der provisorischen Wahlverordnung zustehende Recht ferner ausüben.

Daraus folgt von selbst, daß Ich dieselben, nicht wie bisher üblich, in irgend einer dienstlichen Form zur Ausübung ihres Wahlrechts angehalten wissen will.

Diese meine Willensäußerung haben Sie in angemessener Weise allen Kommando-Behörden des stehenden Heeres und der aktiven Marine bekannt zu machen.

gez. Wilhelm.

An den Kriegs- und Marine-Minister.

Über die Notwendigkeit, die bewaffnete Macht von den politischen Wahlen auszuschließen, herrscht gegenwärtig das erfreulichste Einverständnis. Fast alle Verfassungen haben

dahin gehende Bestimmungen aufgenommen. Seit Einführung der Verfassung in Preußen bis zum Jahre 1863 bestand aber bei uns über diesen Punkt noch vielfache Unklarheit. Diese endlich beseitigt zu haben, ist ein seitdem wohl allgemein anerkanntes Verdienst der damaligen Heeresleitung. Mit Recht konnte Roon in dem Zirkular, durch welches er obige Allerhöchste Kabinetts-Ordre den kommandierenden Generalen ꝛc. mitteilte, hinweisen auf „die Nachteile, welche bisher durch das Wählen der Armee entstanden sind und ferner entstehen könnten; Nachteile, welche in der Zukunft möglicherweise eine für die Existenz aller gesetzlichen Ordnung im Lande verderbliche Bedeutung erlangen könnten." Der Erlaß überläßt es den kommandierenden Generalen, in angemessener Weise dafür zu sorgen, daß die Wahlenthaltung der aktiven Militärpersonen, dem Allerhöchsten Willen entsprechend, eine allgemeine sei; auch verstehe es sich von selbst, daß bei Anordnung des gewöhnlichen Dienstes die bisher übliche Rücksicht auf die Wahltermine nicht ferner zu beobachten sei. Dagegen solle die Aufstellung der militärischen Urwählerlisten, sowie die Anberaumung und Abhaltung der Urwahltermine in der bisherigen Weise erfolgen, und sei eine Abänderung der bezüglichen gesetzlichen und reglementarischen Bestimmungen auch nicht beabsichtigt. — — —

Die allgemeinen Neuwahlen fanden am 20. und 28. Oktober statt. Daß sie wiederum ein ungünstiges Resultat hatten und die Opposition in fast unverminderter Stärke wiederkehrte, ist bekannt. Anfang November wurde der Landtag mit einer Thronrede eröffnet, in welcher — abermals vergeblich — zur Verständigung ermahnt wurde.

Sechzehntes Kapitel

In der vorstehend erwähnten Thronrede, mit welcher König Wilhelm am 9. November 1863 in eigener Person den Landtag eröffnete, hieß es, nachdem zur Beseitigung der schwebenden Zerwürfnisse ermahnt worden war, in betreff der Heeresvorlagen:

„Ich habe nicht allein für die innere Wohlfahrt, sondern auch für die äußere Sicherheit des Staates Sorge zu tragen und muß in beiden Beziehungen auf Ihre Mitwirkung rechnen können. . . .

Das Heer ist auch nach der Reorganisation, wie Ich dies schon im Jahre 1860 an dieser Stelle ausgesprochen, das preußische Volk in Waffen, und zwar in größerer Wahrheit denn zuvor; denn während die verstärkte Organisation der Linie eine Erleichterung der älteren Landwehrklassen möglich macht, ist die Gesamtstärke der Landwehr unverändert geblieben. Diese Formation hat sich in den verflossenen Jahren auf Grund der Bewilligungen des Landtages während der Sitzungsperioden von 1860 und 1861 zu einer dauernden Staatseinrichtung ausgebildet, deren Bestand ohne bedenkliche Gefährdung der wichtigsten Interessen des Landes nicht mehr in Frage gestellt werden kann. Die

Erkenntnis dieser Gefahr legt Mir die Pflicht auf, Meine nach der Verfassung erforderliche Zustimmung nur einem solchen Staatshaushaltsetat zu erteilen, durch welchen die Erhaltung der bestehenden Heereseinrichtung sichergestellt wird. Um den gesetzlichen Abschluß dieser Angelegenheit endlich herbeizuführen, wird Ihnen der umgearbeitete Entwurf eines Gesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vorgelegt werden u. s. w."

In den während der folgenden Wochen stattfindenden Verhandlungen der Militärkommission war es Roon's Aufgabe, den oben bezeichneten Standpunkt der Regierung und die Prinzipien, auf denen er beruhte, gegenüber den neuen, heftigen Angriffen der gegnerischen Majorität unentwegt festzuhalten. Es geschah dies mit derselben Klarheit und Sachkenntnis wie bei den früheren eingehenden Erörterungen. Die Kommission aber hatte ihre Taktik insofern geändert, als sie den vorgelegten Gesetzentwurf über die Verpflichtung zum Kriegsdienste diesmal erst gar nicht in Betracht zog, obwohl ein solches Gesetz vorher — durch das im September aufgelöste Abgeordnetenhaus — ganz ausdrücklich zur Vorbedingung der Beratung des Militäretats gemacht worden war. Wohl aber hatte die Kommission das Militärbudget durch ihre Vorschläge in einer Weise verstümmelt, daß die Ausführung ihrer Beschlüsse nur durch die Auflösung der Armee möglich gewesen wäre; und zwar erfolgten jene Beschlüsse in denselben Tagen, in welchen die Rüstungen gegen Dänemark schon begonnen hatten, und während das Abgeordnetenhaus gleichzeitig (Adresse vom 18. Dezember 1863 in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit) von der Regierung Schritte verlangte (Lossagung vom Londoner Vertrage, Einsetzung des Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein u. s. w.), die das Vaterland mit

allen großen militärischen Mächten Europas in ernste Konflikte verwickelt haben würden. Da war denn Roon vollkommen berechtigt, — wie dies namentlich in der Plenarsitzung vom 11. Januar 1864 geschehen ist —, dem Abgeordnetenhause Tendenzpolitik vorzuwerfen. „Sie fassen Beschlüsse, welche die Sicherheit des Landes gefährden. ... Wenn die Regierung solchen Beschlüssen Folge gäbe, würden Sie damit übereinstimmen? Ich bin der Ansicht, wenn die Regierung es thäte, so würde sie des schwersten Vergehens gegen die Sicherheit des Landes sich schuldig machen. Sie wissen dies recht gut, ebenso gut wie die Regierung, aber Sie dringen darauf durch Ihre Beschlüsse, meinend, daß die Ihnen mißliebige Regierung dadurch gestürzt werden müsse; Sie stellen die Regierung vor die Alternative: entweder kein Budget oder Ruin der Armee. Sie selbst können gar nicht wünschen, daß Ihren Beschlüssen diese letztere Folge gegeben werde, denn kein Patriot kann es wünschen. Meine Herren! Ich spreche jetzt ein Wort gelassen aus, das vielleicht manchen unter Ihnen verletzt, dennoch erkläre ich, daß ich es nicht unausgesprochen lassen kann, denn es ist Wahrheit, und es ist gut, daß die volle Wahrheit ausgesprochen werde: Sie treiben Tendenzpolitik mit einem solchen Beginnen. Sie wollen das Ministerium stürzen — und fassen Beschlüsse, welche die Sicherheit des Landes gefährden; Sie treiben Tendenzpolitik, aber nicht bloß in der Beziehung, daß es sich für Sie dabei um den Sturz des Ministeriums handelt, sondern auch in der Beziehung, daß Sie der Regierung die äußere Politik vorschreiben wollen. ... In beiden Beziehungen beabsichtigen Sie etwas, was die Verfassung verletzt. ... Sie sind dabei (bei Ihren Beschlüssen) freilich wiederum in Ihrem formalen Rechte; die Regierung kann Sie deshalb nicht daran hin-

dern. Aber indem ich gegen ein solches Verfahren Protest einlege vor dem Lande, erkläre ich, Sie darin in keiner Weise stören zu wollen. Deshalb will ich mich auf die Erklärung beschränken, hiermit ein für allemal gegen die aus einem solchen Streben hervorgegangenen Absetzungen Widerspruch zu erheben und auf die Bekämpfung der einzelnen Anträge prinzipiell zu verzichten. Ich glaube, es wird damit Ihrem Wunsche, diese Angelegenheit schnell zu erledigen, entgegengekommen. Wollen Sie nun Ihr hohes Spiel im Vertrauen auf den Gewinn, den Ihnen nach Ihrer Meinung die Zukunft verheißt, fortsetzen: wohlan, so setzen Sie dieses gefährliche Spiel fort[1])."

Bekanntlich geschah letzteres; schon am 25. Januar wurde daher der Landtag durch Schlußrede des Ministerpräsidenten wieder geschlossen, nachdem das Abgeordnetenhaus die Vorschläge seiner Kommission genehmigt, d. h. den Militäretat in der bereits erwähnten Art verstümmelt, und das Herrenhaus sich dadurch veranlaßt gesehen hatte, den ganzen Etat zu verwerfen. Ein Budget war also pro 1864 wieder nicht zu Stande gekommen.

Aber auch sonst war die Session gänzlich unfruchtbar verlaufen. Den neu vorgelegten Etat für 1863 hatte das Abgeordnetenhaus gar nicht in Beratung gezogen und einen Gesetzentwurf, welcher den Artikel 99 der Verfassung ergänzen und erläutern sollte, um der Wiederkehr des budgetlosen Zustandes vorzubeugen, hatte es abgelehnt. Dagegen hatte es die Aufhebung der gegen die Presse ergangenen Verordnungen durchgesetzt und noch kurz vor dem Landtagsschlusse seine Privilegien zu gunsten einiger Abgeordneten

[1]) Man vergleiche auch „Kriegsminister von Roon als Redner", Band II, S. 53–57.

geltend gemacht, welche während des polnischen Aufstandes des Landesverrats angeklagt waren und sich in gerichtlicher Untersuchungshaft befanden. Die Regierung hatte diesen Anträgen Folge gegeben mit Rücksicht auf den Wortlaut der betreffenden Verfassungsbestimmungen und aus Achtung vor den letzteren, während das Abgeordnetenhaus seinerseits nicht nur bei Verwerfung der zur staatlichen Existenz erforderlichen Militärkredite fortgesetzten Mißbrauch mit seinem ihm formell zustehenden Geldbewilligungsrechte getrieben, sondern sogar die Zustimmung zu einer Anleihe von 12 Millionen Taler verweigert hatte, deren die Regierung des Königs zur Durchführung der Bundesexekution in Schleswig-Holstein und der damit zusammenhängenden kriegerischen Aktion bedurfte.

Daß übrigens die Schwierigkeiten der Situation nicht nur in der Opposition des Abgeordnetenhauses lagen, sondern daß auch damals noch andere sehr einflußreiche Gegenströmungen überwunden werden mußten, als Bismarck und Roon „große Politik" machen wollten, ist bekannt genug und wird auch weiter unten nachgewiesen. Der bezügliche nachstehende Briefwechsel Bismarck's und Roon's zeigt, wie fest die beiden befreundeten Staatsmänner in jenen Tagen auch diesen Einflüssen gegenüber zusammengestanden und sich gegenseitig gestärkt, ja getröstet haben.

21. 1. 64.

Herzlichen Dank für Ihren gestrigen Brief[1]). Ich bin weit entfernt von übereilten oder selbstischen Entschlüssen, aber ich habe das Vorgefühl, daß die Parthie der Krone gegen die Revolution verloren ist, weil das Herz des Königs im andern Lager und sein Vertrauen mehr seinen Gegnern

[1]) Roons Brief vom 20. 1. 1864 hat sich noch nicht gefunden.

als seinen Dienern zugewandt ist. Wie Gott will. Nach 1 bis 30 Jahren ist es für uns gleichgültig, für unsre Kinder nicht. Der König hat befohlen, daß ich vor der Sitzung zu ihm komme, um zu bereden, was gesagt werden soll. Ich werde nicht viel sagen, einmal habe ich die Nacht kein Auge zugethan und bin elend, und dann weiß ich eigentlich nicht, was man den Leuten, die ja jedenfalls die Anleihe verwerfen, sagen soll, nachdem so gut wie klar ist, daß Se. Majestät doch auf die Gefahr hin, mit Europa zu brechen und ein schlimmeres Olmütz zu erleben, sich schließlich der Demokratie und den Würzburgern fügen will, um Augustenburg einzusetzen und einen neuen Mittelstaat zu schaffen. Was soll man da noch reden und schimpfen? Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will, Er wird wissen, wie lange Preußen bestehn soll. Aber leid ist mirs sehr, wenn es aufhört, daß weiß Gott! Ihr

v. Bismarck.

Bekanntlich zeigte es sich bald, daß obige Anschauung über die Ansichten des Monarchen zu pessimistisch war. Die an dieser Stelle vorausgesetzten Schwierigeiten waren bald überwunden, und das Ministerium ließ sich auch trotz jener obenerwähnten systematischen Feindseligkeit der Abgeordnetenmajorität nicht irre machen in der Durchführung der ihm durch den Willen des Königs und die politische Lage zugewiesenen Aufgaben.

Sich stark fühlend durch das neu bewiesene volle Vertrauen ihres Monarchen und die sie beseelende glühende Vaterlandsliebe, sowie in voller Einsicht der Wichtigkeit ihrer Entschließungen für die ganze Zukunft Preußen-Deutschlands — war und blieb die Regierung entschlossen, auf Grund der

bestehenden Gesetze die ihr zustehende Exekutivgewalt auch anzuwenden, d. h. wirklich zu regieren; und ist allmählich dazu gelangt, ein treues, gewissenhaftes und kräftiges Regiment herzustellen, sowie manche Schäden der inneren Zustände nach und nach wieder auszuheilen. — Vorläufig trat jedoch die Erledigung aller Fragen der inneren Verwaltung ganz in den Hintergrund im Vergleich zu den wichtigen Entscheidungen, welche in betreff der schwebenden deutschen auswärtigen Angelegenheiten zu treffen waren. Diese hatten den Ministerpräsidenten und nicht minder den Kriegsminister in den letzten Monaten schon viel lebhafter als alle Verfassungswirren beschäftigt und forderten nunmehr die volle energische Tätigkeit dieser leitenden Männer während des begonnenen Jahres 1864.

Durch den plötzlichen Tod des Königs von Dänemark war die seit 1848 gewissermaßen versumpfte schleswig-holsteinische Verfassungsfrage, als der würdige Deutsche Bund auf Preußens Anregung sich soeben angeschickt hatte, ihr mit der hergebrachten Vorsicht „im Exekutionsverfahren" einigermaßen ernstlich zu Leibe zu gehen, ganz unerwartet akut geworden; und noch unter den Augen des am 25. Januar geschlossenen Landtages, ja unter dem lärmenden Widerspruche desselben, waren bekanntlich alle die politischen und militärischen Schritte erfolgt, welche schon am 1. Februar — zum atemlosen Erstaunen, ja Entsetzen des deutschen Philisters und der europäischen Kabinette — die vereinten preußischen und österreichischen Waffen über die Eider führten. Nachdem der Feldzug begonnen, galt es nun dafür zu sorgen, daß „kein Fuß breit deutscher Erde verloren gehe und ebenso kein Titel deutschen Rechtes geopfert werde."

Die große Schnelligkeit und Ordnung, mit welcher die Mobilmachung der preußischen Truppen sowie ihre Zusammen-

ziehung und Beförderung nach dem Kriegsschauplatze sich vollzogen hatte, bildete einen sehr erfreulichen und bemerkenswerten Gegensatz zu den früheren Mobilmachungen. Hierzu kam, daß unter den Komplettierungsmannschaften der ins Feld gestellten preußischen Truppen (ca. 37 000 Mann mit 110 Geschützen) sich nur 3000 Landwehrleute befanden, während nach der früheren Organisation zur Aufbietung obiger Heeresmacht etwa 20 000 derselben hätten einberufen werden müssen; und daß von den zwölf mobil gemachten preußischen Infanterieregimentern acht zu den neu formierten zählten.

Hatte Roon damit schon bei Eröffnung des Feldzuges einen neuen Beweis für die erhöhte Schlagfertigkeit der Armee und der von ihm durchgeführten Heeresreform geliefert, so lagen auch in seiner Hand alle weiteren Maßnahmen, welche während des ganzen Feldzuges zu treffen waren, um die gute Verpflegung der alliierten Truppen sowie reichliche Nachschübe sicherzustellen. Durch die vorsorgliche und energische Thätigkeit, welche das Kriegsministerum hierbei unter seiner Leitung entwickelte, hat Roon die nötigen Grundlagen nicht nur für den Beginn, sondern auch für den glücklichen Fortgang der siegreichen Operationen geschaffen.

Aber auch auf den Gang der Operationen selbst hat er während dieses Krieges einen sehr erheblichen Einfluß ausgeübt, da er der erste militärische Ratgeber des Kriegsherrn war und der Chef des Generalstabes der Armee damals noch keineswegs die maßgebende Stimme hatte, welche ihm bei den späteren Feldzügen, in denen der König die Armee ins Feld begleitete und persönlich kommandierte, eingeräumt worden ist. In früherer Zeit war, wie die älteren Offiziere wissen, das Verhältnis zwischen dem Kriegsministerium und dem Generalstabe der Armee derartig geregelt, daß letzterer

vom Kriegsministerium „ressortierte", d. h. diesem in gewissen Grenzen unterstellt war, wie dies noch heute in den nichtdeutschen Armeen der Fall ist. Der Chef des Generalstabes hatte also auch keine Immediatstellung zum Monarchen, alle seine Eingaben wurden diesem sogar durch Vermittelung des Kriegsministeriums vorgelegt. Später und nach Einführung der Verfassung wurde dies, zumal die Geschäfte des Kriegsministeriums sich erheblich vermehrt hatten, abgeändert und der Chef des Generalstabes der Armee erhielt eine ähnliche Immediatstellung direkt unter dem Könige, wie die kommandierenden Generale sie schon vor ihm besaßen; es war dies auch deswegen zweckmäßig, weil damit die persönliche Stellung des Königs als Kriegsherr der Armee richtiger zum Ausdruck gelangte. Trotzdem blieb der Kriegsminister, in demselben Umfange wie für die übrigen Teile der Armee, auch für die Tätigkeit des Generalstabes mit verantwortlich; und niemals ist eine Bestimmung gegeben worden, daß dies etwa in Kriegszeiten aufzuhören hätte! Auch war durch obige Ressortveränderung dem Chef des Generalstabes das Recht zum Immediatvortrage bei dem Kriegsherrn noch keineswegs beigelegt worden. Außerdem blieb während dieses dänischen Feldzuges, mehr als bei irgend einem anderen der neueren Zeit, die militärische Tätigkeit der Armee fast unausgesetzt den hemmenden Einwirkungen der damals bekanntlich ganz ungewöhnlich verwickelten politischen Lage unterworfen. Diese überwinden zu helfen, dazu war der Rat und Einfluß Roon's ganz besonders geeignet, weil die Einsicht des Militärs und des Staatsmannes sich in seiner energischen Person vereinigte, auch dem die Politik leitenden Minister von Bismarck damals niemand so vertraut war und so nahe stand wie er. Indem beide Männer beständig Hand in Hand, zielbewußt

vorwärts gingen und sich in ihren Leistungen glücklich ergänzten, gelang es, den von Dänemark mit kurzsichtiger Zähigkeit fortgesetzten Kampf so zu Ende zu führen, daß er den Siegern schließlich das volle Recht gab, über Schleswig-Holstein in Gemäßheit der Waffenentscheidung zu verfügen; und welch eine gewichtige Grundlage dieser Erfolg der ferneren Entwickelung der preußischen Politik — der inneren sowohl wie der äußeren — während der nächsten Jahre gegeben hat, das bedarf heute nicht mehr der Erörterung. —

Wenn Roon im vollen Einverständnis mit Bismarck in der That die schließliche Vereinigung Schleswig-Holsteins mit der Preußischen Monarchie von Anfang an als die günstigste Lösung und als das daher möglichst zu erstrebende Ziel des Krieges ins Auge gefaßt hatte, so befand er sich freilich in einem gewissen Gegensatze zu den bezüglichen politischen Auffassungen seines Freundes Perthes.

Dieser hatte ihm am 9. Januar 1864 ausführlich über diese Frage geschrieben und es eingehend zu begründen versucht, daß die Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein von der Regierung als das zu erstrebende Ziel bezeichnet werden müsse. Der Brief von Perthes schloß mit den Worten: „In jedem Fall muß, davon bin ich so fest überzeugt, wie von irgend etwas in der Welt, der Ungewißheit ein Ende gemacht werden. Entschlossen und unwiderruflich und allen verständlich muß die Regierung aussprechen, was Preußen will; thut sie das nicht, so könnten wir für längere, vielleicht für lange Zeit das letzte konservative Ministerium gehabt haben, welches einen entscheidenden Willen aussprechen und durchführen kann."

Roon aber ließ sich auf die staatsrechtliche Seite der Frage wenig ein, sondern antwortete:

Den 17. Januar 1864

Mein teurer P.

Ich muß Ihnen einmal zwei Worte sagen. Es schleichen sich sonst Mißverständnisse, nicht zwischen unsere Personen, aber zwischen unsere politischen Anschauungen. Halten Sie ein mit Ihren Sympathien für den Augustenburger. Ich will weder mit Ihnen, noch mit Hälschner u. a. rechten über seine Ansprüche; ich habe darüber kein selbst erworbenes oder tief begründetes Urteil; darüber mögen sich die Staatsrechtslehrer streiten. Aber ich bin entschieden der Meinung, daß der Prozeß, durch dessen Gewinn Ansprüche an Throne und Kronen entschieden werden, mit Kanonen und Schwertern, nicht mit Schreibfedern geführt zu werden pflegt. Ein Prätendent, der bloß über letztere verfügt, verfällt der Lächerlichkeit. Aber mißverstehen Sie mich nicht. Prinz Friedrich ist mehr zu beklagen, als zu verlachen. Er hätte hier die bereitwilligste Unterstützung gefunden, hätte er warten, hätte er verzichten können, sich dem Herzog Ernst und seiner schwindelhaften Gesellschaft kopfüber in die Arme zu werfen . . . . Er hat Preußens und Oesterreichs Sympathien verscherzt, weil er den ihm hier ertheilten guten, gegen den ihm hier und sonst ertheilten schlechten Rath in den Wind geschlagen hat; weil er den aus Revolutions-Angst wild gewordenen Würzburgern und dem Erzfeinde in Paris mehr zugetraut und zugemutet als uns. Nicht seinetwegen haben wir daher die Exekution nach Holstein durchgesetzt, nicht seinetwegen gehen wir jetzt, trotz Bund und Würzburg, ja trotz England und Europa nach Schleswig, sondern um die dort 1850 aufgeladenen Flecken an unserer politischen Ehre abzuwaschen, um nachträglich zu halten, was wir vor 12, 13 Jahren den braven Landsleuten an der Eider versprachen; um den kleinen Kaziken und den

großen Revolutionärs zu beweisen, daß sie nichts ohne uns vermögen, geschweige denn trotz uns; um die Dänen für zehnjährige Wortbrüchigkeit zu züchtigen und die verletzten Landesrechte der Herzogtümer für immer sicher zu stellen; zugleich aber um der revolutionären Wirtschaft in Deutschland Schach und Matt zu bieten. Glauben Sie mir, in einer Beziehung thun Sie B. S.[1]) bitter unrecht; unklar, unsicher, schwankend im Willen ist er in dieser Angelegenheit nie gewesen; auch ich nicht, seitdem in den ersten 24 Stunden nach Friedrichs VII. Tode die momentan verlockende Seifenblase der nur auf Kosten von Prinzipien und monarchischen Interessen zu gewinnenden Popularität geplatzt war. Hat Schwanken stattgefunden, so war's in höheren Regionen. Was denken Sie jetzt von unsrer Unternehmung nach Schleswig? Glauben Sie, wir wollen Geld und Blut dran setzen, um den herausgeschlagenen Dänen dann gnädigst wieder einzusetzen? So trompeten ja unsre tendenziösen Gegner, weil es in ihren Kram paßt. Kein Vernünftiger und zugleich Unbefangener kann uns dies zutrauen. Aber sollen wir, um dem Verdacht auszuweichen, den Augustenburger proklamiren und uns damit Europa auf den Hals ziehen? Der erste Kanonenschuß zerreißt alle Verträge, ohne daß wir sie muthwillig gebrochen. Der Friedensschluß nach einem glücklichen Kriege bringt neue Vertragsverhältnisse! Und die verletzte nationale Ehre hat Genugthuung erhalten. — Doch wer weiß, was uns dazwischen fährt. Aber die Ziele halte ich für richtig und des Blutes unsrer Söhne werth, deren Sie einen, ich drei daran wage, denn außer der dänischen Hummel werden noch viele andre Schmeiß- und Stechfliegen von dem Schlage mitgetroffen, und wie ich hoffe

[1]) v. Bismarck-Schönhausen.

vernichtend. Dazu gehört freilich die Bereitschaft zu einer großen Aktion auf verschiedenen Fronten und dazu wieder kein kleiner Entschluß, wenn man, wie wir, Trichinen in den Eingeweiden und Wespen und Mücken der giftigsten Art in zahlloser Menge zu bekämpfen hat. Wir stehen da wieder an gefährlichen und großen Entscheidungen. Helfen Sie beten, daß Muth und Gottvertrauen nicht wanken. Die Kammern — kündigen die Quartiere, nachdem sie die polnischen Hochverräter freigelassen, die Anleihe verweigert, das Budget verstümmelt, der Armee ekle Liebkosungen zugeworfen und des Königs Regierung, Ihn selbst in der nichtswürdigsten Weise Tag für Tag begeifert.

Grüßen und danken Sie dem braven Herrn C. für seine Notizen und seinen Eifer für die Stärkung unsrer Marine. Die Schelme geben ja kein Geld zum Kaufen. Aber man wird dessen ohne sie zu finden wissen.

Herzlichen Dank, auch Ihnen, teuerster Freund, den Gott erhalten wolle, den ich täglich vermisse und dem ich täglich so viel zu sagen habe und so wenig schreiben kann. Die letzte Woche war sehr aufreibend. Tausend Grüße

Ihr R.

Wie auch aus diesem Briefe hervorgeht, waren beide Freunde mit ihren Familien nahe an dem Kriege beteiligt. Denn Rudolf Perthes, der dritte Sohn des Professors und zugleich Pate Roon's, stand als Offizier beim Jägerbataillon Nr. 7, welches den Krieg mitmachte; Roon aber stellte drei seiner Söhne ins Feld, und einer derselben (Arnold) war damals dem Jägerbataillon Nr. 7 zugeteilt, also der unmittelbarste Kriegskamerad des genannten jungen Perthes. Die Sorge um diesen Sohn veranlaßte den Vater Anfang Februar mit einigen bezüglichen Anfragen zu der

Bitte an Roon, einen Passierschein zu senden, damit, falls sein Rudolf verwundet werden sollte, der Vater sogleich auf den Kriegsschauplatz eilen könne.

Roon antwortete darauf:

Berlin, den 7. Februar 1864[1]).

„Anbei das begehrte Zeugnis über die Empfehlungswürdigkeit meines teuersten und liebsten Freundes. Möge es Ihnen nie etwas nützen! Und dazu ist ja heute mehr Aussicht als gestern, nachdem die Dänen Fersengeld gegeben und den Rückzug nach ihren Inseln angetreten haben. Wäre es gestern, wie beabsichtigt, zu der großen Aktion gekommen, die die Dänen nicht abzuwarten für gut befunden, wer weiß, wer dann nicht alles zu ähnlichen Zwecken hätte nach Schleswig reisen mögen. Ich bin zwar nicht ganz zufrieden mit dieser Wendung der Dinge. Der entmenschte Politiker übertäubt selbst das väterliche Gefühl! — Zwar werden sich die Dänen wohl noch irgend wo stellen, bei Düppel, meine ich, gewiß in einer neuen verschanzten Stellung, aber ein Hauptschlag ist schwerlich noch zu führen, und wir hätten ihn gebraucht, um des Geschwürs im Innern halber, das zu tief sitzt, um nach solch' leichten Ritzen zur Entleerung und Heilung zu gelangen. Der Hauptschlag ist mißlungen, weil der sehr schwierige Brückenschlag (bei Arnis) zu viel Zeit gekostet hat und die Dänen zu gut bedient waren. Erst um $^1/_2$ 11 Uhr gestern früh war die Brücke fertig, zeitig genug zu dem gegen Schleswig zu richtenden gemeinsamen Schlag, der für gestern Nachmittag beabsichtigt war. Sie, die Dänen, haben sich ihm klüglich entzogen und lieber ihr gesammtes schweres Geschütz stehen lassen. Der Prinz ist bei

[1]) Am 6. hatte der dänische Oberbefehlshaber de Meza das Dannewirk aufgegeben.

Arnis auf Widerstand nicht gestoßen. Da die Dänen ihre Schanzen bereits um ½ 1 Uhr vom 5. zum 6. geräumt, so hatten sie nach Flensburg einen zu großen Vorsprung, fürchte ich, um eingeholt zu werden. Außerdem konnten sie die Eisenbahn, wenn auch nur für einen Teil ihres Materials, benutzen. Nähere Nachrichten über die Verfolgung sind abzuwarten. Aber die Wunden der politischen Fragen, der Zwiespalt der Intentionen, der Dualismus dauert fort; wir verderben an den Kabalen von Weiberröcken!

Aber die Tretmühle knarrt. — Tausend herzliche Grüße von Haus zu Haus von Ihrem

Roon.

Perthes dankte durch nachfolgende Zeilen:

Bonn, den 11. Februar 1864.

„Den Dank für Ihren „offenen Brief" nach Schleswig, mein lieber und verehrter Freund, kann ich nicht länger zurückhalten; tritt der Fall ein, welcher mich zur Reise nötigt, so wird Ihre freundliche Güte mich als Talisman begleiten. Wer auf der Welt hätte wohl gedacht, daß ich ein so empfehlenswerter Mann sei; ich lerne in der That erst jetzt mich und meine Vortrefflichkeit recht schätzen und würdigen.

Von unserm Rudolf haben wir die letzte Nachricht aus Sonderburghof vom 3. Morgens; ernst, aber sehr ruhig; auch Major v. Oidtman, der zwei Söhne bei demselben Bataillon hat, hörte aus späterer Zeit nichts. Die Anstrengungen am Freitag, Sonnabend, Sonntag sind ohne Zweifel sehr groß gewesen und dauren vielleicht auch jetzt noch fort. Bis heute Morgen ist eine sichere Nachricht über des Prinzen Friedrich Carl Zug doch nur bis Sterup, Sonnabend Abend zu erkennen.

Sollten Sie über das Verbleiben meines Jungen eine Nachricht erhalten, so bitte ich Eine meiner beiden verehrten jungen Gönnerinnen mich oder meine Tochter es mit zwei Zeilen wissen zu lassen. Im Falle Sie durch Ihren Sohn von Verwundung oder Erkrankung des Meinigen hören sollten, bitte ich um telegraphische Nachricht; schreckhaft ist auch meine Frau nicht.

Daß Ihrem jüngsten Sohne die Feuertaufe zur Zeit noch nicht zu Theil wird, erscheint mir als eine gütige Führung unseres Gottes. Er war, wie ich glaube, für eine solche Erfahrung zu jung; in der inneren Entwickelung des Menschen hat alles seine Zeit, welche nicht allein nach dem Altersjahr, sondern auch nach Gesundheit, Körperkraft und selbst nach den angeborenen Geistesrichtungen verschieden bestimmt wird.

Gott nehme unsere Kinder in seinen Schutz und halte sie fest in seiner Hand; mitten durch alle die großen Bewegungen des Krieges hindurch tritt doch jeden Augenblick der Sohn in den Vordergrund und neben ihm die Roonschen und die Oldtmanschen Söhne; die Theilnahme an unsern Truppen drängt bei meiner Frau fast mehr, als bei mir, das Hervortreten des Kindes zurück.

Erschrecken Sie nicht über mich, wenn ich bekenne, daß schon jetzt, wo wir doch mit äußerster Spannung auf den uns noch unbekannten Gang des Krieges hinsehen, in mir doch schon die politischen Sorgen und Bedenken so groß wieder werden, daß sie das militärische Interesse fast übersteigen.

Meine Frau und meine Agnes sagt mit mir Ihnen und Ihren verehrten Damen die herzlichsten Grüße.

Ihr

Perthes.

„Soeben wurde ich von der Oberin der hiesigen barmherzigen Schwestern gerufen; sie hatte ein Telegramm erhalten, heute 6 Uhr zwölf Schwestern nach Hamburg zu bringen und „irgendwo" die Leitung eines Lazarethes zu übernehmen; sie wollte nach Hamburg einige Empfehlungsschreiben, die ich ihr gab, im Übrigen hatte sie guten Muth: Ihr Kriegsminister wird schon für uns sorgen und, wenn uns Etwas fehlt, schreibe ich an ihn. Sie steht mir, wie ich Ihnen, glaube ich, früher einmal sagte, fast so nahe, wie eine Schwester."

Berlin, den 14. Februar 1864.

Mein teurer Freund!

Unsere Jägerknaben sind am 11. aus ihrer bisherigen Kantonnierung bei Glücksburg in Quartiere bei Gravenstein gerückt, nachdem das Armeecorps unter Prinz F. K. die Bestimmung erhalten, sich gegen die verschanzte Stellung bei Düppel zu wenden, während die Division v. d. Mülbe und das österreichische Armeecorps nordwärts gegen Apenrade und Friedericia vorgehen.

Einige Briefe von Major von Beckedorff haben bei mir die Überzeugung befestigt, daß unsere Söhne sich unter vortrefflicher väterlicher Führung und Aufsicht befinden. B. ist ein frommer Katholik in bester Bedeutung des Wortes, dem das wahre innere Heil der ihm Untergebenen vielleicht noch mehr am Herzen liegt, als ihr leibliches Wohl. — — — — — — — — — — — — — —

Was die Leibesfährlichkeit anlangt, denen unsre Söhne ferner entgegen geh'n, so sage ich mir — und ich glaube daran —, daß die größeren Gefahren des Krieges für den einzelnen nichts bedeuten sollen und dürfen, als das vom Donner der Kanonen ihnen laut zugerufene: „Mensch, Du mußt sterben!" was jedermann auch in der tiefsten Stille

des Friedens sich täglich, stündlich selbst zuflüstern sollte; daß übrigens der vielgestaltige Tod, der auf den Schlachtfeldern seine reichen Ernten hält, nur für die Gesamtheit der Bedrohten, nicht aber für den einzelnen fürchterlicher ist, als der Tod, der um unsere Betten schleicht. Gottes väterlicher Wille bestimmt die Todeslose im Kriege wie im Frieden. Übrigens sage ich mir und den Meinen: Als die Söhne auszogen, da haben wir sie schon weggegeben ganz und gar; kehren sie einst unverletzt zu uns zurück, so sind sie ein neues Geschenk unseres gnädigen Gottes. Mit diesem Gedanken vermag ich mich ziemlich ruhig zu halten und getrost der Zukunft entgegenzusehen. Nur über eins komme ich nicht hinweg. Ich meine nicht die Sorge um unehrliches Verhalten, — das wäre ja das fürchterlichste —, ich meine den Gedanken an die Möglichkeit von derartiger Verstümmelung, durch welche ein dann vielleicht noch langes Leben zweck- und nutzlos werden müßte. Gott wolle uns in Gnaden vor solch' harter Prüfung bewahren!

Übrigens geht es mir wie Ihnen. Die Politik, und zwar die zukünftige, — Sie haben ja ein berufsmäßiges Interesse vorzugsweise für die hinter uns liegende —, absorbiert mich neben meinen ressortmäßigen Geschäften so völlig, daß ich für Privatinteressen und Familieninteressen nur Augenblicke behalte. Es ist ein saures und mühseliges Amt, Geschichte zu machen; die Last, die man über Gipfel und Klüfte zu wälzen hat, wird täglich schwerer, und wenn auch die Kräfte mit der Aufgabe wachsen, so ist es doch kaum immer gleichmäßig der Fall. Deshalb darf man jedoch nicht verzagen. — Wir stehen oder vermeinen eigentlich immer zu stehen an entscheidenden Wendepunkten. Durch einiges Ungeschick unsererseits und viel Überhebung und Mißtrauen anderseits brodelt jetzt einmal wieder die klein-

staatliche Hexenküche stinkend auf, getrieben von den unheimlichen demokratischen Dünsten und Dämpfen, die ihrem gesamten Thun und Lassen als Vehikel dienen. Wir werden darauf mit einer verstärkten Rüstung antworten, denn wir sind ganz und fest entschlossen, uns nicht majorisieren, noch uns durch Beust'sche oder Pfordten'sche Großmannssucht terrorisieren zu lassen. General Manteuffel geht heute in Spezialmission nach Dresden mit einem sehr freundlichen und sehr festen Brief des Königs, um nichts unversucht zu lassen, was dem Hexenkessel in Frieden den Boden ausschlagen kann. Hilft das nichts und faßt man in Würzburg unsinnige Entschlüsse, so mögen die Dinge ihren Lauf haben, und die Geschicke sich erfüllen. Besser im Feuer einer kräftigen Aktion stürzen und enden, als vergiftet hinsinken und auch enden.

Aber ich muß mit Schreiben enden, denn der Pudel will wieder geflöht sein. Sie können denken, daß des Kratzens und Schreibens jetzt schrecklich viel ist . . . .

Tausend warme herzliche Grüße von uns allen an Sie alle, Ihr getreuer R.

* * *

Der Verlauf des deutsch-dänischen Krieges selbst ist durch das betreffende Werk des Großen Generalstabes[1]) in eingehender Weise geschildert worden. Dort ist bereits hervorgehoben, wie erheblich auch diejenigen Erfahrungen, welche auf allen militärischen Gebieten damals gemacht wurden, den nachfolgenden großen Kriegen zu gute gekommen sind; ganz besonders hatte auch die von Roon geleitete

[1]) Der deutsch-dänische Krieg 1864, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte (Berlin 1886 und 1887, E. S. Mittler & Sohn).

Heeresverwaltung solche neuen Erfahrungen zu machen und später zu verwerten. Das Generalstabswerk hat zwar die Einwirkung des Kriegsministeriums während des Feldzuges auch schon gelegentlich erwähnt, mußte sich aber natürlich, seiner Aufgabe entsprechend, vor allem mit der Darstellung der eigentlichen Operationen und der mit diesen in Zusammenhang stehenden strategischen und taktischen Beziehungen und Erfahrungen beschäftigen; um seine Angaben zu vervollständigen, wird es sich daher rechtfertigen, aus den hinterlassenen Papieren hier noch einige eigenhändige vertrauliche Korrespondenzen hinzuzufügen, aus welcher der Umfang von Roon's persönlich mitwirkender Tätigkeit während der bezeichneten Episode ersichtlich wird, und auch sein wichtiger Einfluß auf die politisch-militärische Leitung des Feldzuges näher gewürdigt werden kann.

Bekanntlich unterzeichneten Herr von Bismarck-Schönhausen und Graf Károlyi am 16. Januar 1864 das Protokoll, durch welches die Ausdehnung der Operationen der preußisch-österreichischen Truppen auf das Herzogtum Schleswig formell vereinbart und damit der Krieg sehr wahrscheinlich ward. Verabredungen in betreff der Versammlung der alliierten Truppen waren schon vorangegangen; und hierauf bezieht sich nachstehende Zuschrift Bismarck's an Roon:

Berlin, 12. Januar 1864.

„Ich habe plötzlich Angst, daß das Eis zu früh schmilzt, und daß die Oesterreicher, wenn ihre Truppen wirklich, wie sie behaupten, jeden Tag aufbrechen können, und ihnen vielleicht mehr Eisenbahnmaterial zu Gebote steht als uns, früher als wir an der Eider eintreffen könnten. Das würde dann Seiner Majestät unangenehm sein. Ist es nicht am Besten, die 5 tägigen Eisenbahn-Vorbereitungen zur Abfahrt

von Minden[1]) sofort zu treffen, damit am 17. oder 18. sicher gefahren werden kann? Sollte die ganze Operation, quod Deus avertat, in's Stocken gerathen, so hätten wir die Kosten vergeblich aufgewendet, und die Division stände an der Elbe statt an der Weser; das wäre so schlimm nicht, wie im anderen, doch wahrscheinlicheren Falle die Verspätung. Oder sind vielleicht die Anordnungen schon getroffen? Dann habe ich nichts gesagt und revoziere diese Tinte. Nach den Aeußerungen des Königs gegen Sie zweifle ich nicht, daß die Sache ihren Gang geht. Nach Hannover (wegen Harburg) habe ich nicht geschrieben, da Sie schließlich der Sicherheit des Elb-Ueberganges wegen Wittenberge vorzogen.

Ihr

v. Bismarck.

General Freiherr von Manteuffel an Roon.

Berlin, 17. Januar 1864.

„Ew. Excellenz berichte ich gehorsamst, daß der König das Commando der jungen Garde-Division an Generallieut. Mülbe oder Generallieut. Zastrow geben will . . .

Ich soll morgen 1/4 11 Uhr zum Könige kommen. Ew. Excellenz haben wohl die Güte mir Ihre Instruction hierneben zu bemerken und mir den Brief morgen früh wieder zu schicken.

Die Instructions-Entwürfe, die Ew. Exc. mir haben zugehen lassen, habe ich noch nicht vom Könige zurück. Der Passus in Betreff des Einschreitens gegen Sächsische und Hannöver'sche Truppen kann wohl nur durch direkte Ordre an die Generale gehen und muß nach meiner Ansicht

[1]) Zum Transport der 13. Division.

den Charakter einer geheimen Vollmacht haben. Morgen früh will der König die Sachen schicken, und ich überreiche sie Ew. Ex. dann gleich. Ist bei diesen Verhältnissen, da die Brigaden Canstein und Gondrecourt bis zu Antritt des Ober-Commandos unter General v. Hake's Befehl stehen, es nicht am besten, wenn der Feldmarschall auch schon am 20. das Ober-Commando antritt?

In sehr herzlicher aufrichtiger Verehrung

E. Manteuffel.

Berlin, 20. Januar.

„Ew. Excellenz benachrichtige ich gehorsamst, daß Se. Maj. der König gestern mir gesagt haben, daß Se. Hoheit der Kronprinz in das Hauptquartier des Feldmarschalls zu gehen wünschten . . Dem General Mülbe wollen Se. Maj. das Commando der mobilen Garde-Division geben . . . Ich bemerke auch gehorsamst, daß ich bis jetzt noch nichts über die Mobilmachung des Garde-Husaren-Regiments habe und daß, soviel ich mich erinnere, Ew. Exc. auch noch von einer Batterie sprachen . . . .

Nach dem Schreiben des Generals v. Hake scheint sich die Sache zu beschleunigen. Ueber Marschdirektion an die Garde-Truppen würde ich in den Ordre-Entwürfen nichts sagen, sondern weitere Bestimmung vorbehalten und nur erwähnen, daß die Division erst am Tage des Ausmarsches unter Befehl des Generalfeldmarschalls tritt.

E. Manteuffel.

Die in Manteuffel's Schreiben erwähnten Instuctionen für den seit einigen Wochen mit seinem Stabe in Hamburg befindlichen Feldmarschall Wrangel waren nicht nur militärischer, sondern wesentlich auch politischer Natur. Roon hatte

den von ihm verfaßten Entwurf daher zur Begutachtung an Bismarck gesandt; darauf bezieht sich dessen nachstehendes Schreiben:

Berlin, 29. Januar 1864.

Lieber Roon,

wollen Sie den anliegenden Bericht zeichnen und an Se. Maj. gelangen lassen, so gebe ich meinen Segen dazu, der allerdings wirksam wird sein müssen, wenn der alte „Abjott Deitschlands" uns nicht bedenkliche Sprünge machen soll. Seinen beiliegenden Brief an den König bitte ich Sie, mir wiederzuschicken. Auf Wiedersehen morgen

Ihr v. Bismarck.

„Ohne Bedenken über den kriegerischen Theil der Instruction bin ich nicht, aber ich mag den allerh. Zorn nicht wieder anfachen, und bei dem Geist, der aus dem Briefe weht, besorge ich, daß das Abwägen der Worte den alten Herrn doch nicht binden wird."

In denselben Tagen veranlaßten die schwebenden politischen Erörterungen, namentlich mit England, das nachstehende Schreiben Manteuffel's an Roon:

Berlin, 29. Januar 1864.

„Ew. Exc. hätte ich gern heute auf dem Balle gesprochen. Mir will es nicht in den Kopf, daß England, nachdem Preußen dem Drängen der eigenen Kammer, dem Drängen der Presse und Demokratie des Landes, dem Drängen des Deutschen Geschrei's, dem Drängen sämmtlicher Deutschen Staaten, der Abstimmung am Bundestage widerstanden hat, um den Boden des Vertrages von 1852 aufrecht zu erhalten, jetzt an Preußen eine kategorische Frage thut, was es thun würde, wenn es Schleswig eingenommen. Graf Bernstorff ließ einmal den englischen Gesandten 3 Tage auf

eine Antwort warten, und nachdem er sie gegeben, kam der Englische Gesandte und sagte, er könne sie nicht verstehen. „Ja," antwortete Graf Bernstorff (ich meine den alten, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten) — „ich habe auch drei Tage nachgedacht, um sie so zu fassen." — Ich sollte denken, die Antwort müßte jetzt ähnlich sein und Verwunderung über die Frage aussprechen, nachdem man sich vergeblich 8 Tage den Kopf zerbrochen, um die Motive zu ihr zu ergründen. Dem Drohen fremder Mächte eine doch gewissermaßen bindende Erklärung zu geben widerspricht dem Nationalgefühl; ich sollte nicht meinen, daß England gleich und ohne sich mit Frankreich geeinigt zu haben, wozu doch auch noch Zeit gehört, Krieg ankündigt. Inzwischen aber haben wir mit Gottes Hülfe geschlagen und gesiegt und dann ist die ganze Situation im Innern und nach Außen geändert. Ich glaube die Differenz zwischen König und Ministerium besteht nur in einem Wie und nicht in einem Was, und glaube, daß man noch ein der Königlichen Auffassung entsprechendes Wie finden kann.

Diese Sentiments trage ich Ew. Exc. noch um Mitternacht vor und nur Ihnen, nicht anderwärts. Ich bin sehr müde.

In treuer Verehrung

E. Manteuffel.

Am 29. Januar schrieb Roon wieder in Betreff der Wrangel'schen Instruktion an Bismarck:

„Anbei erhalten Sie, lieber B., den auf Befehl Se. Majestät neu redigirten Entwurf der Wrangel'schen Instruction und einen mit Rücksicht auf das Allerhöchste Marginale von mir redigirten Entwurf einer besonderen Ordre an den Feldmarschall, worin versucht wird, den unpassenden

Anspruch Sr. Majestät auf Schonung der Demonstranten[1]) auf ein billiges Maaß zu bringen. Ich bitte Alles zum Conseil mitzubringen. Die Depesche an Wrangel ist um 9 Uhr fortgegangen. Kalt Blut!

Ihr

v. Roon.

Den am selben Tage empfangenen, oben mitgetheilten Brief Manteuffel's sandte Roon gleichfalls an Bismarck, mit folgenden Zeilen:

Berlin, 30. 1. 64.

Lieber B.

Da sie ja Manteuffel's Handschrift zu lesen vermögen, so sende ich Ihnen das beiliegende Billet s. p. r. zur Durchsicht mit Ausnahme des durchstrichenen Eingangssatzes, der ein militärisches Detail behandelt. Ich glaube, daß Manteuffel in mancher Beziehung nicht Unrecht hat.

Will der König nicht bestimmt mit Ihnen oder mit uns brechen, so, glaube ich, wird sich eine Formel finden lassen, die ihn befriedigt und die Lösung Österreichs und die Feindschaft Englands verhindert. Der arme Herr ist in einer beklagenswerthen Agitation, die ihn zum Bruch mit Ihnen, mit uns führen könnte und damit zur Selbstvernichtung seines Regiments, ja des Königlichen Regiments überhaupt.

Wenn Sie dies verhindern können, so müssen, so werden Sie es ja thun. Er ist, wie mir scheint, in einer gewissen Reizbarkeit, der man Rechnung tragen muß und daher den Anlaß zu verhängnißvollem Moussiren möglichst

[1]) Bezieht sich auf in Hamburg und in Holstein vorgekommene ungehörige preußenfeindliche Demonstrationen zu Gunsten des Herzogs von Augustenburg 2c.

zu entziehen hat. Ich weiß, ich sage Ihnen nichts Neues, aber es war mir Bedürfniß, Ihnen die Anlage mitzutheilen, wiewohl ich ihr nicht Wort für Wort adhärire.

Ihr

v. Roon.

Interessant ist auch die nachfolgende, am selben Tage erfolgte Mitteilung Manteuffel's an Roon, wenn es auch zu einer Teilnahme des ersteren am Feldzuge thatsächlich nicht gekommen ist.

30. Januar.

„Ew. Exc. melde ich gehorsamst, daß ich mit dem 11 Uhr-Zuge zur Armee gehe, um doch auch im Feuer gewesen zu sein bei meinen grauen Haaren. Sr. Majestät hatten es mir längst erlaubt, haben aber heute früh die Entscheidung noch vorbehalten; vorher aber wollte ich nicht gern darüber sprechen, damit Ew. Exc. mich nicht in den schweren Streit der Pflichten gegen Pflichten setzten . . . .

Sollte mir etwas Menschliches passiren, so nenne ich Oberst Treskow als meinen Nachfolger und empfehle Oberstlieut. Vegesack aus voller Ueberzeugung auf das Dringendste . . . Und nun sage ich Ew. Exc. Adieu und bitte den lieben Gott, daß er Ihnen Kraft und Gesundheit verleihe in der schweren Zeit, wie er es bisher gethan, und daß wir uns ohne kummervollen Blick wiedersehen.

In sehr aufrichtig herzlicher Verehrung

E. Manteuffel.

Bismarck an Roon.

Sonntag, 31. 1. 64.

„Die Anlage ist aus einem Briefe von Gablenz an Karolyi. Haben wir auch genug Geschütz da, und wird der alte Abjott nicht zu leichtsinnig dem Musketier zumuthen,

wie die Fliege an der Wand die seit 1848 sehr veränderten Werke zu erklettern?

Ihr

v. Bismarck.

Die Anlage lautet:

Auszug.

Verehrter Graf und werther Freund!

. . . . Wir sind hier in voller Arbeit. Die Truppentransporte gehen pünklich und im Ganzen schnell, so zwar, daß am 1. Alles an der Eider aufmarschirt sein wird. Am 20. [Januar] ist Kriegsrath beim Feldmarschall, wozu ich befohlen bin. Das eingetretene heftige Thauwetter und ein Landregen hat diese ohnehin moorigen Länder zu einem Sumpf gemacht. Mehr als mit den Dänen werden wir mit den Elementen zu kämpfen haben, und die eingetretenen Witterungsverhältnisse wirken natürlich sehr ermuthigend auf unsere Gegner.

Die formidable Stellung des Dannewerks, die in letzter Zeit und noch fortwährend armirt und verstärkt wird, und die durch künstliches Stauen vor der Angriffsfront überschwemmt ist, wird eine harte Nuß sein, und die Artilleriemittel, die wir den Dänen entgegenzustellen haben, sind im Hinblick auf Kaliber durchaus nicht ebenbürtig. Der Generalstabschef General Vogel von Falckenstein verbirgt sich diese Schwierigkeiten nicht.

Unsere Truppen sind im besten Humor und ganz enchantirt von dem Empfang im ganzen Königreich Preußen hier angekommen. Auch die Population in größeren Städten, besonders wo länger Halt gemacht wurde, hat sich an den Ovationen betheiligt oder wenigstens geschwiegen, so zwar, daß nicht der geringste Mißton hörbar geworden ist. Im Allgemeinen erinnert man sich, auf die Geschichte zurück-

blickend daran, daß wir im Anfang des Jahrhunderts vereinzelt auftretend schlechte Geschäfte gemacht haben, vereint aber nach Paris marschirt sind.

Im Uebrigen ist das ganze Land, wie bereits gesagt, ein Sumpf, und die Elemente, — darauf kann nicht genug der Accent gelegt werden —, werden uns unendliche Schwierigkeiten machen. General Vogel von Falckenstein gefällt mir sehr gut und envisagirt die militärische Situation ganz in derselben Weise, wie selbe sich mir darstellt.

Das preußische Obercommando ist übrigens bemüht, uns in allgemeinen Zügen, wie es sich für so eine hohe Stelle ziemt, Weisungen zu geben und den Unterbefehlshabern einen angemessenen und nothwendigen Spielraum zu lassen, ein Moment, das mich sehr angenehm berührt . . .

Ew. Hochgeboren

Dem Herrn Minister-Präsidenten meine Verehrung

ergebenster
Gablenz.
F.-M.-Lt.

Berlin, 1. Februar 1864.

„Mit herzlichem Danke remittire ich die Anlage[1]). Einigkeit mit Wien über Fassung der Antwort an England noch nicht hergestellt. Morgen vielleicht Conseil, nach unserer Besprechung.

Wrangel muß m. E. schleunig angewiesen werden, die zwischen Holstein und Schleswig streitigen Theile, welche die Sachsen nicht besetzt haben, für uns festzuhalten, insbesondere Kronwerk und Bahnhof bei Rendsburg. Von Frankfurt aus ist der Bund schon darüber her, und Sydow sehr dafür (!) das den Bundestruppen einzuräumen, was sie einzunehmen

[1]) den Brief Manteuffel's vom 29. Jan. 1864.

nicht wagten und wollten, weil sie fürchteten, dann auf Widerstand zu stoßen und unsere Reserven heranziehen zu müssen. Die Oertlichkeiten sind für uns auch militärisch wichtig, und wir wissen nicht, ob wir mit den Sachsen auf dem Fuß bleiben, daß wir unsere Verbindungen in ihren Händen lassen können. Geht es nicht, daß wir in dem Besitz der anderen holstein'schen Bahnhöfe, und namentlich in dem von Kiel bleiben?

Ist es denn wahr, daß Wrangel seine Truppen „Armee von Schleswig-Holstein" amtlich titulirt? Das wäre politisch ganz unzulässig und eine nutzlose Herausforderung der fremden Mächte.

Ihr

v. B.

Nachschrift.

Soeben geht mir ein Telegramm zu, daß ein Graf Baudissin in Gettorf (Schleswig), nachdem unsere Truppen Eckernförde genommen, den Herzog Friedrich in Gemeinschaft mit andern Mitgliedern der Ritterschaft als Souverän proklamirt habe. Der Feldmarschall darf dies zwar seiner Instruktion gemäß nicht dulden. Aber es empfiehlt sich vielleicht, ihn telegraphisch (chiffrirt) wiederholt zu ersuchen, daß er mit aller Entschiedenheit gegen diese Demonstration einschreitet und ihre Wiederholung bei Strafe verbietet.

Ihr

v. Bismarck.

Roon antwortete auf obiges:

„Nach den beifolgenden Dispositionen des Prinzen Friedrich Karl (4 Anlagen) ist es nicht wahrscheinlich, daß Ihr Telegramm die Wahrheit sagt. Eckernförde ist heute noch nicht genommen und Gettorf stark von uns besetzt. Wrangel ist in oder vorwärts Rendsburg bei den Oester-

reichern, die Telegraphendrähte bei Rendsburg von den Dänen zerstört. Von Kiel nach dem Hauptquartier des Prinzen geht kein Draht. Ich werde sogleich an Wrangel schreiben. Der Prinz, der sein Hauptquartier heut in Hohenlieth, $^1/_2$ Meile von Gettorf hat, würde Demonstrationen nicht dulden. Die Anlagen erbitte ich morgen zurück!

v. Roon.

Die erwähnten Anlagen bestehen aus einem Berichte des Prinzen Friedrich Karl, datiert Kiel, den 31. Januar, welchen dieser eigenhändig direkt an den König erstattet (nebst Marschdispositionen ꝛc. für den 1. Februar), und welchen der König an Roon überwiesen hatte. In diesem Berichte heißt es u. a.:

„Die Truppen sind wohlauf . . . Der Schnee liegt noch. Wir haben 4° Kälte gehabt, aber unter Mittag taute es auf den Straßen der Stadt.

Kiel ist durch die preußischen Soldaten erobert worden, womit ich sagen will, daß das ursprüngliche Mißtrauen der Einwohner geschwunden ist. Die Einwohner grüßen sehr höflich und schon gestern hatte Kiel wieder alle Flaggen aufgezogen.

Der preußische Consul hat sich uns mehrfach nützlich erwiesen. Ich habe hier das Gerücht ausgesprengt, daß der Kronprinz und der Feldmarschall morgen Abend hier Quartier nehmen werden und die Quartiere machen lassen: desgleichen, daß am 2. oder 3. die unter meinem Befehl stehenden Truppen von ihnen inspicirt werden sollen. Niemand ahnt unser morgendes Vorgehen.

Im Hafen von Eckernförde lagen bis heute früh 2 Kriegsschiffe, wobei Thor. Andere werden heute erwartet. Um mit diesen ein ernstes Wort zu sprechen, habe ich drei

6 pfünd. Batterien gegen den benannten Hafen dirigirt. Die Dänen sind aber sehr vorsichtig, werden wahrscheinlich immer Dampf machen oder haben und sich in diesem Falle schleunig entfernen. — Ich kann natürlich nicht wissen, inwiefern meine Maßregeln zu dieser und zur Ueberraschung der Vortruppen gelingen werden, doch hoffe ich Gutes. Der bürgerliche Verkehr nach dem Feinde hin ist natürlich noch nicht unterbrochen, also Verrath leicht.

Die Befehle, welche gestern der Feldmarschall (in Bordesholm) gab, und die vielen Kleinigkeiten, die er vortrug, waren eigentlich unverständlich. Hernach hatte ich eine kurze Unterredung mit General von Falckenstein, wo Nachstehendes festgesetzt wurde:

1. das Vorgehen des preußischen Corps am 1. Februar nach Harzhof und Gegend.
2. am 2. ist mein Auftrag, die Befestigungen bei Kochendorf und Holm zu überwinden, die Passage durch Eckernförde frei zu machen und bis gegen Missunde vorzugehen.
3. Am 3. die Bewältigung von Missunde.
4. Am 4. oder womöglich in der Nacht zum 4. der Brückenschlag.

Ich werde suchen Ew. Majestät während der Gefechte durch Telegramme Nachricht von wichtigen Ereignissen zugehen zu lassen.

Das Blut der Soldaten werde ich schonen und alle Befehle Ew. Majestät gewissenhaft im Auge haben und befolgen . . . —"

Das am 1. Februar vormittags 11 Uhr 46 Minuten eingegangene Telegramm des Feldmarschalls Wrangel lautete (datiert „von dem Felde nördlich des Kronwerks Rendsburg"):

„Die alliierte Armee hat heute 7 Uhr Vormittags mit ihren Spitzen die Eider überschritten."

3. Febr. 1864.

Mir scheint, daß die Instruction in Betreff der Demonstrationen bekannt gegeben werden muß, damit die Befehlshaber wissen, wie sie zu verfahren haben. Könnten Sie nicht Falckenstein darüber schreiben?

Der König hat mir in der Nacht geschrieben, will die ganze Sache wieder umwerfen, nachdem Sie in Wien angenommen und von dort schon nach London mitgetheilt ist. Darum Conseil. Wollen Sie mit mir hinfahren?

Ihr

v. Bismarck.

General Vogel von Falckenstein, Chef des Generalstabes der alliierten Armee, an den Kriegsminister von Roon.

H.-Qu. Damendorf, 5. Februar 1864.

Ew. Exc. geehrtes Schreiben beantworte ich erst heute, da nach Empfang desselben Ihnen anderseits die Berichtigung über die Proklamation des Herzogs von Augustenburg in Eckernförde sogleich zugeschickt worden ist. Bis jetzt sind alle Operationen ganz befriedigend ausgeführt worden, von großer Entscheidung wird der morgende Tag sein. Gelingt unser Vorhaben, dann dürfen Sie in kürzester Zeit gute Nachricht erhalten, wo nicht, dann würden wir noch ein schweres Stück Arbeit vor uns haben, das nicht in einem Tage zu vollenden sein wird, „die Ueberwindung der Dannewerke", von wo aus wir seit dem 3. täglich mit einigen 84 pfündigen Geschossen begrüßt werden.

Der politische Theil unserer Mission soll aufs entschiedenste durchgeführt werden, ob Schwierigkeiten sich nothwendig dem entgegenstellen müssen, das lassen Sie sich von Herrn von Bismarck einfach mit ja oder nein beantworten —

ein Mehreres zur Zeit nicht. — Es geht über menschliche Begriffe es zu fassen, welche Schwierigkeiten schon jetzt meinerseits zu überwinden gewesen sind, um unser Vorgehen nicht zu Schanden zu machen[1]).

Gott sei Dank! finde ich für unsere militärische Operation allgemeine Unterstützung und zwar in der ersten Linie bei S. K. H. dem Kronprinzen, dem Prinzen Fr. Carl und dem General Gablenz und so hoffe ich die Scylla zu überwinden, ohne in Charybdis zu fallen.

Ew. Exc. lege ich ans Herz durch Nachsendung von Truppen für unsere Position im Rücken zu sorgen. Rendsburg ist sehr stark von den Sachsen besetzt, diese wollen auch Kiel wieder besetzen, beide Orte dürfen nur allein in unsern Händen sein.

Derjenige Theil Schleswigs, der von uns besetzt worden, ist ganz ausgesogen, es ist kein Fuhrwerk zu bekommen. 4000 in Holstein requirirte Wagen sind in Bewegung, um unsere Verpflegungs- und sonstige Kriegs-Bedürfnisse nachzufahren, die Wege oft grundlos, ein Nachfahren von Bivouakholz und Lagerstroh ist undenkbar, man legt sich, soweit es geht, in Alarmhäuser und nimmt für den Bivouak, was man bekommen kann. Der diesjährige Februar erinnert mich lebhaft an den vom Jahre 1814 nur mit dem Unterschiede, daß die Verpflegung bei uns bis jetzt eine außerordentlich gute ist . . ."

Roon an Bismarck.

Berlin, 7/2. 64.

„Anbei der Auszug aus Waldemars Briefe, den Sie wünschten, und den ich Sr. Majestät vorgelesen habe. Letztere

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich, wie aus anderen Zuschriften hervorgeht, auf die großen Schwierigkeiten bei dem dienstlichen Verkehr mit dem 80jährigen Feldmarschall.

billigte die auch von General Falckenstein articulirte militärische Nothwendigkeit der Sicherung unserer rückwärtigen Verbindungen. Was haben Sie nun mit Karolyi für Frankfurt verabredet? Ich habe von Sr. Majestät den Auftrag in dem Allerhöchst gebilligten Sinne wegen Mitbesetzung von Altona, Neumünster, Kiel und Rendsburg zu schreiben. Dieser Brief geht noch heut Abend ab. Sie erhalten Abschrift davon mit der Bitte weiterer entsprechender Veranlassung.

Guten Abend!

v. Roon.

„Ich lege auch den Brief von Falckenstein s. p. r. bei."

Beilage.

Aus dem Briefe Waldemars von Roon[1]),

vom 5. Februar 1864.

„Ehe ich schließe, muß ich noch eine Sache erwähnen, die mir heute wirklich schwer in den Gliedern steckt, und die ich Dir vortragen muß, wenn ich auch nicht sicher bin, dadurch eine Wendung der deutschen Politik Preußens zu Stande zu bringen. — Bereits in Rendsburg waren wir Alle auf das Höchste erbittert, daß die Sachsen daselbst, anstatt uns Platz zu machen, die Garnison noch bedeutend verstärkt hatten in dem Augenblick, da unsere Durchmärsche begannen. Der sächsische Commandant inhibirte und verweigerte (auf Instruktion des Bundes oder seiner Commissäre) die Einquartierung auch nur *eines* preußischen oder österreichischen Soldaten in Rendsburg. Indessen kam ein Garde-Bataillon von uns, und später, glaub' ich, noch eins dadurch unter, daß es erklärte, nöthigenfalls Gewalt brauchen

[1]) Damals Generalstabsoffizier im Stabe des Feldmarschalls Wrangel.

zu wollen: es war mitten in der Nacht angekommen mit der Eisenbahn und sollte nun hier kein Quartier erhalten dürfen! — Nachher kam die Dir bekannte Geschichte mit dem Kronwerk Rendsburg. Dasselbe ist nun freilich dem Bund nicht ausgeliefert, ein preußischer Commandant ist eingesetzt — aber 1600 Bajonette fehlen uns dadurch am Dannewerke, und mit Schmerz und Wuth sehen die dort zurückgehaltenen Truppen sowohl, wie hier die ganze Armee, daß diese Ränke und Feindseligkeiten in unserem Rücken uns in einem Augenblicke Verlegenheiten bereiten, wo wir in der Front mit Schweiß und Blut um den Sieg ringen! — Aber noch mehr! Heute kam Oberstlieutenant Chauvin hier an, zu Fuß von der nächsten Eisenbahnstation Bockelund. Derselbe hat mit dem größten Eifer die Herstellung einer gesicherten telegraphischen Verbindung ins Werk gesetzt. Nachdem durch unsere Ingenieure die Eisenbahn nebst Brücken schon jetzt hergestellt ist, sodaß die Bahn über Rendsburg hinaus bis Lottorf fahrbar ist, hat Chauvin auch den Telegraphen von dort bis Kronwerk Rendsburg hergestellt und mit preußischen Beamten besetzt. Darauf wollte er nun auch in Rendsburg selbst preußische Beamte statt der gänzlich unzuverlässigen (wenn auch 20 mal von den Bundescommissarien in Pflicht genommenen!) dänischen Beamten einsetzen. Der General Hacke verweigert dies ebenso entschieden, wie die Herausgabe der dänischen Drähte, die durch Holstein führen, zu preußischer Benutzung. Er erklärt, sich dem mit Gewalt zu widersetzen! er stellt einen Doppelposten vor das Telegraphen-Büreau! (den Chauvin, wie er sagt, als Ehrenposten betrachtet für seine Beamten, die inzwischen doch schon den Platz eingenommen hatten.) Ich weiß nicht, was in der Sache nun weiter geschehen ist oder noch geschehen wird, hoffe auch, daß Chauvin schon

noch Mittel finden wird, uns eine sichere Verbindung zu verschaffen. Aber ich frage, ob es wohl erhört ist, daß die beiden deutschen Großmächte, deren Armeen in einem so ernsten Kampfe begriffen sind, es dulden dürfen, daß ihnen in ihrem Rücken solche Schwierigkeiten bereitet werden, ja, daß sie die größten Gefahren für das Wohl ihrer Truppen in Folge der unverschämten Politik einiger Kleinstaaten laufen!

Wenn ich König von Preußen wäre: meine Geduld wäre zu Ende! . . ."

Mit Bezug auf die von Falckenstein (s. oben) gewünschte Nachsendung von Truppen nach Holstein antwortete Bismarck (Montag, 8. Februar):

„Wenn unsere Truppen von der 10. Infanterie-Brigade ꝛc. im Norden nicht mehr nöthig sein sollten, ist es dann nicht gut, gleich auf dem Hinmarsch nach Schleswig angemessene Abtheilungen von ihnen in Altona, Neumünster, Kiel „verlängerten Ruhetag" halten zu lassen und Reclamation des Bundes dagegen abzuwarten? Ich denke, daß an genannten Orten keine Bundesgarnison steht. In Rendsburg wird die Sache schon brennender, weil die Sachsen freiwillig nicht räumen werden.

Ihr

v. Bismarck.

Roon erwiderte darauf:

Berlin, 9. Februar 64.

„Anbei das mir gestern zurückgelassene Concept. An den Feldmarschall habe ich gestern eindringlich geschrieben vertraulich, selbst auf die Gefahr hin, daß er dem Kron-Prinz Mittheilung macht. Ich habe ihm die Folgen seiner Unthätigkeit und seines Augenzukneifens deutlich gemacht und ins Gewissen geschoben. Gott helfe dem alten Herrn!

Zur Sitzung kann und soll ich heute nicht kommen. Vielleicht orientiren Sie mich event. über die Stellungen und Stimmungen an Allerh. Stelle.

Ihr Billet von gestern Abend wegen der Garnisonen, die wir in Holstein bedürfen, fällt zusammen mit den meinerseits nach Schleswig gegebenen Fingerzeigen.

v. Roon.

Wrangel's Antwort auf die vorerwähnten Vorstellungen Roon's lautete:

Flensburg, 11. 2. 64. Nm. 2 Uhr.

Verehrte Excellenz und lieber Freund.

Haben Sie meinen herzlichen Dank für Ihr vertrauliches Schreiben vom 6. d. M., worauf ich zu erwidern die Ehre habe, daß mein politisches Verhalten hier im Herzogthum Schleswig aus dem heute früh an S. M. den König abgesandten Telegramm — u. aus meinen auch unter dem heutigen Tage abgesandten Bericht — deutlich zu ersehen ist.

Wie ich übrigens über unsere politische Lage denke, das habe ich in einem Schreiben an des Königs Majestät einige Tage vor meiner Abreise in Berlin eingereicht, von diesem Schreiben hat der König auch an Minister v. Bismarck offizielle Kenntniß gegeben; auch heute denke ich noch so, wie ich es in dem Briefe dargelegt habe —, nichts desto weniger werden meine militärischen Handlungen so bemessen, — wie es der Wille und Befehl meines Königs ist —, und dann werden Sie auch mit mir zufrieden sein.

Gott befohlen.

v. Wrangel.

Bismarck an Roon.

(Berlin, 15. Februar 64.)

Unter obwaltenden Umständen billigt der König meinen Antrag, daß Wrangel Befehl erhalte, die Grenze von Jüt-

land nicht zu überschreiten, ehe das Einverständniß mit Oestreich herbeigeführt ist. Um es herbeizuführen, schreibe ich nach Wien.

Der König erwartet Ihren Vortrag wegen telegraphisch an Wrangel zu gebenden, aber streng zu secretirenden Befehls.

Ihr

v. Bismarck.

Roon erstattete diesen Vortrag noch selbigen Tages, aber wegen vorgerückter Stunde schriftlich. In dem bezüglichen Schreiben, durch welches er die zu chiffrierende Depesche zur Genehmigung vorlegte, fügte er hinzu: „Da unsere Vortruppen heute schon in Hadersleben sind, so ist Gefahr im Verzuge, und es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn das Telegramm noch heute abginge."

Dies Telegramm ging auch noch am selben Abend im Hauptquartier (Apenrade) ein und erregte dort, wo man die politische Situation nicht vollkommen zu übersehen vermochte, die militärische Lage aber voll auszunutzen strebte, sehr lebhaftes Mißvergnügen. Das Werk des großen Generalstabes hat[1]) des Telegramms und seiner Entstehungsgeschichte Erwähnung gethan, sowie der Gegenvorstellungen des Oberkommands und auch des auf Allerhöchsten Befehl ergangenen Schreibens des Kriegsministers, in welchem das vorläufige Verbot wegen Überschreitung der jütischen Grenze noch einmal schriftlich wiederholt ward[2]). Dagegen verschweigt das Generalstabswerk die persönlichen Reklamationen, welche der greise Feldmarschall in dieser Angelegenheit in einer der nächsten Nächte von Hadersleben aus telegraphisch nach Berlin und zwar direkt an den

[1]) S. 230 und 231.

[2]) S. 235.

König gerichtet hat. Der alte Herr hatte dies Telegramm, ohne seiner Umgebung etwas davon mitzuteilen, selbst aufgesetzt und sofortige Expedition befohlen. Da dasselbe sich in sehr drastischen, den Blücherstil etwas imitierenden und dabei sehr unhöflichen Worten über die Einmischung der Diplomaten in die militärischen Operationen aussprach und nicht einmal chiffriert worden war, so wären fast persönliche Differenzen zwischen Bismarck und Wrangel dadurch entstanden; doch gelang es Roon und Manteuffel die dadurch zwischen beiden eingetretene Spannung im Laufe der nächsten Wochen wieder auszugleichen [1]).

In denselben Tagen war der Generaladjutant Freiherr von Manteuffel mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs und persönlichen Aufträgen für den König von Sachsen nach Dresden gegangen; König Wilhelm wünschte mit diesem persönlichen Schritte zu zeigen, wie unlieb die infolge verschiedener Reibungen damals bekanntlich eingetretene und immer schärfer werdende Spannung zwischen der preußischen und einigen anderen deutschen Regierungen (namentlich) Sachsen und Hannover) ihm sei, und hoffte die mit der Okkupation von Holstein ꝛc. zusammenhängenden Differenzen durch seine persönliche Intervention am schnellsten zu beseitigen. General von Manteuffel berichtete über den vorläufigen Erfolg seiner Mission am 16. Februar aus Dresden an den König. In diesem Berichte wird zunächst seine gute und wohlwollende Aufnahme seitens des Königs von Sachsen erwähnt. Dann fährt er fort:

„Mit Minister von Beust hatte ich eine lange Unterredung. Er fährt heute Nachmittag nach Würzburg und

[1]) Der Verfasser ist hierüber orientiert, denn er gehörte, wie erwähnt, damals dem Stabe des Oberkommandos in Schleswig an.

meint, daß es für die dortigen Verhältnisse von Wichtigkeit sei, daß er meine Aufträge gehört, daß aber sein König schwerlich vor seiner Rückkehr werde antworten können; ich gab ihm zur Erwägung, ob es in Berlin einen guten Eindruck machen würde, wenn ich bis zu seiner Rückkehr hier spazieren ginge, und daß es jedenfalls gewisse Dinge in betreff der militärischen Fragen in Holstein gäbe, die sein König als Herr des Generals Hake vorläufig und gleich erledigen könne. Herr von Beust hatte den Brief Ew. Majestät noch nicht gelesen und ging zum Könige; ich habe mir mit ihm ein neues Rendezvous um 3 Uhr gegeben. Ew. Majestät Gesandten habe ich dann aufgesucht und habe ihn kurz von dem Inhalt meiner Unterredung in Kenntniß gesetzt. Ich habe den Eindruck, daß für die unmittelbar vorliegenden Fragen Ew. Majestät Brief von Erfolg sein wird, — ob er auch Einfluß auf die Dauer haben wird, kann ich noch nicht beurtheilen. — —

Manteuffel.

General von Falckenstein an den Kriegsminister.

Hadersleben d. 3. März 1864.

Ew. Excellenz wollen aus den Anlagen gefälligst ersehen, was ich in Folge der von Ew. Excellenz durch meinen Sohn mir zugegangenen Mittheilung nach Besprechung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen und mit Höchstdero Einverständniß an den Oberst von Blumenthal[1]) geschrieben und als Antwort darauf erhalten habe.

Hiernach dürfte Ew. Excellenz Ermessen anheimgestellt werden, ob unsere Flotte nach der Flensburger Bucht zu dirigiren, resp. dort zu stationiren wäre.

---

[1]) Chef des Generalstabes des Prinzen Friedrich Karl.

Wenn von dieser ganzen Angelegenheit ich Seiner Excellenz dem Feldmarschall keine Mittheilung gemacht, so liegt der Grund darin, daß der Feldmarschall ein für allemal nichts von mir vorgetragen wissen will, worüber er nicht direkt selbst in Kenntniß gesetzt worden.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz haben auch Kenntniß von diesem Schreiben. v. Falckenstein.

Der vorerwähnte Schriftwechsel zwischen Falckenstein und Blumenthal erörterte die Notwendigkeit zu baldigem ernsten Vorgehen bezw. zur Belagerung der Düppelstellung, zu welchem Zwecke der Kriegsminister die Absendung schwerer Geschütze bereits angeordnet und die Mitwirkung der Flotte in Aussicht gestellt habe. — —

Auf die ersehnte und nach erfolgter Zustimmung Oesterreichs am 6. März abends bei dem Oberkommando der alliierten Armee endlich eingelaufene Allerhöchste Erlaubnis zur Überschreitung der jütischen Grenze[1]) bezieht sich der nachstehende Schriftwechsel zwischen Roon und Bismarck:

Berlin, 5. März 1864.

Sind Ihre identischen Depeschen fertig? Kann Wrangel also auf Jütland los gelassen werden? Schicken Sie etwa heute einen Feldjäger nach Schleswig? — Diese drei Fragen sind hervorgerufen durch den Umstand, daß der König eine bezügliche Instruction für den Feldmarschall genehmigt, eine desfallsige Ordre gezeichnet, mir aber nicht gesagt hat, ob Beides noch heut abgeschickt werden sollte. Auf meine desfallsige Frage hieß es, Se. Majestät würden Sie noch befragen. Ob dies geschehen, und was darauf geantwortet, weiß ich beides nicht, wenn Sie es mir nicht jetzt die Güte haben zu schreiben. Ihr v. R.

[1]) S. 326 des Generalstabswerkes.

— und Bismarck antwortete sofort:

„noch nicht fertig, nicht loslassen! kein Feldjäger heut. Der schriftliche Text ist unterwegs, kommt voraussichtlich heut Abend oder morgen früh hier an, wird von Karolyi und mir vollzogen, und dann kann das alte Kind morgen, wenn alles gut geht, telegraphisch ermächtigt werden, mit neuen Stiefeln ins Wasser zu patschen.

Ihr

v. B.

Nach dem Einmarsche in Jütland wurden Anfang März zwar neue Erfolge erzielt, aber die Umstände fügten es, daß dieselben wiederum den österreichischen Waffen zufielen (Gefecht bei Veile ꝛc.). Um so lebhafter wuchs daher von Tag zu Tag der Wunsch und das politische Bedürfnis der leitenden Berliner Kreise, daß auch die preußischen Truppen bald größere Erfolge erringen möchten. Die Thätigkeit derselben war durch den in diesen Wintermonaten besonders beschwerlichen Vorpostendienst gegenüber der Düppelstellung und durch zahlreiche kleinere Gefechte, infolge deren die Dänen nach und nach völlig in die Verschanzungen gedrängt wurden, zwar erheblich in Anspruch genommen, aber ein großer Sieg, eine Entscheidung war noch nicht errungen worden und wurde mit steigender Ungeduld erwartet. Prinz Friedrich Karl dagegen hielt ernstere Unternehmungen ohne Mitwirkung der Flotte und vor erheblicher Verstärkung an Belagerungsgeschütz für aussichtslos. Auch wollte derselbe seinen Plan, mit dem Angriff auf die Düppler Schanzen gleichzeitig nach Alsen überzugehen, nicht fallen lassen, und dadurch verzögerte sich der Beginn der förmlichen Belagerung in nachteiliger Weise.

Am 12. März empfing Roon vom General Manteuffel einen Bericht nebst vertraulichem Schreiben des Prinzen

Friedrich Karl an den König zur Begutachtung, in welchem der Prinz seinen Standpunkt in dieser Angelegenheit darlegte [1]).

General von Manteuffel schrieb dazu:

„Darf ich meinen Gesammteindruck über beide Piècen aussprechen, so ist es eine alte Erfahrung, daß ein General, der seine nächste Aufgabe nicht lösen will, Schwierigkeit auf Schwierigkeit thürmt, die feindliche Stellung und Stärke hervorhebt, die seine herabsetzt und seine Energie bei Entwerfung weiterer Projekte zu zeigen sucht. Der Fall liegt hier vor. Ew. Excellenz theile ich vertraulich die Abschrift eines Briefes mit, den ich vorgestern an den Prinzen gerichtet. Das Lesen der beiden obigen Piecen hat mir gezeigt, daß es nöthig war, Seiner Königl. Hoheit seine moralische Stellung zu den Düppeler Schanzen zu verdeutlichen zu versuchen; ich fürchte nur, daß meine Feder allein zu schwach ist. Der König spricht in seinen Bemerkungen von Hofkriegsrath; gewiß richtig, aber das ist nicht Hofkriegsrath, wenn ein General eine bestimmte Aufgabe erhält, und wenn dann darauf gehalten wird, daß er diese ausführt. Den Sturmversuch unter dem Vorwande einer Unternehmung in die Ferne, die von Wind, dänischer und preußischer Flotte abhängig bleibt, aufzuschieben, ist nicht Lösung der Aufgabe."

Roon vertrat ganz dieselbe Ansicht und brachte sie in einem schon am 13. März an den König erstatteten kurzen Berichte sehr energisch zum Ausdruck. In demselben Schreiben erbat er die Erlaubnis, den General von Moltke einweihen zu dürfen [2]), bevor er über die Sache und die

[1]) S. 389 und 390 des Generalstabswerks.

[2]) Ressort-Eifersucht kannte Roon also nicht, wie man sieht; er selbst beantragte die Heranziehung des Chefs des Generalstabes zu den Beratungen, die sich nach dem bisherigen Gebrauche durchaus nicht von selbst verstand!

dem Prinzen Friedrich Karl zu erteilende Antwort Vortrag erstattete. Zugleich beantragte Roon baldige Entscheidung, „weil Gefahr im Verzuge." Der König erklärte sich durch Randverfügung noch am selben Tage einverstanden und gestattete auch, daß General von Moltke mit zum Vortrage käme. Am 14. März fand dieser gemeinschaftliche Vortrag statt. Aus dem Generalstabswerke, welches S. 388 und 389 darüber eingehende Mitteilungen macht, wissen wir, daß General von Moltke früher Zweifel an der Ausführbarkeit des Überganges nach Alsen vor Einnahme der Düppel-Stellung ausgesprochen hatte; für das Projekt selbst war er jetzt günstiger gestimmt, und im Anschluß an seinen am 14. d. erstatteten Vortrag legte er eine Denkschrift vor, welche in ihren Resultaten wahrscheinlich übereinstimmte mit seinem Berichte vom 24. März (Anlage Nr. 46 des Generalstabswerkes). Auf jene Denkschrift bezieht sich der nachstehende, am 16. März nochmals an den König erstattete Bericht Roon's:

„Ew. K. M. die mir zur Kenntnißnahme allergnädigst mitgetheilte Denkschrift des Gen. Lt. Frh. von Moltke allerunterhänigst zurückreichend, erlaube ich mir dazu folgende unmaaßgebliche allgemeine Bemerkungen, über deren Richtigkeit Allerhöchstdero Weisheit befinden wolle.

Die Denkschrift reproduzirt die Ansichten, welche Ew. Majestät am 14. d. M. in meinem Beisein vorgetragen wurden und die Allerhöchste Zustimmung fanden. Sie ist mit der vorsichtigen Behutsamkeit abgefaßt, welche dem commandierenden General — wie dies Ew. Majestät grundsätzlich wollen — die volle Freiheit für seine Entschließungen und Unternehmungen beläßt, neben der ganzen Verantwortlichkeit für dieselben.

Ew. Majestät wollen die Erreichung des durch Allerhöchste Befehle und Anordnungen vorgezeichneten Zweckes

aber auf die Wahl der Mittel zu diesem Zwecke keinen beschränkenden Einfluß ausüben. Demgemäß beurtheilt die Denkschrift auch eins der von dem commandirenden General ganz vertraulich vorgeschlagenen Mittel in einer durchaus ruhigen und objektiven Weise. Sie erklärt die Anwendung dieses Mittels, selbst ohne Mitwirkung der Flotte, für möglich, falls gewisse Eventualitäten eintreten sollten.

Indem Ew. Majestät daher die Denkschrift, mit Allerhöchst Ihrer Zustimmung versehen, S. K. Hoheit mittheilen, ohne über den qu. Plan etwas Weiteres zu sagen, entsteht die Gefahr, daß man, entweder die Ankunft der Flotte oder das Eintreten jener gewissen (oder vielmehr ungewissen) Eventualitäten erwartend, bis dahin nichts Ernstliches zur kunstgerechten oder gewaltsamen Ueberwältigung der Stellung unternimmt; daß man sich darauf beschränkt, wie bisher zu recognosciren, zu tasten, einzuschüchtern, aber im Wesentlichen d. h. zur Erreichung des von Ew. Majestät bezeichneten Zweckes der Ueberwältigung der feindlichen Stellung, keinen Schritt vorwärts kommt, so daß man, falls die Ankunft oder Mitwirkung der Flotte unmöglich wird, oder falls nicht etwaige andere günstige Eventualitäten eintreten, sich nach weiteren 4 Wochen in Bezug auf den vorliegenden Operationszweck noch genau so weit vom Ziele findet wie seither.

Dieser Gefahr bitte ich Ew. Majestät allergnädigst vorzubeugen, indem Allerhöchstdieselben, bei Uebermittelung der Denkschrift, es ganz bestimmt aussprechen, daß Ew. Majestät, ungeachtet der in der Denkschrift bedingt anerkannten Ausführbarkeit des Planes, sicher darauf rechnen, daß man inzwischen zu der von Ew. Majestät entschieden gewollten Erreichung des vorliegenden Operations-Zweckes mit Nachdruck und Umsicht alle die Mittel in Anwendung bringe, welche dazu reichlich bewilligt worden sind. Wenn das gestern

eingegangene Telegramm über die anscheinende Erfolglosigkeit einer Beschießung der feindlichen Werke aus 26 Geschützen berichtet, so beunruhigt mich dies sehr lebhaft, nicht weil ich an der Tüchtigkeit oder Wirksamkeit unserer Artillerie verzweifle, sondern weil ich darin der Vorstellung zu begegnen glaube, es sei überhaupt nichts zu machen als etwa durch Ausführung des vorgeschlagenen Planes. Soll dieser aber überhaupt ins Leben treten, was ja unter Umständen möglich und nützlich sein kann, so wird das doch nur dann unter günstigen Chancen geschehen können, wenn der Vertheidiger von Düppel durch den Nachdruck unseres Frontal-Angriffs so vollständig beschäftigt und absorbirt wird, daß er alle Kräfte anspannen muß, um sich seiner zu erwehren.

Noch eins muß ich wiederholt hervorheben.

Ew. Majestät Armee muß in diesem Feldzuge irgend einen erheblichen Erfolg gewinnen, um den erlangten Respekt im Auslande wie im Inlande nicht nur nicht zu verlieren, sondern in einem solchen Grade zu erhöhen, daß wir dadurch über viele Schwierigkeiten hinweggehoben werden. Ew. Majestät Armee brennt darauf. Sie fühlt, daß die Opfer, welche sie bringt, für des Thrones und des Landes Ehre und Größe gebracht werden und daß aus dem unvermeidlich vergossenen Blut reicher Segen für Preußen aufsprießen wird.

Aus allen diesen Erwägungen bitte Ew. Majestät ich allerunterthänigst, Sr. Königl. Hoheit bei Uebersendung der Denkschrift es ganz bestimmt auszusprechen, daß Sie, wiewohl die bedingte Ausführbarkeit des Planes anzuerkennen sei, dennoch mehr auf die unverzögerte, umsichtige, tapfere und nachdrückliche Führung des direkten Angriffs Ihre Hoffnung setzen, als auf die nur bedingt mögliche Ausführung eines Planes, den die Zukunft vielleicht nicht begünstigt.

In tiefster Ehrfurcht

v. Roon.

Prinzipiell wich Roon also von der Moltke'schen Auffassung besonders dadurch ab, daß er mit größter Energie auf eine baldige und sichere Entscheidung drängte und für das Übergangsprojekt sich wegen der so großen Unsicherheit der Chancen nicht zu erwärmen vermochte; auch Manteuffel teilte vor allem diese Auffassung: „Es giebt in der gegenwärtigen Kriegslage kein wichtigeres Kriegsobjekt als den Ruhm der Preußischen Armee", schrieb er in diesem Sinne in denselben Tagen an Roon, und beide suchten ein bezügliches Eingreifen zu erwirken. Es wurde auch soviel erreicht, daß in der Nacht vom 29. zum 30. März endlich die 1. Parallele eröffnet und zwei Nächte später bekanntlich der Batteriebau begonnen ward. Aber beides sollte doch nur die Aufmerksamkeit des Feindes ablenken, denn Prinz Friedrich Karl dachte noch an keinen ernsten förmlichen Angriff, blieb vielmehr bei seinem Vorhaben, mit ca. 20000 Mann auf Kähnen und Pontons bei Ballegaard über den dort 1900 m breiten Meeresarm nach Alsen überzusetzen. Alle Vorbereitungen waren so umsichtig als möglich getroffen worden, um dies schwierige Unternehmen in der Nacht vom 1. zum 2. April auszuführen. Der eingetretene Sturm jedoch, welcher auch die vorbereitete und geplante Unterstützung der Kanonenbotflottille von Stralsund aus unmöglich machte, ließ die Ausführung zunächst aufschieben; und als der Sturm auch in der folgenden Nacht anhielt, mußte der Plan bekanntlich ganz aufgegeben werden.

Roon hatte also mit seiner Auffassung Recht behalten. Die Schwierigkeiten jenes kühnen Projekts waren eben zu groß und unberechenbar, dasselbe war allzu abhängig von der Laune der Elemente. Leider hatten die dafür nötigen Vorbereitungen die Lösung der Hauptaufgabe, Überwältigung der Düppeler Schanzen, wieder erheblich ver-

zögert. Es vergingen u. a. noch mehrere Tage, bis die bei Ballegaard placiert gewesenen 50 schweren Geschütze in die Angriffsbatterien geschafft werden konnten. Indessen hatte Roon sofort am 6. April eine Allerhöchste Ordre an den Feldmarschall Wrangel, zur Mitteilung an den Prinzen Friedrich Karl, erwirkt, welche ausdrücklich befahl, daß „der direkte Angriff als der sicherere, wiewohl langsamere Weg nunmehr vorzugsweise ins Auge gefaßt werden solle." Schon einige Tage vorher war auch eine weitere erhebliche Verstärkung der Belagerungsgeschütze befohlen und in jener Allerhöchsten Ordre vom 6. April gleichzeitig der Generalleutnant Hindersin mit der technischen Leitung des gesamten Artillerieangriffs beauftragt worden. Zu jeder dieser Maßregeln hatte Roon die Initiative ergriffen, wie aus den von seiner Hand geschriebenen Ordreentwürfen ersichtlich. Die telegraphischen Remonstrationen, welche Prinz Friedrich Karl gegen die Ernennung Hindersin's an den König richtete, wurden zurückgewiesen, und erst von da an nahm der Angriff seinen ungestörten Fortgang.

Wie die militärischen und politischen Ereignisse inzwischen von außen her, d. h. von einer in den Zusammenhang nicht näher eingeweihten, wenn auch sehr einsichtigen Seite betrachtet und beurteilt wurden, ergiebt sich u. a. aus dem nachstehenden Briefe von Perthes; derselbe möge, nachdem einige minder wichtige vorangegangen, als ein solches Stimmungsbild hier seinen Platz finden:

Bonn, d. 1. April 1864.

„Mir ist, mein lieber und verehrter Freund, als wäre lange, lange Zeit vergangen seit dem Tage, an welchem ich zuletzt wenn auch nur schriftlich einige Worte zu Ihnen geredet; hätte ich gekonnt, wie ich gewollt, so würde ich mehr als einmal um 6 Uhr zum Bahnhof gegangen sein und Sie

heimgesucht, Sie gesehen und gehört haben, aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Manche schwere, sorgenvolle Stunde ist während der letzten Wochen an Ihnen vorübergegangen und hat sich Ihnen wahrscheinlich in Leib und Seele tief eingegraben und manche Wunde hinterlassen, die nur langsam oder gar nicht vernarbt. Halten Sie Haus mit Ihren Kräften und versäumen Sie kein Mittel, weder ein geistiges, noch ein körperliches, durch welches Sie sich Muth und frische Stimmung erhalten können. Was würde werden, wenn der König und das Land jetzt Ihr Wollen und Ihr Thun und vor Allem Ihre Persönlichkeit sei es auch nur auf Wochen entbehren müßte. Meine Gedanken haben Sie fast Tag für Tag begleitet und in dem Wirrwarr, welchen Strömung und Gegenströmung oder der Strudel einander jagender Einfälle oftmals herbeiführten, bin ich Ihnen vielfach nahe gewesen und habe schmerzlich meine Ohnmacht gefühlt, etwas sein und leisten zu können, wenn Sie jeden Morgen auf das Neue ausrufen mußten: nun tret ich wieder aus der Ruh und geh dem sauren Tage zu.

Manche geistig und körperlich düstere Stunde habe ich während des letzten Monats durchlebt. Die eigentliche Bedeutung unseres Auftretens in den Herzogthümern, die Möglichkeit nämlich, welche dasselbe der Regierung gewährte im eigenen Lande für längere Zeit Herr über die Macht der revolutionären Gesinnung zu werden, ist nicht mehr vorhanden. Wenn es wirklich, wie ich auch heute noch glaube, einen Moment gab, in welchem sich die Regierung zum Führer einer großen und allgemeinen Bewegung in Deutschland machen konnte, so ist dieser Moment jetzt doch jedes Falles vorüber, und die Regierung steht dem revolutionären Vordrängen in nur passivem Widerstand gegenüber, wie schon seit Jahr und Tag.

Mit dem Verschwinden des wesentlichen Interesses an dem Kriege gegen die Dänen tritt das, ich möchte sagen, locale Interesse an demselben in den Vordergrund. Überrascht sieht das Land auf die Leistungen der Truppen und ahnet mit Grauen die Größe des Opfers, welches Friedericia und die Düppelstellung noch kosten kann. Friedericia und der Düppeler Schanzenbündel wird, sofern nur militärischer Widerstand zu überwinden ist, etwas früher oder etwas später genommen werden; manches Auge wird den Jünglingen und den Männern, welche dort ihr Grab finden, nachweinen und was dann? Der Prinz von Augustenburg ist unmöglich, Christian IX. ist unmöglich, der Großherzog von Oldenburg, die Personalunion, die Annexion, die Theilung nach Nationalitäten ist unmöglich, und, wenn Alles unmöglich ist, so ist eben auch Jedes möglich. Möglich ist, daß wir aus den Herzogthümern abziehen, um Nichts, als um die Erfahrung reicher, daß wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht; möglich aber auch, daß wir eine Woche nach der Andern und, wenn viele Wochen vergangen sind, auch ein Jahr nach dem Andern, das heißt immer in Holstein und Schleswig sitzen bleiben nur deshalb, weil weder in Berlin, noch in Paris oder Petersburg irgend ein Mensch den Weg anzugeben weiß, auf welchem wir wieder herausgehen könnten; möglich. daß Pius des Neunten anscheinend nicht ferner Tod den österreichischen Truppen ihre Stellung diesseits der Adria statt jenseits der Königsau anweist, und daß dann die Kurzweil im Süden den Norden langweilig für Europa und daher um so interessanter für Preußen werden läßt. Möglich endlich ist noch viel, sehr viel Anderes: Garibaldi, Polen, Disraeli, Orient, Louis Napoleon und wer weiß, was sonst noch; selten wohl hat sich der Gang der Dinge in solchem Grade wie jetzt dem Willen, also auch

der Berechnung aller berufenen und unberufenen Führer entzogen. Auch rückwärts liegen noch viele Räthsel, welche Sie bei einem persönlichen Zusammenkommen freilich mit Einem Worte zu lösen vermögten; z. B. aus welchem Grunde oder auf wessen Befehl fand der von Arnis und Cappel angetretene und unter ungemeinen Anstrengungen beschleunigte Marsch des combinirten Armeecorps durch Angeln sein nächstes Ziel nicht in Flensburg, Gravenstein, Ulderup, sondern in Glücksburg? in welcher Verbindung mit diesem ursprünglich schwerlich erstrebten Ziel stand die Haltung, welche der Prinz, dessen Natur nicht die des Cunctators ist, Wochen hindurch im Sundewitt beobachtete? auf welchen Ursprung ist der seit dem 22. März bemerkbar gewordene, auffallende Rollentausch der österreichischen und der preußischen Brigaden in Jütland zurückzuführen? u. s. w. u. s. w. Wie vieles andere mögte ich Sie gerne fragen; wie gerne abgesehen von jeder Frage ein Paar Stunden mit Ihnen zusammen sein.

Auch Ihr jüngster Sohn, das junge Blut — ist nun wohl ohne Zweifel im Feuer gewesen; wenigstens hat Oidtman's Sohn, der bei demselben Regimente ist, einige kleine Gefechte mitgemacht. Von meinem Rudolf erhalte ich recht oft Briefe und freue mich ihrer; ich selbst schreibe ihm fast täglich, wenn auch manches Mal nur einige Zeilen; ich mögte seinem Sinne in unbeschäftigten Stunden so viel wie möglich die Richtung in die Heimath und in das Elternhaus geben, wo während der Osterzeit auch die beiden ältesten Söhne sind.

Gott schütze unsere Söhne; mir ist zu Mute, wie wenn in diesen Tagen sehr ernste Stunden derselben warten könnten; Gott schütze sie und sei mit unsern braven Truppen und mit uns Allen. Bewahren Sie mir ein gutes Andenken. Ihr Perthes.

Die Antwort Roon's darauf zeigt uns, daß er dem verschwiegenen treuen Freunde gern wieder einmal das Herz

ausschüttete, um diesen teilnehmen zu lassen an den Kämpfen und Empfindungen, welche während der letzten Wochen sein Inneres oft schwer beunruhigt, ja bestürmt hatten, und ihm den Wunsch nahe legten, trotz aller Überhäufung mit Geschäften dauernd, mündlich oder nötigenfalls schriftlich, in regem Verkehr mit einer verständnisvollen Seele zu bleiben. In diesem Sinne schrieb Roon:

Berlin, den 6. April 1864.

Mein theuerster Freund!

Ihren Zuspruch hatte ich schon lange schmerzlich vermißt, als Ihr Schreiben vom 1. hier einging. Seitdem sitze ich mit gespitzter Feder — natürlich nur im Geist — um Ihnen zu antworten. Aber wann? und was? — Wann? nun ich redete mit Ihnen in freien Augenblicken, aber mir fehlte die Zeit, auch nur die Feder einzutauchen für diesen Zweck. Das allseitige dienstliche Hineinreden und Hineinfragen und Fordern von Auskünften, Instruktionen, Antworten und alles dies mit dem ganzen, vollen, schweren Bewußtsein der Verantwortlichkeit für jede Silbe, die ich sprach und schrieb; daneben das eigene Sinnen und Denken über alles, was nicht von außen angeregt und gefragt worden; das Gestalten und Geltendmachen von größeren und kleineren Resultaten des eigenen Schaffens — o, welch ein beschämendes Gefühl der durch fremde Unzulänglichkeit bedingten eigenen: Alles dies hat mir in den letzten Tagen bis zum 3. des Monats fieberhafte Aufregungen, bitteren Grimm und manche andre häßliche Empfindungen verursacht und den ruhigen Gleichmut gar sehr beeinträchtigt, den der Mann haben sollte, namentlich derjenige, dem die Rolle einer wichtigen, in diesem Augenblicke vielleicht der wichtigsten Triebfeder zugeteilt ist. Gottlob, ich fand mich immer wieder,' und Gott hat es gnädig gefügt, daß manches, ja großes

Unheil abgewandt worden ist, wenn auch dessen Ursachen nicht aus der Welt geschafft worden sind. Sie begreifen, theurer P., daß ich in dem Sturm und Drang dieser Verhältnisse den Moment nicht gefunden, Ihnen zu schreiben. Dazu die Schwierigkeit in betreff des Was! Unbedeutende Allgemeinheiten genügen weder mir noch Ihnen. Spezielle Darstellungen der Situation, ihrer Motive und voraussichtlicher Entwickelung erforderten ein Buch. Und dennoch möchte ich Ihnen vieles sagen und darlegen, was erst durch die damit zu verbindende Objektivität auch für mich selbst zur bewußten Klarheit der Anschauung und Beurteilung gelangen würde. Dazu aber müßte ich mit Ihnen, jeden freien Augenblick benutzend, sprechen können; meine Feder kann das nicht leisten, und ihr fehlt der Wiederhall der lebendigen Gegenrede, welche mit dem Ausdruck auch den Gedanken berichtigt und schärfer zuspitzt. Solche Erwägung weckt von selbst den eigensüchtigen Wunsch, den zur Seite zu sehen, dem man nur unbefriedigend schreiben kann, und der uns als Lucifer, als Gedanken-Hebamme die nützlichsten Dienste leisten würde. Auch in Ihrem letzten Briefe sagen Sie wieder nicht ein Wort von Ihrer Gesundheit. Dies und die böse Aprilwitterung drängt daher den selbstsüchtigen Wunsch wohl zurück, wiewohl er in ungeschwächter Munterkeit fortlebt.

Den 8. Schon wieder Unterbrechung! Inzwischen habe ich gestern sehr freundliche Zeilen von Freund C. empfangen. Er teilt mir mit, daß Sie am 15. d. M. vor 25 Jahren das Band geschlossen, welches „das Starke mit dem Milden paart", welches des rechten Mannes schönstes Glück, des unrichtigen höchste Erdenpein zu werden bestimmt ist. Wie herrlich, daß ich Ihnen beiden dazu meinen wärmsten Glückwunsch aus voller Seele zurufen kann! Gott sei die Ehre! Aber wie dankbar und gerührt wir an solchen Tagen zu ihm

aufblicken, wie ernst blickt doch zugleich der tiefere Mensch in Vergangenheit und Zukunft! Wie viel fester umspannt man die Hand, an welcher man bisher die Pilgerfahrt hienieden gewandelt auf ebener wie auf rauher Bahn, durch Dornen wie zwischen Rosen, in der Schwüle wie in der Kühle des Lebens! Und der Wunsch für die Zukunft? O, wie eitel sind alle andern Wünsche und alles andre Sehnen gegen das eine wahrhaftige, allein berechtigte Ziel aller Erdenhoffnung und alles irdischen Strebens: das selige, gläubige Ende der Wallfahrt und mit der Zuversicht des Wiederfindens in einem freieren, aller Erdenpein und aller Erdennot enthobenen Dasein. Dennoch ist es wohl kaum Egoismus und Sünde, wenn wir daneben uns und denen, die wir lieben, auch für den Rest der Pilgerschaft leichte, helle Luft und Sonnenschein und Befriedigung mit unsern und ihren irdischen Bestrebungen und Lebensaufgaben in der Welt und ihrem Getöse, wie im engen, stillen Kreise der Familie und der Freunde, die uns Gott geschenkt, erwünschen und von Gott erflehen. — Wie gerne möchte ich an dem schönen Tage durch mein persönliches Erscheinen in Ihrem lieben, traulichen Familienkreise bezeugen, wie heiß und tief ich solche Wünsche für Sie, mein trauter Freund, und Ihre liebe und verehrte Gemahlin im Herzen trage. Aber — Sie wissen es — ich armer Sklave der Staats-Galeere, ich bin an meine Ruderbank gefesselt! — Da sind meine Gedanken wieder bei dem vorgestern berührten Wunsche. Ich erkenne freilich, daß C.'s Nachricht mir Schweigen auferlegt. Doch keineswegs ein unbedingtes. Ist der silberne 15. vorüber und erlauben es Ihre Gesundheit und die bessere Jahreszeit und Sie könnten sich entschließen, den besagten Hebammendienst anzutreten, so würde ich sehr heiter in die nächste Zukunft blicken. — Unbescheidenheit ist für einen Staatsmann nicht immer ein Laster.

— Kämen Sie, — und meine Frau, mit der ich diesen Wunsch besprochen, meint hoffnungsvoll, wie der Frauen Art, Sie kämen, — so sollten Sie genau so schlecht behandelt werden, wie im Herbst, aber verzeihen Sie, ich muß bei dem Gedanken innerlich einigemal Rad schlagen.

Weil Sie also kommen könnten, so dispensire ich mich heute von aller Politik, denn dies Faß anzustechen, dazu habe ich nicht Bouteillen genug. Ich beschränke mich daher auf noch einige Militaria. Von meinen Söhnen gute Nachrichten. — — — — Für alle unsere jungen Leute ist diese ihnen zwischen Tod und Leben erteilte Lektion sehr heilsam, und ich hoffe, wenn Gottes Gnade sie auch unversehrt heimkehren läßt, für ihr künftiges Leben davon einen segensreichen Einfluß. Die Stimme des Gewissens ist mit der obligaten Begleitung von Kugelpfeifen und Kanonendonner viel hörbarer und eindringlicher als unter Geigen und Flöten im Ballsaal und Theater. . . . . Gott hat unsre Kinder bisher glücklich vor allem Schaden bewahrt; ich habe ihrer eben gedacht am Sarge des Lieutenant von Eckardstein, der, am 28. schwer blessiert, seinen Wunden erlegen und hier zur Ruhe gebracht worden ist. Die Sorge um die Kinder aber, so natürlich und gerecht sie sein mag, muß doch nachstehen der Sorge um den Ruf der Armee und um das Ansehen unsers Landes. Aber auch in dieser Beziehung haben wir herzlich zu danken, daß bisher nichts unternommen und uns nichts begegnet, was uns in dem Betracht beschädigt hätte, wiewohl die Gefahr und zwar eine ganz bestimmte und greifbare sehr nahe lag. — Was den Gang der Dinge vor Düppel anlangt und die Kriegführung überhaupt, so hoffe ich, daß nun endlich der Schneckengang mit allerlei phantastischen Illusionen für immer beseitigt und abgethan ist, daß man endlich zu dem männlichen Entschluß

gekommen, mit dem Degen in der Faust zu erobern, was sich nicht stehlen und erlisten läßt, und daß diese Eroberung, wird sie eben so kunstgerecht als energisch betrieben, nicht zu kostspielig und blutig werden wird, wiewohl kostspieliger, als wenn man, wie man gesollt, bereits vor sechs oder neun Wochen zu dem Entschluß gelangt wäre. Aber große Worte sind nicht immer die Vorläufer großer Thaten und männlicher Entschließung. Doch darüber mündlich mehr! Ich muß jetzt aufhören, denn ich bin am Ende meins Könnens. Übrigens sorgen Sie nicht wegen meiner Gesundheit. Ich bin zähe und stürze höchstens, aber ich spanne nicht aus. Wohl kömmt mir das Fleisch abhanden, aber Knochen und Nervensaft halten vor.

Gott sei mit Ihnen und Ihrem ganzen lieben Hause! Die Meinen grüßen sehr warm und innig. Auch ich

Ihr treuer

von Roon.

In denselben Tagen schrieb General von Moltke über den weiteren Fortgang der kriegerischen Aktion an Roon u. a. folgendes:

Berlin, 7. April.

„— — Es ist wohl anzunehmen, daß . . . nun die ernstliche und gleichzeitige Beschießung der Stellung durch alle sehr bedeutenden Mittel der Artillerie bewirkt wird.

Die Landung auf dem nördlichen Theil der Insel Alsen halte ich immer noch für die entscheidendste Operation, weil sie durch Vernichtung des dänischen Landheeres den Krieg zu Ende bringt, was durch Wegnahme der Düppelstellung noch nicht erreicht wird. Sie ist aber, vollends jetzt, wo die Ueberraschung wegfällt, kaum anders ausführbar, als unter Mitwirkung unserer Flotte. Auf diese unsichere Eventualität hin können die Batterieen bei Ballegaard nicht armirt ge-

halten, der ernstliche Angriff auf Düppel nicht ausgesetzt bleiben. Gelingt es indeß unseren Schiffen auszulaufen, so wird bei sofortiger telegraphischer Benachrichtigung es auch möglich sein, ihnen binnen 24 Stunden in der Alsener Föhrde den nöthigen Schutz durch Strandbatterien zu gewähren, indem dazu schweres Geschütz entweder von der nach und nach ankommenden Artillerie-Verstärkung oder selbst vorübergehend aus der Angriffs-Parallele entnommen und durch gezogene Feld-6pfünder verstärkt wird. — —

Berlin, 8. April 1864.

„Euer Excellenz übersende ich beifolgend s. p. r. den Bericht des Hauptmann v. B.[1]) der sich auf dem Kriegsschauplatz befand, vom 6. d. M. Abends.

Prinz Friedrich Karl hält noch an seinem ursprünglichen Gedanken fest, bei Satruper Holz den Sund zu überschreiten und für diesen Zweck einen Theil der schweren Geschütze in Reserve zu halten. Man hat die zweckmäßige Auskunft ergriffen, dies Geschütz östlich Rackebüll zu placiren. Die Geschütze bleiben dabei nahe zur Hand, wenn man den Uebergang über das Wasser forciren will, was schließlich doch einmal geschehen muß.

Sonntag soll ein allgemeines 3tägiges Feuer eröffnet und dann gestürmt werden.

Mir macht die Sachlage ganz den Eindruck, als ob die Dänen wohl an einem der nächsten Tage die Düppelstellung räumen könnten, um ihre Armee in Sicherheit zu bringen. Die Landung auf Alsen event. auf Fühnen wird dann auf's Neue in Betracht treten.

v. Moltke.

---

[1]) v. Bronsart. Es ist dies der spätere General v. Bronsart II, der sich in den Jahren 1893—96 auch als Kriegsminister so hohe Verdienste um das Vaterland erwarb.

Auch am 11. April teilte General von Moltke weitere Berichte aus dem Hauptquartier des Prinzen vom Oberst von Blumenthal mit. Darin wird u. a. erwähnt: — — „Die Dänen haben eine Marine-Brigade formirt, die zu kleinen Landungen benutzt und auf 3000 Mann gebracht werden soll. Sie haben vor einigen Tagen unsern Ulanenposten an der Gjenner Bucht aufheben wollen, was ihnen nicht gelungen ist. Dann bedrohten sie Apenrade, wo sie uns — durch einen Spion gewarnt — wachsam und verstärkt fanden; und jetzt glaube ich wollen sie nach Fehmarn — — —"

Für die Insel Fehmarn, deren glückliche Überrumpelung seiner Zeit große Freude erregt hatte, war schon einige Zeit vorher der Minister von Bismarck besorgt gewesen, wie sein nachstehendes, schon Ende März geschriebenes Billet an Roon zeigt:

„Ist nicht 2 Compagnien in Fehmarn sehr viel zu wenig? Ole Bull wird Succurs von Alsen holen, den Fehmarn-Sund dänisch occupiren, und unsere beiden Compagnieen sind in der Mausefalle, wenn unsere Artillerie nicht besagten Sund beherrscht. Wir haben ja Truppen in Holstein übrig, warum sollten wir die Insel nicht stärker besetzen? Verzeihen Sie mir diese Majors-Betrachtungen.

Ihr v. B.

Bekanntlich wurde die Besatzung Ende März in der That verstärkt, und zwar auch durch Artillerie; und später stellte sich heraus, daß noch weitere Verstärkungen notwendig wurden, weil die Dänen wiederholt versuchten, sich der Insel wieder zu bemächtigen. — —

Beiläufig zeigt auch obiges Billet Bismarck's wiederum, wie freundschaftlich und innig seine Beziehungen zu Roon waren; und daß dies Vertrauen ein beiderseitiges und die Empfänglichkeit für die Ratschläge des Freundes eine gegenseitige war, beweist anderseits z. B. die folgende Zuschrift

Roon's an Bismarck, welche lediglich eine in des letzteren Ressort fallende Personalfrage betraf, zu deren Anregung Roon trotz seiner vielen militärischen und politischen Geschäfte noch die Zeit gefunden hatte, als er am 4. April 1864 an Bismarck schrieb:

„Um nicht oft Vergessenes nochmals zu vergessen, schreibe ich diese ganz vertraulichen Zeilen, dabei voraussetzend, daß Sie meiner Feder das freundschaftliche Vorrecht gestatten, was Sie meiner Zunge bisher immer versagt haben.

Haben Sie den Posten in Kassel schon wieder besetzt? Wäre nicht etwa Kamptz gut dazu? Und wollen Sie dann nicht dem General Röder den in der Schweiz geben? — Ich weiß, daß er Ihr und Ihrer Politik treuer Freund ist. Er kennt die Verhältnisse in der Schweiz und die Personen besser wie jemand sonst. Jedermann würde darum diese Wahl begreifen und billigen. Ueberdies ist R. bei Sr. Majestät persona grata. Auch würde damit nur eine vom hochseligen Könige gegebene Verheißung erfüllt, die lediglich durch die Intriguen des Herrn von Schleinitz, der seinen Neffen Kamptz vorzog, ins Wasser gefallen ist. —

Ueberlegen Sie die Sache, R. und seine Eigenschaften kennen Sie. Unter den letzteren ist die politische Zuverlässigkeit und Ergebenheit für Ihre Person und Politik gewiß sehr schätzbar, aber ich meine, er hat deren mehrere, die für einen Diplomaten recht wertvoll und unter den Adepten Ihres Ressorts recht selten sind.

Guten Abend!

Ihr

treuer Freund

v. R.

Bekanntlich war die Empfehlung erfolgreich. General v. Röder hat den Gesandtenposten in Bern bald erhalten und lange Jahre inne gehabt.

* * *

Wegen Mitwirkung der Flotte an den Unternehmungen gegen Alsen war Roon — in seiner Eigenschaft als Marineminister — auch mit dem Prinzen Adalbert in dauernder Verbindung. Er schrieb demselben u. a. ausführlich am 9. April, um ihn über die Verhältnisse bei der Armee, das Mißlingen des Uebergangs bei Bellegaard ꝛc. zu orientieren und zugleich aufzufordern, sich dennoch fortgesetzt bereit zu halten, um in einem günstigen Momente einzugreifen. Am 13. April beantwortete der Prinz-Admiral dieses Schreiben mit einem sehr eingehenden Berichte über die Situation, in welcher sich die preußischen Seestreitkräfte seit dem Seegefechte bei Jasmund befanden. Am Schlusse dieses Berichtes heißt es: „So sehr ich nun bedaure, meine Mitwirkung einem Unternehmen versagen zu müssen, welches auf die Situation unserer tapferen Armee einen so wesentlichen Einfluß zu üben bestimmt ist, ebenso sehr und noch dringender wird es mir zur Pflicht, die Machtlosigkeit zu betonen, in welcher unsere Marine sich gegenüber der täglich wachsenden Ueberlegenheit Dänemarks zur See befindet ꝛc."

Bekanntlich wurde — wohl hauptsächlich infolge dieses Berichtes, um die Mitte des April die Absicht, die Flotte bei den Unternehmungen des Landheeres mitwirken zu lassen, endgültig aufgegeben[1]).

Inzwischen war der Angriff auf die Düppelstellung seit dem 6. April sehr erheblich gefördert worden. Am 15. April schrieb General Moltke an Roon:

„— — Der auf gestern anberaumt gewesene Sturm ist infolge eines durch Oberstlieut. v. Strubberg (Flügel-Adjutant) überbrachten Schreibens Sr. Majestät des Königs verschoben. Heute Abend wird die 3. Parallele auf 200 bis 250 Schritt

[1]) Vergl. S. 466 des Generalstabswerkes.

vor den Schanzen herangelegt werden; am 16. oder 17. soll gestürmt werden, wenn nichts dazwischen kommt. — — —"

Ebenfalls am 15. April schrieb Feldmarschall Wrangel ausführlich an Roon und übersandte einen genauen Plan von Düppel und aller Angriffsarbeiten und Batterieen. „Die Armee," heißt es dann, „ist von einem unübertreffbaren Geist, nach Ruhm und Auszeichnung dürstenden Streben beseelt — um sich so des Vertrauens ihres heißgeliebten theuren Kriegsherrn würdig zu zeigen — und glauben Sie mir, der Sturm würde, auch heute unternommen, gewiß und zuversichtsvoll gelingen — doch des Königs Andeutung gegen den Kronprinzen, aber mehr noch das Schreiben an Prinzen Friedrich Carl, ist die Veranlassung, daß der Sturm noch um ein paar Tage herausgesetzt worden ist. — — Könnte ich an diesem Ehrentage, mit den Waffen in den Händen, meinen Tod finden — dann mein lieber Roon — würde ich der Glücklichste von allen sein und mein König und mein Freund würde mein nie vergessen."

Nach lebhaften Lobsprüchen über Haltung und Leistungen der Infanterie und Artillerie tadelt der Feldmarschall die Kavallerie, die trotz des sie beseelenden guten Geistes, den Vorposten- und Sicherheitsdienst zuweilen vernachlässige. Das sei 1807 und 1813/14 nie vorgekommen. — —

Am 16. oder 17. April ging die Disposition des Prinzen Friedrich Karl zum Sturm auf Düppel ein. Der König schickte sie sofort an Roon. General Manteuffel war mit der Disposition nicht einverstanden; man könne zwar nicht von weitem urteilen, aber man müsse doch die künstliche Zusammensetzung der Kolonnen tadeln. Wer kommandiert sie? wer die Reserve? wer das Ganze? Dann . . . dann ist nichts als Detail darin, dann — dann gefällt mir die ganze Disposition nicht.

Der König hatte bei Übersendung hinzugefügt:

B. 17. 4. 64. $^3/_4$ 11 Uhr Vrm.

„Mit Bezug auf die Anlage scheint es mir gerathen, den Prinz-Admiral zu benachrichtigen, chiffrirt, daß in diesen Tagen es zum Sturm auf Düppel-Schanzen kommen kann, so daß es nöthig erscheint, daß er von heute an, die Dänische Flotte in der Ostsee beschäftigt, damit sie nicht auch noch zur Unterstützung nach Alsen steuert. Der Prinz müßte zu ergründen suchen, ob etwa eine détachirung zu solchem Zwecke geschehen ist, um dann vielleicht einen Coup zu wagen.

Der Prinz F. K. hat mir die Disposition zum Sturm eben eingesendet und Oberstlieut. v. Strubberg schreibt mir, daß der 18. wahrscheinlich zum Sturm bestimmt sei! — während der Prinz nichts davon meldet. Jedenfalls ist eine Benachrichtigung an den Prinz-Admiral schleunig nöthig. Wenn Manteuffel Ihnen die heutige Meldung noch nicht sendete, so fordern Sie dieselbe gleich von ihm.

Wilhelm.

Unter diesem Briefe findet sich von Roon's Hand die Notiz: „Die Depesche an Prinz Adalbert sogleich aufgesetzt und um 1 Uhr expedirt. v. R.

Nach dem am 18. April ausgeführten siegreichen Sturme aber bevor nähere Nachrichten vorlagen, berichtet General Moltke wieder an Roon (19. April):

„— — Oberst v. Blumenthal schreibt mir, es habe erst die Ansicht vorgewaltet, man müsse sich mit Besetzung der Schanzen begnügen, ich glaube aber das wäre falsch, wir müssen wenigstens versuchen, beide Linien auf einmal zu bekommen, sonst können wir zum zweiten Male belagern. Ich fürchte, es kann etwas Massacre geben, unsere Leute sind bei ihrer sonstigen Gutmüthigkeit doch sehr erbittert

darüber, daß die Dänen bis zum letzten Moment schießen, dann die Gewehre wegwerfen und um Pardon bitten.

Von dem Uebergange der Brigade Goeben nach Alsen, welcher in hohem Grade entscheidend sein mußte, schreibt mir Oberst Blumenthal nichts: -- — — Nachricht hierüber wäre sehr wünschenswerth. v. Moltke.

General von Goeben hatte bekanntlich nur demonstriert, weil er für einen wirklichen Uebergang die Umstände nicht günstig genug fand.

Gleichfalls sofort nach Eingang der Siegesnachricht schrieb der König, wie es scheint an Manteuffel:

„Ich habe den undämpfbaren Drang der Armee vor Düppel meinen Dank selbst zu sagen. Ich könnte noch heute Abend oder morgen per extra Zug hindampfen und den dritten Tag zurück sein.

Sprechen Sie mit Roon. Was meinen Sie Beide? — Um 4 Uhr bin ich von Magdeburg zurück. Wilh.

„83 Kanonen!

4600 M. u. gegen 100 Offiziere gefangen. Unser Verlust 60 Offiziere, 6 todt und 600 Mann. — Blessirt GLt. Manstein und Raven leicht, Oberst Bentheim und Korth desgl. —"

Auch den Kronprinzen hatte der König von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt, wie nachstehende Depesche zeigt.

Flensburg, 20./4. 6[48] Nm.

Königs Majestät, Berlin.

Alle glückselig über diese unerwartete Freude. Garde im Marsch auf Friedericia, wird in Apenrade festgehalten werden, damit Du sie morgen noch sehen kannst.

Friedrich Wilhelm
Kronprinz.

Der König sandte das Telegramm an Roon mit dem Zusatze: „Ich habe geantwortet, daß die Garde jedenfalls halt machen soll, weil diese Operation gegen meinen Befehl durch sie begonnen hat. W.

Roon durfte bekanntlich seinen Monarchen auf dieser Reise zum Kriegsschauplatze begleiten und auch seinerseits die siegreichen Truppen begrüßen; er sah dort die Fahnen der vergrößerten Armee mit jungen Lorbeern wieder! Ein schönerer Lohn konnte ihm nicht werden; aber auch eine neue äußere Anerkennung empfing er durch die nachstehende Allerhöchste Ordre:

„Sie haben Mir bei der für den Staat so erfolgreichen Neuorganisation der Armee und in der umsichtigen Verwaltung Ihres umfangreichen Ressorts ausgezeichnet wichtige Dienste geleistet und haben somit zu den glänzenden Resultaten, welche ein Theil der Armee auf dem Kriegsschauplatze errungen hat, wesentlich beigetragen. Ich ergreife mit besonderer Genugthuung die Gelegenheit meiner hiesigen Anwesenheit, um auch Ihnen ein öffentliches Zeichen Meiner Königlichen Anerkennung dadurch zu geben, daß ich Sie zum Chef des Ostpreußischen Füsilier-Regiments No. 33, an dessen Spitze Sie bereits als Commandeur gestanden haben, ernenne. Mögen Sie hierin zugleich einen erneuten Beweis Meines Ihnen gewidmeten persönlichen Wohlwollens erblicken.

Flensburg den 23. April 1864.

Wilhelm

Die empfangene Auszeichnung war insofern eine besonders große, weil die hohe Ehrenstelle eines Regimentschefs nach sonstigem Herkommen nur den ältesten Generalen der Armee verliehen zu werden pflegt, während Roon sich damals noch in der Generalleutnantscharge befand.

* * *

Inzwischen waren außer dem Schwert auch die Federn sehr thätig. Als am 18. April 1864 die Entscheidung bei Düppel fiel, waren schon seit Wochen diplomatische Verhandlungen im Gange gewesen, welche bezweckten, den deutsch-dänischen Streit durch eine europäische Konferenz zu schlichten. Die englische Regierung hatte bei diesen Bestrebungen die Führung übernommen; sie sowohl wie überhaupt die neutralen Mächte standen damals mit ihren Sympathien auf seiten Dänemarks, so daß bekanntlich mehr als einmal eine europäische Einmischung und ein allgemeiner Krieg sehr wahrscheinlich wurden. Nur durch diese mindestens sehr wohlwollende Haltung der Neutralen gegenüber der dänischen Regierung erklärt sich auch die Zähigkeit, mit welcher letztere bei jenen diplomatischen Vorverhandlungen und auch während der Londoner Konferenz selbst ihre politischen Ansprüche und Ziele festhielt; hatte sie doch anfänglich sogar die von England gemachten Konferenzvorschläge ganz abgelehnt, weil sie damals (Ende Februar und später) bestimmt darauf rechnete, mit Hilfe von England und Rußland die deutschen Mächte auch ohne Konferenz zum Nachgeben zu zwingen. Anderseits war für die letzteren die Situation nicht ohne Schwierigkeiten: sie wollten sich keinenfalls in den Arm fallen lassen, aber sie wünschten ebenso dringend eine europäische Verwickelung, bei welcher die damalige Konstellation ihnen ungünstige Chancen bot, zu vermeiden. Die Verhandlungen mußten also nicht nur mit zielbewußter Thatkraft, sondern auch mit großer Behutsamkeit geführt werden, um die Neutralen nicht zu verletzen und immer wieder zu beruhigen. Das Ziel — welches aber nicht bemerkt werden durfte — war, vor allem für Preußen, den Termin für den Zusammentritt der Konferenz, da man diese selbst nicht vereiteln konnte, wenigstens möglichst lange hinauszuschieben.

Denn man wollte auf der Konferenz keinesfalls erscheinen, bevor ein entschiedener Erfolg auf dem Kriegsschauplatze erreicht worden war; und es war einer der ersten, nicht unwichtigen diplomatischen Erfolge Herrn von Bismarck's, daß es ihm in der Tat gelang, ohne sich mit den Neutralen zu brouillieren — jenes Ziel zu erreichen: die erste allgemeine Sitzung der Konferenz fand bekanntlich am 24. April, acht Tage nach dem Siege von Düppel, statt. Dabei wirkt die Erinnerung erheiternd, daß gerade Bismarck's intimste Gegner: der deutsche Bund und dessen Vertreter — Herr von Beust (!) ihm dazu dienen mußten, seine Absicht durchzusetzen. Denn die nachträglich beantragte Heranziehung des deutschen Bundes zu der Konferenz — welche preußischerseits mit ernster Miene für unerläßlich wichtig erklärt wurde — hat bekanntlich den Beginn der Konferenzarbeiten nicht unerheblich verzögert.

Noch lieber freilich hätten die preußischen Staatslenker es gesehen, wenn sie die Konferenz überhaupt hätten verhindern können. Denn gutes hatten sie nach der damaligen Situation von ihr keinenfalls zu hoffen. Roon sowohl wie die übrigen militärischen Führer verabscheuten überhaupt alle diplomatische Einmischung, welche bisher noch niemals den Erfolgen der preußischen Waffen entsprochen hatte; und um die Nachteile solcher Intervention möglichst zu vermindern, drangen sie nun mit um so größerem Eifer auf eine möglichst energische Fortsetzung der militärischen Operationen, eine Absicht, welche durch die am 29. April erfolgte Besitznahme der von den Dänen geräumten Festung Fridericia auch noch begünstigt wurde. — In diesem Sinne und als Resultat der in denselben Tagen stattgehabten Beratungen schrieb General von Manteuffel (am 30. April) u. a. an Roon:

„. . . . ich bin der Ansicht, Gen.-Lt. Falckenstein das Commando (in Jütland) und Generallieut. Moltke zum Feldmarschall (Wrangel) noch heute Abend! Der Feind ist demoralisirt und sucht seine Hilfe wo anders, als in der eigenen Kraft. Wären wir gleich nach Düppel auf Fridericia gerückt, so hätten wir es mit den Oesterreichern gemeinschaftlich nach kurzem Kampfe genommen; jetzt bin ich der Ansicht, so schnell als möglich nach Alsen und nach Fühnen. Ist der Feind ganz demoralisirt, so gelingt beides; stecken doch politische Finten dahinter, so wird es Nothwendigkeit, sie zu durchhauen, und das geschieht durch rasches, kühnes, energisches Handeln. Ich erachte es für zu wichtig, daß Gen.-Lt. Moltke sogleich abreist . . . es ist zu wichtig, daß die richtige Organisation in das Hauptquartier kommt. Falckenstein kann dann auch zeigen, was er kann, während man heute sagt, er habe die Oberkommando-Sachen mehr oder minder verwickelt. Die Situation ist militärisch und politisch so wichtig, daß die Hinsendung des Chefs des Generalstabes gerechtfertigt ist."

* * *

In denselben Tagen hatte Roon auch vom Freunde Perthes wieder mehrere Briefe erhalten, in welchen dieser hohe patriotische Freude, aber auch Bedenken gegen die von der preußischen Regierung beabsichtigte politische Lösung der Herzogtümer-Frage in nachstehender Weise erneut geltend machte:

Bonn, Montag d. 25. April 1864.

„Heute vor acht Tagen um diese Stunde begann, mein lieber und verehrter Freund, der Kampf, mit welchem eine neue Epoche in der Geschichte unserer Armee anfängt. Die Kraft, welche zu der großartigen kriegerischen That fähig machte, lag freilich schon vor derselben in der Armee, aber

diese war sich ihrer Kraft nicht bewußt, das Land kannte sie nicht und die Fremden mißkannten sie. Das Alles ist mit Einem Schlage anders geworden. Die Armee weiß, was sie ist und was sie kann und Preußen, Deutschland und Europa wissen es auch.

Mancher Mann, der seit Jahren schon rühmte, nur seiner Partei, aber nicht seinem Vaterlande anzugehören, hat jetzt zur eignen Überraschung gemerkt, dennoch ein Preuße zu sein. Mancher eng gewordene Hausvater, der lange schon glaubte, nur noch für die kleinen Leiden und Freuden innerhalb seiner vier Wände empfänglich zu sein, hat als die Nachricht von dem Kämpfen und Sterben der Helden für Ehre, König und Vaterland ihn erreichte, die Macht des öffentlichen Lebens an sich erfahren; manches Auge, welches der stete Anblick des politischen Absterbens trübe und düster gemacht, ist noch einmal hell aufgeblitzt im Angesichte der Zeichen kriegerischer Gesundheit, welche am 18. geschehen sind, und manches Herz, welches nur langsam und stockend das Blut durch die Adern trieb, hat noch einmal den mächtigen Pulsschlag des thatkräftigen Mannes gefühlt.

Gott sei Lob und Dank für diesen Tag: half er uns nicht, so konnte Manches doch auch anders gehen; Lob und Dank der Armee vom Könige und Friedrich Carl an bis zu den Hautboisten hin, deren Hohenfriedberger Marsch die Stürmenden begleitete. Lob und Dank auch Ihnen, mein lieber und verehrter Freund; Mancher nimmt jetzt den Hut ab, wenn er Ihren Namen nennt und Glückwünsche und Dankesäußerungen fließen Ihnen von allen Seiten zu, aber dennoch weiß ich, daß Sie auch meinen und meiner Frau und Tochter Dank noch dazu nehmen.

Große Opfer hat der Tag gekostet und viele Augen werden demselben noch lange nachweinen; wir sind bewahrt

geblieben, ich sage: wir, denn die Nachricht der heutigen Kölnischen Zeitung, daß Sie bei Ihrem verwundeten Sohne in Flensburg verweilten, ist doch gewiß ein Irrthum[1]); ein Offizier Ihres Namens, wäre, wenn er verwundet worden, längst von allen Zeitungen als verwundet aufgeführt.

Daß die Jäger schmerzlich fühlen, von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr im Satrupholz aufgestellt, am Montag ohne Antheil am Kampfe geblieben zu sein, läßt sich begreifen; ich selbst bitte zwar um Bewahrung meines Sohnes, aber ich lasse den Wunsch nicht in mir aufkommen, daß er an irgend einem Gefecht, an irgend einer Gefahr Theil nehme oder nicht Theil nehme; das stelle ich einzig und allein unserem Herrn im Himmel anheim.

Meine Frau grüßt mit mir auf das Herzlichste Sie und die Ihrigen.

Ich weiß noch nicht, ob ich Ihnen morgen wieder schreiben soll oder nicht und wie.

Ihr

Perthes.

Bonn, den 28. April 1864.

„. . . . . Ich möchte doch einmal ein politisches Selbstgespräch wieder zu Papier bringen; erschrecken Sie nicht; da ich aber an Ihrem Geburtstage Ihnen auch nicht auf kürzeste Zeit unbequem werden möchte, so bitte ich nachfolgende Zeilen nicht vor gänzlich zurückgelegtem 61. Jahre zu lesen.

An dem Successionsrechte des Augustenburger Prinzen auf Schleswig-Holstein, und wenn man mit recht großer Mühe sucht, vielleicht auch an dem auf Holstein lassen sich Seiten entdecken, die nicht unbedingt sturmfrei sind, aber

[1]) In der Tat war Roon's ältester Sohn, aber nur ganz leicht, verwundet worden.

auch die entschiedensten politischen Gegner der Augustenburger Succession werden schwerlich behaupten wollen, daß das Recht irgend eines andern Fürsten stärker oder auch nur ebenso stark wie das des Augustenburgers sei, und in den Herzogtümern sehen Adel, Städte, Bauern, Geistliche — Ausnahmen namentlich in Nordschleswig natürlich vorbehalten — in dem Prinzen Friedrich so unzweifelhaft ihren rechtmäßigen Herzog, wie die Brandenburger oder Pommern in Wilhelm I. ihren rechtmäßigen König.

Preußen hat weder den Beruf noch die Macht, einem jeglichen, der in Europa um sein Recht gebracht werden soll, zu seinem Rechte zu verhelfen, aber Preußen hat die Verpflichtung, darüber keinen Zweifel zu lassen, daß es die Frage, ob dieser oder jener die rechtmäßige Obrigkeit eines Landes sei, nicht als eine offene und gleichgültige betrachte, welche nach dem augenblicklichen politischen Interesse entschieden werden könne; in keinem Falle aber kann es Preußens Aufgabe sein, einen berechtigten Fürsten lächerlich machen zu helfen, weil er die von ihm begehrten Eigenschaften nicht besitzt und die seinem Rechte gebührende Macht sich den Unterzeichnern des Londoner Protokolls gegenüber nicht verschaffen konnte.

Holsteiner sagen: Der Augustenburger Prinz hat ein Recht auf uns, und wir haben ein Recht auf ihn, und darum ist er unser Herzog und muß es bleiben, mögen wir auch manches gegen ihn und vieles gegen seinen Vater, seinen Onkel und seine ganze Familie einzuwenden haben; als wir in Elmshorn die Hand für ihn aufhoben, haben wir dadurch einen Eid geschworen, und den Eid wollen wir halten als ehrliche Männer. Die Holsteiner, welche so denken und so sprechen — und es sind ihrer viele — stärken den Sinn für politische Ordnung und für politisches Recht, den Sinn für Obrigkeit und Königshaus; das Gegenteil aber thun

jene Aufsätze in der „Kreuzzeitung", und in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", welche den Prinzen und alle, die denselben — und wahrlich doch nicht ohne Grund — als ihren rechtmäßigen Fürsten ansehen, mit Hohn, Spott und Schimpf überschüttet haben.

Während die „Kreuzzeitung" gleich einem Revolutionär vom reinsten Wasser das Recht nicht achtet, weil ihr der Berechtigte nicht gefällt, proklamiert die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in einer Reihe seit dem 16. April erschienenen Artikel unverkennbar offiziösen Gepräges das wesentliche Prinzip der Revolution: suffrage universel, in welchem alle Forderungen der roten Demokratie ihr letztes Ziel, ihre äußerste Konsequenz finden. Das thut die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", während selbst Louis Napoleon nur eine Äußerung der Stände in den Herzogtümern als conditio sine qua non aussprach.

Manche Zeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß Bismarck das lange im Verborgenen gehaltene Gelüste, die Herzogtümer zu behalten, an den Tag gebracht und in der zweiten Woche des April das Wort Annexion an entscheidender Stelle gesprochen hat. Wo ist der Mann in Preußen, der so kalt rechnend, so schlau vorbereitend, so wenig wählerisch in den Mitteln zur Durchführung wäre, daß er dieses Ziel zu erreichen hoffen könnte; in jedem Fall aber ist es nur mit Louis Napoleon und nicht gegen Rußland zu erreichen. Die Hoffnung auf ein Zusammengehen mit Österreich und England ist abgeschnitten und die Geburtsstunde des politischen Monstrum einer Alliance Preußens mit Rußland und Frankreich, welche in dem Kopfe des damaligen Bundestagsgesandten zuerst auftauchte, hat geschlagen.

Wenn Preußen sich in auswärtigen Verhältnissen mit der Revolution verbündet, wird die Schwierigkeit, sie in den

inneren Verhältnissen zu bekämpfen, unüberwindlich. Die Bedeutung, welche der Besitz der Herzogtümer für Preußen hätte, ist groß, aber wenn die Erlangung des Besitzes den Kampf der Regierung gegen die Revolution erschwert, so erscheinen die Herzogtümer als ein Mittel des Bösen, Preußen in Versuchung zu führen.

Ich breche ab und fast thut es mir leid, das alles Ihnen geschrieben zu haben; erkennen aber werden Sie daraus, daß ich jetzt keine förderliche und keine erquickliche Gesellschaft für Sie sein würde; könnte ich Ihnen etwas sein oder auch nur bieten, so machte ich mich morgen auf den Weg.

Noch einmal den herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem Geburtstage . . .

Gram dürfen Sie mir nicht werden.

Ihr

Perthes.

Roon teilte, wie wir wissen, obige politische Auffassung nicht, wenn er ihr auch eine gewisse Berechtigung nicht bestreiten mochte; er antwortete schon wenige Tage darauf:

Berlin, den 30. April 1864.

Mein teurer P.!

Das Wort „werden Sie mir nicht gram", mit welchem Sie Ihren eben empfangenen lieben Brief schließen, hat nur einen Sinn, wenn Sie mich zu indentifizieren vermeinten mit dem Mann, nach dem Sie fragen, wenn Sie ausrufen, „wo ist der Mann in Preußen, der so kalt rechnend, so schlau vorbereitend, so wenig wählerisch in den Mitteln wäre, daß er dieses Ziel (der Annexion) zu erreichen hoffen könnte," ꝛc., und wenn Sie annehmen, ich fühle mich getroffen als Urheber oder Complice. Nun, in wie weit ich mich getroffen fühle, das kann ich Ihnen in der Kürze und

darum heute gar nicht sagen, ich kann Ihnen nur versichern, daß ich Ihnen unter keiner Voraussetzung gram werden könnte, auch wenn Sie mich in irgend einer Weise getroffen und mit getadelt hätten. Das wäre gegen alle Privilegien der Freundschaft, und ich halte auf solche. Übrigens hoffe ich aber B. und mich, wenigstens Ihrem unbefangenen Herzen gegenüber, rechtfertigen zu können, wenn ich nur so fliegend zu schreiben als zu sprechen vermöchte, wenn wir uns nur sehen und hören könnten. . . . . .

. . . . Die räthselhafte Räumung von Friedericia hat uns allen — hier und dort — für den Augenblick das Concept verrückt, und es muß zurecht geschoben werden, sei es mit oder ohne Österreich, diesen letzten Beisatz mögen Sie aber für nichts als für eine vage Vermutung halten, die eben so berechtigt als alle übrigen sein möchte, wenn man nach den unbekannten Ursachen grübelt, welche die Dänen veranlassen konnten, den einzig haltbaren Punkt jütischen Bodens, unter Aufopferung eines ungeheuren Materials und Preisgebung der der Zerstörung nicht zu entziehenden Festung, zu räumen, ohne eine Kugel mit uns zu wechseln. — Aber ich kann mich in diese Materie heute nicht vertiefen. — Waffenstillstand — Konferenz — politische Gruppierung der Großmächte — Succession — Annexion — Alliancen und Krieg und Frieden u. s. w. u. s. w. Alle diese Dinge rinnen so wunderbar und mannigfalt in- und durcheinander, daß man nicht eine Rubrik allein anzapfen kann, ohne die übrigen mit zu berühren und dazu gehört mehr Zeit, als mir heute übrig. Ich wollte Ihnen eigentlich auch nur herzlich danken für Ihre freundlichen und herzlichen Gratulationszeilen und Wünsche und kam so zu sagen nur aus Versehen gleich zu Anfang in die allerschwierigste Materie: Succession oder Annexion. Also nur herzlichen

Dank für Sie, mein teurer Freund, und Ihr ganzes liebes Haus. Ich werde zu Tisch gerufen und trinke im stillen auf Ihre und aller Freunde Gesundheit.

In treuester Liebe Ihr

R.

* * *

Auf dem Kriegsschauplatze war inzwischen die oben erwähnte wichtige Personal-Veränderung vor sich gegangen, indem General von Moltke schon am 2. Mai die Geschäfte des Chefs des Generalstabes beim Oberkommando und General von Falckenstein den Oberbefehl in Jütland übernommen hatte. —

Die Verhandlungen der Londoner Konferenz ließen indessen einen für die Erreichung weiterer militärischer Erfolge ungünstigen Ausgang befürchten. Unter diesem Eindrucke telegraphierte Roon am 6. Mai (chiffriert) an Feldmarschall Wrangel in Veile:

„Der König befiehlt: Die Festung Fridericia darf nicht verteidigungsfähig bleiben, wenn wir sie verlassen. Abschluß eines Waffenstillstandes, der die Räumung mitbedingt, scheint nahe. Daher muß sogleich geschehen, was noch geschehen kann. Es scheint entsprechend, wenn der Platz auf seiner Nordfront geöffnet wird. Nächste Conferenzsitzung: Montag den 9ten d. M.! Der Kriegsminister v. Roon.

Die am 12. Mai beginnende Waffenruhe beließ alle Truppen beider Parteien in den innegehabten militärischen Positionen, so daß die Sorge wegen Fridericias hinfällig ward.

Aber auch sonst war die Spannung und Sorge gerade in jenen Wochen, in denen die Londoner Konferenzverhandlungen stattfanden, für Roon sehr groß. Wußte er doch, wieviel auf dem Spiele stand, wenn diese glücklich begonnene

Aktion etwa etwa politisch resultatlos im Sande verlief. Am 24. Mai schrieb er u. a. an Moritz von Blanckenburg:

„Ob ich etwas zur Regulirung meiner alten Nerven in diesem Sommer werde thun können, hängt von Lord Pam, Louis Napoleon und einigen anderen hochgestellten Schelmen ab. Wenn wir wieder losschlagen, so kann ich schwerlich fort . . . Uebrigens stehen unsere Actien nicht schlecht, da unsere Politik im Ganzen und Großen obsiegen wird, wie ich hoffe. Die Annexion und ihre Möglichkeit wird übrigens nicht in London, sondern in Wien entschieden werden, da wir die Verbindung mit Oesterreich höher veranschlagen als alles andere. Es kommt nur darauf an, ob man in Wien die Herzogthümer uns lieber gönnt als dem Augustenburger, denn die Trennung von Dänemark ist nicht mehr zweifelhaft. Wenn man in Wien die nöthige Courage vorräthig hat, so wird man — gegen Compensationen — dort auch geneigter sein, uns die Vergrößerung zu gönnen, als der Augustenburger Herrschaft zuzustimmen, und das ist jetzt die alleinige Alternative. Sonderbar, daß der größte Widerstand gegen Preußens Vergrößerung bei uns selbst in einem gewissen Lager anzutreffen ist. Umsonst können wir aber nicht gefochten haben!"

An Bismarck hatte Roon sich schon einige Tage vorher wenden müssen, um ihn zu veranlassen, die neue Regelung der politischen und militärischen Situation in der Provinz Posen und an der ganzen russischen Grenze herbeizuführen. Durch Beendigung und Niederwerfung des polnischen Aufstandes war dies erforderlich geworden. Er schrieb darüber folgendes:

Berlin, 16./5. 64.

„Ich glaube vertraulich daran erinnern zu sollen, daß der General v. Werder beschieden werden muß hinsichtlich des von ihm beantragten Ausnahme-Zustandes, dessen Zweck-

mäßigkeit mir vollkommen einleuchtet. Wenn wir jetzt, nachdem man sich in Posen endlich zu einem Entschluß ermannt hat, die Sache todt schweigen oder im Sande verrinnen lassen, so können wir nicht klagen, wenn die Entschlußlosigkeit später als chronische Krankheit sich documentirt. Die jetzigen Polizei-Maaßnahmen sind ungesetzlich und der Aberglaube in Betreff gesetzlicher Ausnahme-Maaßregeln verderblich. Jedenfalls bitte ich die Sache baldigst erledigen zu wollen. v. Roon.

* * *

Wenige Tage später schienen die Befürchtungen, daß die Londoner Verhandlungen doch noch einen ungünstigen Ausgang nehmen könnten, wieder zu überwiegen. Es handelte sich um Verlängerung der Waffenruhe, und die deutschen Bevollmächtigten hatten den Antrag gestellt, daß der Herzog von Augustenburg als Souverän eingesetzt werden sollte. Die entschiedene Ablehnung dieses letzten Antrages seitens der Dänen nicht nur, sondern — glücklicherweise — auch seitens der Neutralen war noch nicht bekannt, als Roon sich gedrungen fühlte, seine Besorgnisse über zu große diplomatische Nachgiebigkeit ausführlich zu Papier zu bringen. Es geschah dies in folgendem an Bismarck gerichteten Schreiben:

Berlin, 29. Mai 64.

Lieber B.!

Eine dicke Backe verhinderte mich die Kirche oder Sie zu besuchen, was ich übrigens nicht für gleich erbaulich erklärt haben will. Ich fühlte während der einsamen Kirchenstunde das vielleicht ganz überflüssige Bedürfniß, zu Ihnen zu sprechen. Ich habe die mich drängenden Gedanken beigehend zu Papier gebracht. Eine neuliche Aeußerung von Ihnen über die Bedeutung der Stimmungen in der Armee, die mich salsa venia an ähnliche meines früheren Kollegen

A[uerswald] erinnerte, ließ mir keine Ruhe. Entschuldigen Sie mich, so gut Sie können, wenn ich Eulen nach Athen trug; am besten dadurch, wenn Sie Sich erinnern, daß Sie es mit dem treuesten Freunde zu thun haben, dessen Aufgabe es, um dieser Eigenschaft willen, sein muß, auch Widersprüche und Differenzen durch freimüthige Besprechung zum Austrag zu bringen

Herzlichst Ihr

v. Roon.

Beilage.

„Die Armee hat keine Berechtigung zu politischen Meinungs-Aeußerungen; sie ist das Instrument, von dem die Politik den geeigneten Gebrauch macht, dessen Existenz für den wirksamen Erfolg der diplomatischen Action zwar unentbehrlich, auf den dieser letzteren zum Grunde liegenden politischen Gedanken indeß niemals bestimmend einwirken darf.

Dieser Satz, theoretisch oder in abstracto vollkommen richtig, erleidet doch in seiner praktischen oder concreten Anwendung mancherlei Einschränkungen.

Es gab und giebt kaum eine Armee, welche sich lediglich als politisches Instrument, als Lanzette für den diplomatischen Operateur auffaßt und begreift; selbst bloße Landsknechte und Söldner werden, darüber hinaus, eigene durch Standes-Interessen oder Vorurtheile diktirte Empfindungen und Vorstellungen, Sympathien und Antipathien haben, die man nicht ungestraft ignoriren darf, weil die völlige Nichtbeachtung dieser Eigenschaften des Instrumentes seine Schneidigkeit und Brauchbarkeit in Frage stellen würde. Und je entwickelter das Standesgefühl in einem Heere sich befindet, desto empfindlicher und kitzlicher wird es für alles, was seine Interessen und Vorurtheile verletzt oder zu verletzen scheint. Ist aber die Politik in ihrer Ausübung die Kunst, welche mit Interessen und Vorurtheilen zu rechnen hat, so wird sie

sich auch ihre Aufgabe nicht dadurch leicht zu machen suchen dürfen, daß sie diese oder jene theoretisch nicht berechtigt scheinenden Interessen bei ihrem Calcül außer Betracht läßt.

Aber genug solcher allgemeinen Sätze!

In ihrer Anwendung auf unsere gegenwärtige Situation komme ich zu folgenden Resultaten:

1. Der Widerwille unserer Armee gegen die Fortdauer eines Waffenstillstandes, dessen Bedingungen — gleichgiltig durch wessen Verschulden sie stipulirt wurden — in ihrer Unbestimmtheit, Zweideutigkeit und offenbaren Nachtheiligkeit, den Besiegten zum Herrn in einem ihm mit den Waffen abgenommenen Lande, den Sieger eben daselbst zu einem kaum geduldeten Gaste in einer Herberge machen, dessen Dasein ihm durch alle Mittel raffinirter Chicane und Prellerei verleidet werden kann — dieser Widerwille ist m. E. völlig begreiflich und berechtigt.
2. Dieser Widerwille ist aber zugleich sehr beachtenswerth. Für die Würdigung diplomatischer Finessen fehlt in der Armee das entsprechende Organ; desto reger ist die Empfindung für die Unleidlichkeit der täglich gefühlten Demüthigung und Vernachlässigung der eigenen Interessen. Die Armee aber — und zwar nicht bloß die von den nachtheiligen Verhältnissen in Jütland unmittelbar betroffenen Truppen — legt die Nachtheile der Situation der Regierung und zwar zunächst den leitenden Organen ihrer Politik zur Last, und diese Imputation findet ihren Reflex in der Volksmeinung; nicht die Presse, sondern alle aus Jütland ins Vaterland kommenden Briefe tönen davon wieder. — Stützt sich aber eine Regierung — und dies ist unser Fall — vornehmlich auf den bewaffneten Theil

des Volkes und dessen Angehörige, so ist die Meinung des Heeres über das politische Thun und Lassen der Regierung gewiß nicht gleichgiltig.

3. Dieser letztere Satz findet seine allgemeine Anwendung, abgesehen von den jütischen Waffenstillstands-Verhältnissen, in vollstem Maße auch in Bezug auf die künftigen Friedensbedingungen. Die Armee, mit Freuden bereit, Blut und Leben für Preußens Ruhm und Erweiterung ferner hinzugeben, würde es als tiefe Kränkung empfinden, wenn — was hoffentlich nicht zu besorgen — ein fauler Frieden zu Stande käme. Volle Genüge würde nur die Einverleibung der Herzogthümer gewähren. Aber man hat auch in der Armee eine dunkle Vorstellung von den einem solchen Arrangement feindlichen Strömungen in gewissen hohen Regionen und erwartet daher nicht das Höchste, sondern nur Angemessenes und Preußens Würdiges. Man vertraut dem bisher als glücklich und geschickt bewährten Piloten, daß er, durch alle Klippen hindurch, das Schiff in einen sturmsicheren, guten, nicht in einen bloßen Nothafen leiten werde, in welchem zu verweilen eben so unmöglich sein würde als ihn wieder zu verlassen. Es ist überflüssig zu sagen, daß ein solcher Ausgang aller bisherigen ruhmvollen Operationen unserer Politik — das unrühmliche Ende des jetzigen Regiments in Preußen sein würde!

Berlin, 29. Mai 1864. v. Roon.

Auch in den nächsten Tagen waren Roon's bezügliche Besorgnisse noch nicht gehoben, wie aus seiner Korrespondenz mit Moritz von Blanckenburg hervorgeht. Blanckenburg hatte geschrieben: „ . . . ich habe das Buch von Warnstedt ge-

lesen und muß sagen, daß dadurch die Augustenburger Aktien steigen .... Würde nicht ein Dorf von Schleswig abgeben; würde mit dem Augustenburger demonstriren und prozessiren und, je nachdem, ihn einsetzen — wenn er Urfehde schwört und wir preußische Bataillone in Rendsburg und Kiel behalten" . . . Darauf antwortete Roon (am 31. Mai) u. a.: „ . . . ich bin Deiner Meinung: nicht ein Dorf von Schleswig möchte ich abgetreten sehen; leider hat sich Otto (Bismarck), wie ich fürchte, schon auf einen andern Boden gestellt; ich meine er hätte es nicht nöthig gehabt, denn an das Gespenst eines großen Europäischen Krieges glaube ich für jetzt nicht . . ."

An demselben Tage hatte Graf Bernstorff in London neue Instruktionen für die Konferenz erhalten; Roon fügte, nach Einvernehmen mit Bismarck, solche für Oberstleutenant von Stiehle (der nach London gesandt worden war) hinzu. Stiehle sollte dadurch „die Qualität eines militärischen Souffleurs und Wörterbuchs" für Bernstorff beigelegt werden. — —

Auch die allgemeinen Armee-Angelegenheiten beschäftigten Roon in diesen Tagen wieder lebhaft; denn am 3. Juni legte Manteuffel ein Promemoria über Avancements-Verhältnisse und höhere Stellenbesetzungen vor mit dem Hinzufügen, er erachte es für erforderlich, daß Roon selbst dem Könige darüber Vortrag halte und seine Ansichten ausspreche.

Ebenso blieb Roon in direkter Verbindung mit General Freiherrn von Moltke. Dieser schrieb ihm u. a.:

Louisenlund bei Schleswig, 5. Juni 1864.

Ew. Excellence geehrtes Schreiben vom 2. d. M. habe ich erhalten. Nachdem die Konferenz in London an diesem Tage zu keinem Resultate geführt hatte, sind diesseit alle Anordnungen getroffen, dahin, daß am Mittag des 11. Juni

alle 3 Corps in sich concentrirt stehen. Der Anmarsch beginnt im allgemeinen nicht vor dem 8ten d., so daß er contremandirt werden kann, wenn in der Sitzung morgen den 6ten eine Verlängerung der Waffenruhe beliebt und die Nachricht davon baldig und offiziell hierher mitgetheilt wird.

Sehr unerwünscht wäre eine Verlängerung auf sehr kurze Fristen, da jedesmal eine Concentration 6 Tage vor Ablauf befohlen werden muß.

Schwerlich wird man in London für die Verlängerung der Waffenruhe bessere Bedingungen jetzt noch durchbringen, als die einmal acceptirt sind. Das Verhältniß einer Armee im eroberten Lande, welche dennoch gehalten sein soll, „de ne pas entraver la marche du gouvernement ordinaire" dieses selben Landes — ist ein sehr eigentümliches. Wir gehen von der Ansicht aus, daß die Armee sich ihr Recht überall selbst nimmt, daß sie Vergehen gegen ihre Sicherheit und Autorität vor ihr eigenes Forum zieht und nach ihren eigenen Gesetzen aburtheilt. Ohne Reibungen kann das nicht abgehen, und es laufen täglich Beschwerde-Briefe vom Königl. Dänischen Commissar ein. Das Oberkommando läßt sich auf keine prinzipielle Discussion ein, sondern erledigt jeden einzelnen Fall so gut es geht. General Falckenstein erledigt die Dinge im Norden mit Energie, die nicht ohne Erfolg bleibt, dort ist einige Mäßigung nöthig, um nicht wirklich die Bedingungen des Waffenstillstandes zu überschreiten.

Rühmend anzuerkennen ist der Gehorsam des Oesterreichischen Corps-Commando's.

Für die nächsten Operationen ist allerdings eine größere Anzahl von Ruderern nöthig. Ich möchte nicht gern die Intentionen meines Commandirenden[1]) durchkreuzen, aber es

[1]) Dies war bekanntlich seit kurzem Prinz Friedrich Karl statt des abgerufenen Feldmarschalls Wrangel.

scheint mir vollkommen zu genügen, wenn 2, höchstens 3 Pontonnier-Compagnien in der Friedensstärke zu den schon vorhandenen hinzutreten.

Sie müßten wenn möglich am 10ten, spätestens am 11ten in Flensburg eintreffen, was sich von Berlin aus wohl noch nach Eingang des Resultats der Conferenz vom 8ten bewirken läßt.

Das Eintreffen einiger kleinerer Dampfschiffe in Flensburg und Kolding wird unser vortrefflicher Armee-Intendant besorgen.

Wegen einer bedeutenden Zahl kleinerer Kielboote wird das Nöthige von hier aus verfügt werden.

Für eine Expedition gegen Fühnen stehen nur Oesterreicher unmittelbar à portée. Das 3te Corps muß dazu erst nach Veile herangezogen werden.

Die Dänen stehn, soweit hier bekannt, noch mit 10 Bats. u. 20 Escadrons 3 Batterien nördlich des Liimfjord, und geben uns durch ihr Vorgehen vielleicht die Gelegenheit zu einer Schlacht im freien Felde. Das wäre das Wünschenswertheste. Muß diese Hoffnung aufgegeben werden, so bleibt nur Fühnen, wo allein den Dänen der Todesstoß versetzt werden kann.

Diese Operation war, wie Euer Excellence bekannt, Anfangs Mai beabsichtigt und vollkommen vorbereitet. Sie wurde verzögert, nicht durch eine Weigerung, aber durch die an und für sich ganz begründeten Bedenken der Oesterreicher; dann ganz verschoben durch den Waffenstillstand.

Wenn aber die Landung auf Fühnen sich als das einzige Mittel erweisen wird, Dänemark zu zwingen, werden die Oesterreicher jedenfalls mitgehen, und ich glaube, daß man sie füglich gar nicht davon ausschließen kann. Die Sache wird von Veile und Kolding aus durch preußische und öster-

reichische Brigaden, und zwar in der Stärke von mindestens 20 bis 25 000 Mann auszuführen sein. Das Commando muß dann der Prinz Friedrich Karl selbst übernehmen.

Für die politischen Mittheilungen bin ich sehr dankbar. Ich habe darin kein Urtheil. Soll das Land selbst befragt werden, was in diesem ganz besonderen Falle doch nicht ganz ungereimt wäre, so scheint mir die Fragstellung:

1. deutsch oder dänisch? dann dem deutschen Theil
2. augustenburgisch oder preußisch?

Viele der großen Grundbesitzer und höheren Verwaltungsbeamten würden sich jetzt in letzterer Richtung aussprechen.

In aufrichtiger Verehrung
v. Moltke.

Am 7. Juni schrieb Roon mit Bezug auf Obiges an Bismarck:

„Der König hat die von mir vorgelegte Ordre wegen Verstärkung der Pontonniere auf dem Kriegsschauplatze zu zeichnen sich bis dahin vorbehalten, wo Sie ihm über Annahme oder Ablehnung der 14 tägigen Fortdauer der Waffenruhe Vortrag gehalten hätten. So wenig wahrscheinlich es mir auch ist, daß die Ablehnung vorgezogen worden, daß mithin die Beeilung der Pontonnier-Frage geboten ist: so bitte ich dennoch, daß Sie mir hierunter mit zwei Worten sagen möchten, wohin das Zünglein der Wage sich geneigt, damit ich in keinem Falle versäume, zeitgerecht das Nöthige zu thun.

Herzlichst
v. Roon.

und Bismarck antwortete: „Oestreich hat bereits nach London für 14 Tage Verlängerung instruirt, allein unter der Bedingung daß wir einverstanden . . Se. Maj. war, in Abneigung Stintenburg[1]) wehe zu thun, von Hause aus Advokat

[1]) Gut des Grafen Bernstorff, des Botschafters in London.

der von Ihnen heut bekämpften Ansicht, jeder Vertretung derselben durch mich vorbeugend. Verlängerung auf 14 Tage also anzunehmen, und stelle ich anheim Ober-Commando demgemäß zu instruiren.

Ihr

v. B.

In Rücksicht auf die Stimmung der Neutralen gewährte Preußen denn auch bekanntlich) — trotz aller oben erörterten Bedenken — die Verlängerung der Waffenruhe bis zum 25. Juni. Damit war die Expedition nach Fühnen bis auf weiteres aufgegeben; und in den am 24. Juni abgeschlossenen Karlsbader Abmachungen wurde bald darauf von dem Uebergange nach Fühnen erneut Abstand genommen und zunächst die Besitzergreifung von Alsen und ganz Jütland als Ziel der gemeinsamen Operationen Preußens und Österreichs bezeichnet.

Zu den Konferenzen in Karlsbad befand sich, wie bekannt, König Wilhelm seit dem 18., Minister von Bismarck seit dem 19. daselbst, sodaß direkte Besprechungen mit Kaiser Franz Joseph und Graf Rechberg stattfinden konnten. Auch Roon ging am 23. Juni nach Karlsbad, wo er die Siegesfreude über die Eroberung von Alsen miterlebte, kehrte aber Anfang Juli nach Berlin zurück, während der König zur Kur in Karlsbad blieb und in seiner unmittelbaren Umgebung auch Bismarck.

Dieser schrieb u. a. am 8. Juli:

Lieber Roon

ich weiß nicht, durch wen die Mittheilung hierher gelangt ist, Wrangel beabsichtige den König hier zu besuchen. Lauer deprecirt dagegen. Er sagt die Kur verlaufe, ungeachtet S. Maj. nicht unter 3 bis 4 Glas Sect bei 3 Becher Sprudel trinken, so unerwartet gut, daß er sich vor jeder Aenderung in der täglichen Lebensgewohnheit und Umgebung

des Königs fürchte. Der Feldmarschall werde ihn geniren und aus dem Behagen bringen, ernst und eindringlich reden, u. dergl. mehr. Ich kann dem alten Herrn nicht schreiben, er solle fortbleiben, nur melden, was Lauer sagt, und Ihnen überlassen, ob Sie es utilisiren können. Sehr in Eile, trotz dem Bummler-Leben, aber stets in Treue

Ihr

v. B.

Weitere Korrespondenzen mit Bismarck in jenen Tagen, meist in Chiffretelegrammen geführt, beziehen sich u. a. auf eventuelle Unternehmungen der österreichischen und preußischen Flotte. Diese letzteren, sowie eine neu geplante Unternehmung gegen Fühnen, kamen aber bekanntlich nicht zur Ausführung, da Dänemark zuerst unter der Hand und am 15. Juli amtlich den Regierungen von Preußen und Oesterreich den Wunsch zur Einstellung der Feindseligkeiten und Anknüpfung von Friedensverhandlungen hatte ausdrücken lassen.

Auf die erste Nachricht hiervon schrieb Roon sofort an Bismarck:

Berlin, 15./7. 64.

„Im Begriff abzureisen empfange ich die Abschriften der an Prinz Fr. Karl und Prinz Adalbert ergangenen Waffenstillstands-Depeschen, und ich verschiebe die Abreise, um Ihnen. teurer lieber B., zwei überflüssige (?) Worte zu schreiben: Verzeihen Sie mir, wenn ich vielleicht Eulen nach Athen trage, aber ich kann es nicht lassen. — Daß Sie mit dem Gesammtstaats-Hannemann sehr anständig zu Rande kommen würden, wenn Sie allein das Erforderliche zu bestimmen hätten, ist mir nicht zweifelhaft, aber ich fürchte halt den Wiener Kleinmuth und Neid, indem ich erinnere, welches die Oesterreichische Losung war, die man Ihnen am 22. und 23. v. M. in Karlsbad entgegen gerufen hat. Ihr durch die

Ueberwältigung der K. K. Aengstlichkeit erlangter Ruhm steht auf dem Spiele und mehr noch, wenn jetzt die Wiener Friedensliebe Preußens Ehre einen Makel anhängt, indem sie uns zu einem faulen Frieden zu beschwatzen weiß. Wenn Rechberg vor 3 Wochen zu einem Frieden à tout prix bereit war, so traue ich ihm zu, daß er heute mit der Linie Flensburg-Tondern oder höchstens Apenrade-Tondern zufrieden sein würde oder wohl gar auf Gesammtsstaats-Ideen einzugehen bereit sein möchte. — Ich kenne die diesseitigen Motive zu dem bewilligten Waffenstillstande nicht, aber ich hoffe, daß man letzteren nicht bewilligt haben würde, wenn man nicht eine annehmbare Friedensbasis zugesichert erhalten hat. Als eine solche erscheint meinem politischen Sentiment nur eine vollständige Abtretung der drei Herzogtümer an die Alliierten (keinen Dritten) gegen die Herausgabe des eroberten Jütland. Dies wird auch hier allgemein, von allen Partheien, auch von unseren Kollegen ganz bestimmt erwartet, und ich zittere, wenn ich die Möglichkeit erwäge, daß man, aus Rücksicht für Wien oder wen sonst mit etwas wenigerem zu begnügen sich entschließen könnte. Bisher ging Alles vortrefflich, aber jetzt erst stehen wir vor der entscheidenden Krisis, zu welcher Düppel und Alsen und der diplomatische Sieg von Karlsbad nur vorbereitende Katastrophen waren. —

Aber nun bitte ich Sie herzlich, ergrimmen Sie nicht über Ihren alten Freund, daß er Ihnen vielleicht so ganz ungegründete, grillenhafte Besorgnisse zu erkennen gab; Ihre Freundschaft giebt mir ja ein Recht dazu. Dixi!

Ich will nun morgen nach Nürnberg fahren, dort den Sonntag zubringen (im Rothen Roß), Montag nach München fahren, dort schlafen im Marienbad, Dienstag nach Salzburg und Mittwoch nach Gastein gehen, und dort meine Kur beginnen, bevor Se. Majestät dort eintrifft. Und Sie? Natür-

lich werden Sie, der schwebenden Unterhandlungen wegen, beim Könige bleiben müssen. Wollte ich meiner Stimmung folgen oder könnte ich damit etwas nützen, so reisete ich am liebsten über Karlsbad. Mein bischen Weisheit habe ich aber in den vorstehenden Zeilen niedergelegt, von denen ich herzlich und heiß wünsche, daß sie Ihnen ganz, ganz überflüssig und unnöthig erscheinen mögen, weil Sie ohnedies wissen werden, was sich für uns und für Sie schickt.

Ist das liebenswürdige Bescheidenheit oder anmaßliche Überhebung meinerseits?

Ich hörte, daß Sie leidend wären. Ist das Ernst? Sie dürfen nicht krank sein, das ist Landesverrath! — J. Maj. die Königin A. hat successive alle Minister zur Tafel bei Sich gesehen, auch meine Frau für morgen zur Audienz befohlen, war gnädig und huldvoll wie in alter Zeit. Das bedeutet etwas!! Ist es meine Schuld, wenn ich zuweilen fürchte und nichts Gutes?

In herzlicher Ergebenheit

Ihr

v. Roon.

Inbetreff des Verkehrs mit Perthes ist hier nachzuholen, daß Roon den Freund schon im Monat Mai wiedergesehen und ausführlich gesprochen hatte, als er gelegentlich der Eröffnung der neuen Eisenbahn-Rheinbrücke bei Koblenz dort anwesend gewesen war. Einige seitdem empfangene kürzere Zuschriften von Perthes hatte er nicht beantworten können, aber am 15. Juli die Korrespondenz in alter Wärme wieder aufgenommen. An diesem Tage hatte er dem Freund geschrieben:

Mein teurer P.!

Wir haben uns recht lange geschont und verschont. Schon lange fühle ich das Bedürfnis, zu Ihnen zu sprechen, war aber ebenso lange nicht in der Lage, Stimmung und

Spannung, um meine dringendsten Bedürfnisse nach Gefallen berücksichtigen zu können. Heute, im Begriff nach Gastein abzureisen, und nach Abgabe meiner hiesigen Geschäfte, findet sich eine freie Stunde, und die bisher unruhig oscillierende, von so viel Eisen und Magnetpolen angezogene Magnetnadel meiner Gedanken spielt endlich wieder einmal kompaßrichtig auf den Freundschaftspol ein, und verweilt dort mit Behagen. Was möchte ich Ihnen aber alles sagen? Die Masse des Stoffes erstickt mich fast, und ich fürchte, ich werde eben deshalb meine Stunde verlieren, ohne gerade das Interessanteste berührt zu haben. Die Konferenz-Gaukelei liegt bereits weit hinter uns. Daß sie weniger im deutsch-dänischen, als vielmehr im englisch-französischen Interesse abgehalten worden, daß alle gestellten und verworfenen Bedingungen nur gestellt worden sind, um verworfen zu werden: das ist alles handgreiflich. Daß man jedoch in Wien von Anfang bis zu Ende äußerst schwachbeinig sich gefühlt und daher noch in der 11. Stunde, wenige Tage vor dem 26., den Versuch gemacht, uns, um der lieben Briten halber, zu einem Frieden à tout prix zu beschwatzen, dürfte weniger positiv bekannt sein. Ich traf eine Stunde vor der Wiederabreise des Kaisers in Karlsbad ein, der samt Rechberg in Wahrheit „gepantscht" nach Hause fuhr, nachdem er ungeachtet des Wiener Conseil-Beschlusses und aller Jeremiaden seines Finanzministers, als ein Convertit unserer Politik, die Fortsetzung des Krieges um jeden Preis beschlossen hatte: denn es war ihm erklärt worden, „wir werden — mit oder ohne Österreich — den Krieg fortsetzen". Dann rechtfertigte das englische Ministerium und Parlament die Richtigkeit unsrer Voraussetzungen, wiewohl wir auch durch Englands Fehdehandschuh nicht eingeschüchtert worden wären. Dann Wiederabschluß

des Zollvereins mit den uns wichtigsten Staaten, dann zu Peter und Paul die glorreiche Eroberung von Alsen, und es war zu erwarten, daß die Holters sich nun auch zum Angriff auf Fünen entschlossen haben würden, als der Wechsel in Kopenhagen und der Friedensvorschlag von dänischer Seite erfolgte. Hier aber hört leider mein positives Wissen auf — mit einem gestern Abend empfangenen Telegramm, nach welchem die Alliierten zu Land und Meer angewiesen werden, die Feindseligkeiten bis inkl. 31. d. M. einzustellen. Ich schrieb deshalb gestern Abend an B., ich hoffe, er werde den erworbenen Ruhm sich nicht durch österreichische Halbheiten und Flauheiten schmälern lassen; ich nehme nach dem Waffenstillstands-Telegramm an, daß man bereits annehmbare Friedensvorschläge in der Hand habe, daß diese aber ebensowenig in der Rückkehr zur „Gesammtstaats-Idee" als zur Linie Apenrade-Tondern oder gar Flensburg-Tondern bestehen könnten und dürften, sondern nur in der Abtretung der drei Herzogtümer an die Sieger, die dagegen Jütland zu räumen und zurückzugeben hätten. Ich hoffe etwas Überflüssiges geschrieben zu haben, denn wäre es anders, hätte man sich aus Rücksicht für den ängstlichen Alliierten zu einer andern Basis bequemt, so müßte m. E. das jetzige Kabinett von der Bühne abtreten. Selbst ein Waffenstillstand ohne sichere Basis wäre schon ebenso beschämend als nachteilig. Ich mache mir Vorwürfe wegen meiner Zweifel, aber ich habe bereits die Erfahrung gemacht, daß es manchem schwer wird, maßgebende Gedanken festzuhalten, — und nun die innere Politik! wie gewaltig wird sie beeinflußt durch die Erfolge der äußeren! Wir sind m. E. nahe daran, die Partie zu gewinnen, aber wir werden sie unwiederbringlich verlieren, wenn wir in der entscheidenden Stunde ins österreichische Kielwasser geraten und das Gewonnene gedankenlos

wieder aufgeben, trotz des daran klebenden teuren Blutes unsrer Söhne. B. kann an so etwas nicht denken, aber er ist müde und seit 8 Tagen körperlich leidend. — Was halten Sie von einem Schachzuge gegen unsre innern Feinde, darin bestehend, daß man die alte Kammer zur Bewilligung von Kriegssubsidien baldigst zusammenruft? B. und ich, wir sind entschieden dagegen, weil man den König eben diese Leute nicht zum zweitenmal um Geld ansprechen lassen kann, durch dessen Bewilligung sie Gelegenheit erhielten, sich in den Augen der urteilslosen Menge zu rehabilitieren, durch dessen Verweigerung aber der Credit Preußens in politischer wie in finanzieller Beziehung gefährlich beschädigt werden würde. Auf der andern Seite spekuliert man teils auf die Einschüchterung der Gegner, teils auf den Pessimismus, meinend, daß die nochmalige Ablehnung den Parlamentarismus überhaupt in Preußen ruinieren würde. — Noch habe ich meinen Widerstand nicht aufgegeben. Jedenfalls wird ein entscheidender Beschluß erst Mitte August, nach der Rückkehr Sr. Majestät aus Gastein, gefaßt werden. . . . ."

In seiner Erwiderung (Bonn, den 21. Juli) sagte Perthes u. A:

„Eine Stellung, wie jetzt, hat Preußen, mein lieber und verehrter Freund, nicht eingenommen seit dem elfmonatlichen Zeitraum, welcher mit der Schlacht von Lützen begann und mit der Einnahme von Paris endete. Diese Stellung verdanken wir unsrer Armee, der Kühnheit und Entschlossenheit ihrer Soldaten und der Vorzüglichkeit ihrer Waffen und Einrichtungen. Dem politischen Leiter wird die Geschichte seine ungemeine Dreistigkeit und das Verdienst, an die Armee geglaubt zu haben, unverkümmert lassen, im übrigen

aber ist es mir nicht möglich, der glücklichen Treffer des letzten Vierteljahrs wegen mein früheres Urteil zu ändern. Doch darüber läßt sich schriftlich nicht füglich reden, am wenigsten in Briefen nach Gastein. Nur das möchte ich noch auch in Beziehung auf die Geschichte des letzten Vierteljahrs bemerken: so gewiß wie zwei mal zwei vier ist, hätten wir die Erfolge ohne Sie nicht gehabt und einen sehr wesentlichen Teil derselben haben wir auch nur durch Sie gehabt. So viel Kraft möchte ich gern noch wieder gewinnen, daß ich Ihre Geschichte von Ihrer Versetzung nach Düsseldorf bis zum Frieden mit Dänemark . . . . . und bis zur Beseitigung des Konfliktes mit dem Abgeordnetenhause durch Beschluß vom . . . . aufzeichnen könnte."

In denselben Tagen hatte es großes Aufsehen erregt, daß am 21. Juli die Festung Rendsburg von preußischen Truppen besetzt worden war. Man erinnert sich, daß Holstein und damit der südlich der Eider gelegene wichtigste Teil von Rendsburg durch Bundestruppen, Sachsen und Hannoveraner, okkupiert worden war. Zwischen diesen und den preußischen Truppen schon wiederholt vorgekommene Reibungen hatten am 17. Juli zu schärferen Konflikten geführt. Durch letztere sah sich das Oberkommando in Schleswig veranlaßt, von Kiel u. a. O. aus Truppenabteilungen gegen Rendsburg in Marsch zu setzen. Der Ausbruch des „deutschen Krieges" schien damit in bedrohliche Nähe gerückt. Zwar wurde er noch einmal vermieden, weil die Bundestruppen, dem Zusammenstoße ausweichend, Rendsburg ohne Kampf räumten; aber die politische Welt war doch durch diese Vorkommnisse in hochgradige Aufregung versetzt worden; und auf diese bezieht sich Roon's Bemerkung in seinem nachstehend im Auszuge mitgeteilten Briefe an Perthes:

W. Gastein, den 27. Juli 1864.

. . . . . .

„Ihre Äußerung über unsre politische Lage finde ich sehr zutreffend, wie sehr auch die Demokratie und Herr von Beust & Comp. jetzt über die Rendsburger Gewaltthat schreit.

Ihre Gerechtigkeit in betreff B.'s scheint mir noch immer nicht gerecht zu sein. Daß Sie meinen, ohne die Mitwirkung Ihres morschen Freundes wäre doch alles anders gekommen, will ich in dem Sinne nicht bestreiten, als das Ministerium ein organisches Ganzes ist, dessen Wirksamkeit natürlich von der Beschaffenheit der einzelnen Räder und Federn der Maschine abhängig sein muß. Aber B. ist doch ein außerordentlicher Mann, dem ich wohl helfen, den ich ergänzen und hier und da korrigieren, aber nicht ersetzen konnte; ja, er wäre nicht auf dem Platze, auf dem er steht, ohne mich, das ist ein historisches Faktum, aber bei alledem ist er Er selbst! Das wird er hoffentlich auch jetzt in Wien beweisen, wo die Dinge gut zu gehen scheinen, wiewohl die Freunde, nicht der Feind, mir einige Bedenken einflößen. Es ist ein disparates Gespann B. und R.![1]).

Sie sprechen, mein teurer, lieber Freund, in Bezug auf mich den Wunsch aus, daß Ihre Gesundheit Ihnen gestatten möchte, die Geschichte der letzten Jahre schreiben zu können. Diesen Wunsch teile ich von Herzen, wiewohl vorzugsweise in Ihrem Interesse und in dem der Sache. Ich bin überzeugt, und die vorliegenden Proben bestätigen dies, daß Ihr Geist und Ihre Feder dazu vorzugsweise befähigt sind, und ich glaube, Sie sind auch im Besitz aller

[1]) Bismarck und der österreichische Minister Rechberg sind gemeint.

Fäden und Triebfedern der Thatsachen, sowie der Kenntnis der handelnden Personen, mehr wie irgend jemand sonst. Was meinen Anteil an dem Geschehenen anbelangt, so war er, nach Gottes Willen, freilich nicht unbedeutend. Dennoch habe ich schlechthin gemacht nur weniges, bei weitem das Meiste ist geworden unter gleichzeitiger Thätigkeit verschiedener, oft kontrastierender Bestrebungen und Wirkungen, wie dies meist überall bei allem historisch Werdenden und Gewordenen zu geschehen pflegt. Das Parallelogramm der Kräfte richtig zu konstruieren und zwar aus der Diagonale, d. h. aus dem Gewordenen, was man allein deutlich erkennt, Natur und Maß der wirkenden Kräfte und Personen zu abstrahieren, auch wo man diese Kräfte nicht genau kennt: das ist die Arbeit des historischen Genius, der sich im Kombinieren allein, nicht im Kompilieren dokumentiert, darum wäre diese Aufgabe recht eigentlich für Sie, wollte Gott Ihnen die Gesundheit dazu verleihen!

Mit diesem herzlichen und wahrhaft uneigennützigen Wunsche Ihr

R.

* * *

Inzwischen hatten die von Dänemark begehrten Friedensverhandlungen nach Abschluß einer zunächst nur bis zum 31. Juli gültigen Waffenruhe bekanntlich am 25. Juli in Wien begonnen. Preußen war dabei, wie auch in vorstehendem Briefe mitgeteilt, durch den Ministerpräsidenten von Bismarck selbst vertreten; um Auskunft über militärische Fragen zu geben, war Oberstleutnant von Stiehle zu seiner Verfügung gestellt worden und aus dem Hauptquartier der verbündeten Armee daher gleichfalls nach Wien gegangen. Roon dagegen begleitete den König nach Gastein.

Von Wien aus schrieb Bismarck am 25. Juli:

Lieber Roon

im Begriff zur Conferenz zu gehen, zwei Zeilen. Der Hannoveraner schlug mir eben vor, durch Räumung Rendsburgs und Einrücken von Hannöverischen Truppen ihnen militärische Satisfaction zu geben, dann wollten sie nachher aus Holstein ganz abziehen.

Ich sagte, das ginge nicht, der König glaubte Seinerseits Satisfaction durch Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen, die unsere Posten angegriffen, zu fordern zu haben. Ich kann in der Sache ohne Auftrag Sr. Maj. nicht verhandeln, und müßte erst selbst bei'm Könige sein, ehe ich mich damit befaßte. — Schiffe in Waffenruhe nach dem Kampfplatz halte ich nicht für ehrlichen Krieg. Rechberg sehr betroffen über den Gedanken.

Eiligst Ihr

v. B.

Am folgenden Tage, 26. Juli, rapportierte Oberstleutnant von Stiele an Roon, er sei soeben in Wien angekommen ꝛc. ... „Es geht hier aus Allem der entschiedene Widerwille hervor, die Operationen auf die beiden dänischen Inseln auszudehnen und die Kaiserliche Escadre in die Ostsee oder in das Kattegat zu senden.

Ich brachte hierher die Anschauungen des Hauptquartiers mit, daß, wenn Englischen Drohungen einmal Trotz geboten würde, es den Krieg sicherer und schneller beenden würde, wir gingen mit Hilfe der Flotte von Ebeltoft bei Horsens aus nach Seeland, statt nach Fünen, weil nur die Bedrohung von Kopenhagen die dänische Demokratie bezwingen kann.

Wird aber selbst nur die dänische Escadre durch die Nordsee-Flotille wie bisher festgehalten, so läge die Expedition

einer Division des 2. Armee-Corps von Rügen oder Stralsund aus nach Seeland mit Hilfe unserer Ostsee-Escadre nicht außer der Möglichkeit, wir halten während der Zeit die feindliche Armee am kleinen Belt fest.

Alle diese Betrachtungen werden müßig, wenn heute oder morgen ernsthafte Friedens-Basen gewonnen werden, — es sind nur noch fünf Tage bis zum Wiederbeginn des Krieges!

Hier ist Alles mit dem Rendsburger Vorfall beschäftigt und — erregt. Feldm. Lt. von Franckh sagte mir jedoch: „Bestätigt sich eine ernsthafte Bedrohung der Preußischen Lazarethe durch die Hannoveraner, dann kann Niemand Ihnen das eingeschlagene Verfahren verdenken." — —"

Die Unterhandlungen nahmen bekanntlich einen sehr schnellen und glücklichen Verlauf. Dänemark mußte sich überzeugen, daß von den Neutralen keine Hilfe mehr zu hoffen war, und gab infolgedessen allen Widerstand als nutzlos auf.

Wie gut und schnell die Erledigung erfolgte, ersieht man aus folgendem Depeschenwechsel, den die befreundeten Staatsmänner schon am 30. und 31. Juli austauschten.

Kanzleivermerk: Wien, den 30. Juli 1864.

Telegramm Bismarck's an Roon.[1])

Kriegsminister von Roon

Gastein.

tel. chiffr.
(Kanzleivermerk: Chiffr.
zur Station 10 Uhr Abends.)

Privat. Sollte der König Zweifel haben, die heute telegraphierten Präliminar- und Waffenstillstands-Bedingungen

[1]) Nach eigenhändigem Concept Bismarck's.

zu genehmigen, so bitte ich dringend, diese Zweifel mit aller Anstrengung zu bekämpfen. Ich kann telegraphisch nicht erschöpfend motivieren, und wenn der König bei einem im Großen so günstigen Abschluß wiederholt wegen Detail-Sachen mit kategorischen Telegrammen eingreift, so kann ich kein Augenmaß für die Situation behalten. Will S. Maj. mehr fordern, als ich nach der Gesammtlage ohne Schaden möglich halte, so ist es nicht richtig, daß ich selbst hier bin. Werther kann die Eröffnungen ebenso gut machen, und ich den Urlaub zur Kur antreten, ohne den ich fürchte ernster Nervenkrankheit entgegen zu gehen."

Antwort Roon's:

Telegramm.

Gastein, den 31. Juli 1864.
9 Uhr 45 Min. Vorm.
10 — 35 — "

An
den Preußischen Ministerpräsidenten.

Entzifferung.

Privat. Ich rufe Beifall von Herzen. Was Sie wünschen, muß ich aus Ueberzeugung ohne Umschweif thun. Ich werde dem Könige in nächster Viertelstunde vorschlagen zu telegraphiren: „Auf den Mir ausgedrückten speciellen Wunsch Sr. Majestät des Kaisers genehmige ich den Abschluß, wie er Mir vorgeschlagen."

Ich freue mich Sie bald hier zu sehen, und wünsche, daß der König Ihr baldigstes Herkommen anordne.

(gez.) v. Roon

* * *

So war Roon also berechtigt, am 3. August seiner Gemahlin aus Gastein zu schreiben:

„ . . . ich eile Dir zu sagen, daß Alles gut geht, sowohl die vaterländischen Angelegenheiten einschließlich der Gesundheit des Landesvaters, als die der Familie, namentlich des Hausvaters. Gestern Abend kamen unter einem krachenden Donnerwetter Moritz (Blanckenburg) u. Th., später auch Bismarck glücklich hier an. Die Freude war groß, auch die des Königs, der Bismarck die gnädigsten und herzlichsten Worte adressirte, wegen des glücklich und glorreich hinausgeführten Friedenswerkes, welches in der That auch alle Erwartungen übertrifft. Zwar ist der eigentliche Friedensschluß noch nicht erfolgt, aber abgesehen davon, daß Bismarck hofft, er werde in 3 Wochen etwa zu Stande kommen, da es sich bloß noch um Formalien und Nebenbedingungen handelt, so ist auch die Hauptsache wirklich geleistet, da die Dänen den Verbündeten die drei Herzogthümer abtreten und wir bis dahin Jütland unter den gegenwärtigen Bedingungen im Besitz behalten; und dies Alles ist in aller Form stipulirt und von den beiderseitigen Regierungen genehmigt und verbrieft! Wir werden nun unsere Truppen reduziren und theilweise ins Vaterland zurückziehen, da gleichzeitig ein bis zum Friedensschluß dauernder Waffenstillstand ausgemacht ist. Das Uebrige wirst Du binnen Kurzem in den Zeitungen lesen, also basta!

Wie dies Alles so glücklich gekommen, das ist Gottes Wille, der den Uebermüthigen in Kopenhagen plötzlich Verzagtheit ins Herz goß, und wenn man die weiteren Nebenumstände kennt, die sich aber zur brieflichen Mittheilung nicht eignen, so muß man Gott doppelt danken . . .

. . . Der König reist am 14. oder 15. von hier ab, nach Baden? nach Wien? Ersteres wahrscheinlich, letzteres nur möglich, aber sehr wünschenswerth; ich muß aber, um 21 Bäder zu nehmen, noch einige Tage länger bleiben, weil

ich alle Donnerstage ausgesetzt habe und aussetzen mußte, da ich meine Vorträge nicht aussetzen konnte, und geistige Anstrengung sich mit dem Baden nicht verträgt.

Abends. Wir sind heute hier viel herumgestiegen, d. h. Moritz, Th. und ich, und Nachmittags war auch Bismarck mit seinem „zerknüllten Hut" in unserer Begleitung. Beschreibungen nutzen nichts, besonders schriftliche, wenn man nicht sehr ausführlich sein kann, und für mündliche Mittheilung muß auch noch etwas übrig bleiben. — M. und Th. bleiben bis zum 6. hier. Giebts Gott, spritzen wir dann mitsammen in die „Futsch", worauf sie über Gosau und Aussee, Brück ꝛc. nach Wien fahren . . . Was meine ferneren Pläne anlangt, so ist das wahrscheinlichste, daß ich am 20. August, vielleicht einige Tage früher oder später, wieder in Berlin sein werde . . ."

Wenn vorstehende Mitteilungen im ganzen Roon's Zufriedenheit mit seiner damaligen Gesundheit bezeugten, so kamen doch auch wieder Tage hochgradiger Nervenabspannung, in denen er sogar die Heilkraft der Gasteiner Luft gänzlich bezweifelte. In einer solchen Stimmung hatte er Anfang August an Perthes geschrieben. Sofort aber war auch der Freund mit treuem, tröstendem Zuspruch ihm wieder zur Seite. P. antwortete umgehend:

Bonn, d. 6. August 1864.

„Erklärlich ist es freilich, mein lieber und verehrter Freund, aber deßhalb nicht weniger unangenehm für Sie und nicht weniger schmerzlich für Ihre Freunde, das Ihre Nerven mehr und mehr spüren, was seit Jahren ihnen zugemuthet ist. Die große Verantwortlichkeit, welche Sie auf jedem Schritt und Tritt mit sich umhertrugen, das Getrampel roher, das Gebeiße hämischer Menschen, die Bekämpfung

der Feinde, die Leitung und Corrigirung der Freunde, das Gefühl der Befriedigung, der Mißmuth über Erfolglosigkeit, der Siegesjubel und die Spannung in manchen bedeutenden Augenblicke und wie viele politische Leiden und Freuden noch außerdem haben Ihnen in raschem Wechsel bald hoch erhobene, bald schwer gedrückte Stimmungen zugeführt. Eine große politische Stellung zehrt am Menschen, verbraucht die Körperkräfte und regt nicht allein an, sondern auch auf; Sie haben dargethan, daß Sie nicht allein geistig sondern auch körperlich berufen sind dort zu stehen, wohin Sie durch höhere Hand geleitet worden sind. Noch aber ist Ihre Laufbahn nicht geendet; nach Innen wie nach Außen ist der hohe Berg, der tiefe Graben, über den wir müssen, noch immer nicht hinter uns, sondern vor uns, und Sie müssen frisch und muthig und kraftvoll bleiben, wie Sie es waren, bis Sie unsere Truppen nach Alsen durch manche heiße Stunde gebracht. Dem warmen Wasser in Gastein vertraue ich weniger als der frischen Luft, und der frischen Luft des Gebirges weniger als dem belebenden und kräftigenden Gefühl, daß wir Sie zur Zeit weder nach Innen noch nach Außen entbehren können, und Sie daher so oder so sich mit Ihren Nerven zu arrangiren haben. —

Möge Wasser, Luft und Gebirge Sie stählen, mein lieber Freund.

Ihr

Perthes.

Auch waren die Freundesworte nicht vergeblich, wie sich aus nachstehender, noch in Gastein verfaßter Antwort Roon's ergiebt, die auch noch andere Mitteilungen enthielt:

„. . . . . Ich muß Ihnen noch danken für Ihren freundlichen Zuspruch in betreff meiner überflüssigen Klage. Sie haben freilich gut reden! Ich muß also weiter, weiter,

weil ich bis hierher gegangen bin, und obgleich ich immer krummer und älter werde. Ich muß? Nein! Wollte ich unbedingt ja dazu sagen, so wäre das eine lächerliche Selbst-Überschätzung; kein Mensch ist unersetzlich, und wird ein Messer lahm und stumpf, so soll man, wenn's Nieten und Schleifen nicht mehr nützt, ein neues anschaffen. Ich muß gewiß nicht, aber ich werde meine Bürde weiter tragen, so lange ich kann, und es ist immerhin möglich, daß mir Gott durch die hiesige Nixe und die herrliche Luft wieder etwas mehr Spannung und Atem giebt. Ich bilde mir auch zuweilen ein, so etwas zu fühlen. Aber meine hiesige Zeit ist auch schier um. Am 15. reist der König ab und zwar nach — Wien, wo er aber erst am 20. eintrifft, weil der kaiserliche Geburtstag am 18. d. M.. B. begleitet ihn und bleibt wohl länger da, um Feuer hinter die Friedensverhandlungen zu machen. Ich bin jetzt beim Abrästen, was ohne Friktion und Widerstand freilich nicht geht und überhaupt cum grano salis geschehen muß, aber doch unerläßlich ist, damit wir nicht einem außer- (richtiger) unordentlichen Landtage in die Hände fallen. Denn noch haben wir Geld, nötigenfalls viel Geld, aber es wäre unverantwortlich um deswillen nicht zu sparen, wo es unschädlich ist. Unsre parlamentarischen Gegner haben jetzt die Parole ausgegeben: Bewilligung der verausgabten Kriegskosten, aber keine Anleihe, noch weniger die Reorganisation, noch weniger Versöhnung ohne erhebliche Konzession. Also — wollen wir sie nicht vorzeitig inkommodieren. Ich denke am 19. in B. zu sein, aber nur einen Tag da zu bleiben und nach Zimmerhausen bei Plathe in Pommern auf 8—14 Tage zu gehen, um Hühner zu schießen, und nicht mehr, wie hier, arbeitender Kurgast zu sein, wo ich mein Büreau bei mir habe. . . . . "

An seine Frau schrieb R. in denselben Tagen noch:

W. Gastein, 10. August 64.

„. . . in Pommern könnte ich unter allen Umständen nicht vor dem 20ten sein, obgleich ich nicht mit nach Wien gehe, was mir und Dir sehr lieb sein muß, wegen der damit verbundenen Hetze. Der König reist am 15., vielleicht erst am 16. von hier ab, will aber erst am 20. in Wien anlangen, weil am 18. des Kaisers Geburtstag ist; er wird 3 Tage dort bleiben, dann nach Baden peitschen und am 9. oder 10. September in Berlin sein, vielleicht auch später . . .

Der König hat heute 3 Gemsen geschossen, das sind die 3 Herzogthümer und eine 4te krank geschossen, das ist Jütland. Ich bin nicht mit gewesen, weil ich mich schonen und pflegen muß . . .

Den 14. August . . . ich bin im Begriff zum Könige zu gehen, wo es sich um eine sehr wichtige Entscheidung handelt, habe daher nicht mehr die rechte Ruhe zum harmlosen Plaudern. Daß ich nicht mit nach Wien gehe, ist mir sehr lieb. Die 3 Tage dortiger Hetze werden nicht aufgewogen durch ein Couvert an Kaiserlicher Tafel oder durch ein paar gnädige Worte, und was ich mir aus etwaigen Orden mache, das weißt Du. Die Hetze bei schlechtem Wetter könnte ohnehin die günstigen Folgen meiner Kur in Frage stellen. Also tröste Dich darüber! Mir ist's ganz recht. An Verdienst ist dort nichts zu erwerben, und eitler Ehre sollen wir nicht nachjagen."

* * *

Der König war, von Bismarck und dem Generaladjutanten von Manteuffel begleitet, nach Wien abgereist. Von hier aus empfing Roon, kaum nach Berlin zurück-

gekehrt, den Allerhöchsten Auftrag zu einer Reise in ganz anderer Richtung: vorläufig durch ein Telegramm wurde er angewiesen, sich demnächst in das Lager von Chalons zu dem Kaiser der Franzosen zu begeben.

Diplomatische Rücksichten hatten den König bewogen, dem französischen Kaiser gerade damals einige Artigkeiten zu erweisen. Auf die in dieser Hinsicht an den preußischen Gesandten gemachten Eröffnungen hatte dieser am 19. August aus Paris telegraphisch geantwortet:

„. . . ich habe dem Kaiser gegenüber zur Sprache gebracht, daß es Sr. Majestät dem Könige angenehm sein würde, Preußische Offiziere in Chalons und Französische in Berlin zu sehen. Der Kaiser erwiederte, daß es ihn ebenfalls sehr freuen würde. Von meinem Standpunkte möchte ich empfehlen, bei Auswahl der Personen Bedacht zu nehmen, daß keine politische Mission vermuthet werden könne. Diesfallsige falsche Auffassungen im Publikum würden den Kaiser sehr in Verlegenheit setzen.

Nach anderweitigen vertraulichen Erkundigungen wünscht man wegen sehr beschränkter Räumlichkeiten, daß der General keine zu zahlreiche Begleitung habe . . .

Der Kaiser hat in erwarteter Weise Bedauern über Nicht-Begegnung mit Hoffnung auf künftiges Jahr und dem Bemerken geäußert, daß ja keine brennende Frage zur Verständigung vorliege. Ich habe befohlenermaßen geantwortet und mich jeder Andeutung anderweiter Pläne vorläufig enthalten.

Der Kaiser reist nicht vor dem 25ten, wahrscheinlich am 26ten in das Lager. Ich bitte mich jetzt baldigst zur Anmeldung unter Nennung des Generals in den Stand zu setzen.

Goltz.

Infolgedessen war Roon auf Allerhöchsten Befehl zum Chef dieser militärischen Mission bestimmt worden und empfing durch ein Königliches Handschreiben, datiert Wien, den 21. August, seine Instruktion.

Dieselbe wies vor allem darauf hin, daß Se. Majestät wünschten, „alles zu vermeiden, was der Reise den Charakter einer politischen Mission geben könnte. . . . Ihre bloße Anwesenheit bei den Manövern wird dazu dienen, unsere freundlichen Beziehungen zu documentiren. Ich wünsche daher, daß Sie selbst jede Initiative zu politischen Eröffnungen vermeiden und den militärischen Charakter Ihrer Mission aufrecht erhalten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Ihnen von amtlichen Personen eine solche entgegengebracht werde; aber der Kaiser selbst wird vielleicht im Gespräch mit Ihnen die politische Lage berühren. In diesem Falle wollen Sie sich auf den Standpunkt stellen, daß Ich die freundlichen und nachbarlichen Beziehungen zu Frankreich zu wahren und enger zu machen wünsche, und daß Meine Regierung in diesem Sinne zu wirken bemüht ist. Es wird nicht schaden, wenn Sie in diesem Punkt eigene persönliche Wünsche für größere Annäherung und intimere Beziehungen etwas stärker und lebhafter in den Vordergrund treten lassen, indem Sie dabei festhalten, daß Sie keine politischen Instructionen haben. Meinen Gefühlen der Achtung und Sympathie für den Kaiser können Sie einen lebhaften Ausdruck geben. Sie werden aber dabei immer im Auge behalten müssen, daß von unserer Seite keine Aeußerung fallen darf, welche nicht an den anderen Höfen, und namentlich in Wien, bekannt werden könnte; denn Wir haben keine Sicherheit, daß nicht dahin Mittheilungen darüber gemacht werden würden.

(gez.) Wilhelm.

Es folgte nun noch mehrfacher Depeschenwechsel mit Bismarck und Manteuffel, durch welchen die zur Begleitung bestimmten Offiziere, der Tag der Abreise ꝛc. festgesetzt wurde. Graf Goltz teilte mit, daß der Kaiser erst am 28. August nach Chalons abgehen und 4—5 Tage da bleiben würde. Ferner erbat und erhielt Roon später die Erlaubnis, auch den Kriegshafen von Cherbourg zu besuchen, der ihn in seiner Eigenschaft als Marineminister interessierte.

Roon trat am 26. mit seinen Begleitern die Reise an.

Er schrieb darüber an seine Gemahlin:

Cöln, 27. August 1864.

„Gestern Abend wohl, aber müde angekommen . . . . fand ich verschiedene Depeschen vor. Ihr Inhalt besagt, Er wird erst am 29ten ins Lager kommen und uns nicht vor dem 30ten Morgens dort sehen. Wir haben daher hier auf einmal 24 Stunden übrig, die ich natürlich vorzugsweise in Bonn zubringen werde. Ich denke . . . . übermorgen in Chalons (Hôtel de la Cloche) um 5 Uhr Nachm. anzulangen und andern Morgens nach dem Lager zu fahren. „Er" bleibt bis Freitag den 2ten, ich natürlich nicht länger, gehe dann also, wenn ich die Erlaubnis für Cherbourg erlange, nach Paris u. s. w. . . .

Im Grunde genommen ist diese ganze kleine Reise eine große Thorheit, nachdem man ihr jeden politischen Beigeschmack zu nehmen so besorgt gewesen ist; aber sie muß nun doch gemacht werden. . . ."

Nancy, 29ten August 64.

„. . . . Da bin ich noch in Nancy, das ich schon heute Mittag verlassen sollte. „Er" hat zum zweiten Male seine Abreise verschoben, kömmt nun erst morgen ins Lager und will mich erst übermorgen empfangen. Danach werde ich

morgen Mittag nach Chalons abreisen, um dort eine Nacht zu schlafen und am andern Morgen ins Lager zu fahren, d. h. vorausgesetzt, daß nicht noch eine neue Aenderung eintritt, was ja sehr möglich ist. Auf diese Weise kann ich vielleicht hier noch eine lächerliche Person werden. Hätte mir der König nicht untersagt, über Paris zu gehen, so würde ich dort mit mehr Anstand und Vergnügen haben warten können. — (Später) So eben überfiel mich der Oberst des hier stehenden Dragoner-Regiments, der hier in Abwesenheit des Herzogs von Magenta, der das Lager befehligt, kommandirt. Er hat mir seine Dienste für morgen aufgenöthigt, ich werde mit ihm die Kaserne und Ställe besuchen und mich sehr strapaziren mit der fremden Zunge . . aber was hilfts? — Wir sind gestern Abend hier angekommen, nachdem ich den vorgestrigen Tag mit Perthes und theilweise mit E. zugebracht. Mit beiden war ich vorgestern in Rolandseck, und da das Wetter kühl aber heiter, so habe ich sehr genußreiche Stunden verbracht, die ich gern mit Dir getheilt hätte. Während der gestrigen Fahrt hatte ich ein Vergnügen anderer Art. Ich begegnete dem General von Bonin in Bingerbrück, der zur Inspizirung nach Saarlouis und Trier ging, gegen mich überschwänglich höflich, aber natürlich nichts weiter war. Es fehlte die Nöthigung mit ihm im selben Coupé weiter zu fahren, was mich ganz befriedigte. In Saarbrück verabschiedeten wir uns unter tausend Händedrücken von einander, und nun ging's ins Land der rothen Höschen hinein. Mir kam sehr lebhaft die Erinnerung an meine 1852er Reise mit Hirschfeld. Aber hier bin ich freilich nicht wieder bei'm Bischof, sondern in einem recht sauberen Hôtel (d'Angleterre) abgestiegen, wo uns auch nichts abgeht. Ich habe den Vormittag wie Nachmittag mit Flaniren und Spazierfahrten in die Umgegend zugebracht,

und es hat mich interessirt die Landesart zu beobachten. Nachmittag war ich zuerst in dem eine Meile entfernten großen Karthäuser-Kloster, was kaum der Mühe lohnt, wenn man, wie ich, die Chartreuses bei Pavia und Grénoble gesehen hat. Sodann war ich in St. Nicolas, dahin gelockt durch eine kolossale gothische Kirche in einem kleinen, fast ärmlichen Fabrikorte, wo man Wollenwaaren macht und Salz siedet. — — —"

Camp de Châlons, 31./8.

„Gestern früh neue Depesche mit der Einladung, um 4 Uhr in Châlons zu sein, von wo der Kaiser uns gleich mit ins Lager (1 Meile entfernt) führen wollte. Da dies unmöglich war, so brachte ich meinen Vormittag hin mit Besichtigung der Kaserne und Ställe unter Führung des Obersten de Séligné, der mit uns dejeunirte. Um ½1 Uhr verließen wir Nancy, trafen unterwegs, ich glaube in Toul, mit Freund Patow und seiner Familie zusammen (die auf der Reise nach Biarritz) und um ½6 Uhr in Châlons ein. Der Kaiser war vor einer Stunde passirt und hatte uns einen Extrazug zur Disposition gestellt. Jetzt rasch in's Paradezeug. Um ½7 Uhr waren wir in der Lager-Station, von wo uns ein vierspänniger Postzug direkt zum Kaiserlichen Pavillon führte. Man war schon bei Tafel. Bei meinem Eintritt erhob sich der Kaiser und die Gesellschaft. Der Kaiser entschuldigte sich und ich mich. Zu beiden Seiten des Kaisers saßen Prinz Napoleon und Pr. Humbert, ich zwischen diesem und Marschall Forey. Verdorben habe ich mir den Magen bei dieser Gelegenheit gewiß nicht. Marschall Forey war liebenswürdig, Prinz Humbert unverständlich; der Kaiser redete mich verschiedentlich an, stellte mir auch seinen Prinzen (in der Uniform eines Grenadier-Corporals) vor, einen hübschen Knaben von gesundem Aussehen, ohne

alle Napoleonischen Züge. Nach der Tafel stellte der Kaiser mich seinem Cousin und ihn mir vor und sprach dann lange mit mir deutsch und zwar in sehr eingehender liebenswürdiger Weise über Militär-Einrichtungen, kein Wort Politik; gab mir selbst Feuer zur Cigarre u. s. w. Dann großer Zapfenstreich mit chinesischen Lampen, das ganze Lager schien sich flammend gegen den Kaiserlichen Pavillon zu bewegen, ein prächtiges Schauspiel. Der Kaiser rief mich laut an seine Seite auf den Podest, damit ich besser sehen könne. Es dauerte ziemlich lange, und die Abendkühle mahnte zur Vorsicht. Endlich wurden wir entlassen, und ich durch General Le Pic in mein Quartier geführt: ein kleiner Salon und Schlafkabinet, Alles sehr sauber, scheinbar ganz neu, aber anspruchslos. Auch das Bett war sehr gut, aber ich schlief nur wenig; die Eindrücke des Tages waren zu mannigfaltig.

. . . . 1/9. 64. Morgens. Gestern mit dickem Kopfe und engem Halse aufgestanden, hatte ich das Vorstehende zu Papier gebracht, als ich um 10 Uhr zum Dejeuner zum Kaiser mußte, was eigentlich schon Diner war. Nach 11 Uhr zu Pferde zum Manöver, der Kaiser fuhr, wegen eines Rheumatismus im linken Bein, und stieg erst gegen Ende des Manövers zu Pferde. General Castelnau, die rechte Hand des nicht anwesenden Kriegsministers, schien angewiesen mir zu dienen und löfete diese Aufgabe en merveille. Während des Manövers, über welches ich hier nicht sprechen will, redete Napoleon mich verschiedentlich an, hörte es gerne, was ich ihm angenehmes über die Beweglichkeit seiner Artillerie sagte, sprach über die unsrige anerkennend aber mit einem gewissen Zweifel. Auf dem Heimweg ritt ich mit General Castelnau durch einen großen Theil des Lagers, wo musterhafte Ordnung, Reinlichkeit, selbst Zierlich-

keit herrschte (Statuetten und Denkmale aus Kreide in Lebensgröße, von Unteroffizieren und Soldaten gefertigt ꝛc.). Um 5 Uhr Diner. Marschall Canrobert war angekommen, ich war sein Tischnachbar. Nach der Tafel eine Cigarre und schleichende Promenade vor dem Pavillon. Der Kaiser nahm mich bei Seite und plauderte ½ Stunde mit mir, meist deutsch, suchte mich sprechen zu machen. Ich erbat die Erlaubniß, nach Cherbourg gehen zu dürfen. Bereitwilligst und gnädigst zugestanden. Meine Qualität als Marine-Minister und mein Streben nach Vorbildern führte das Gespräch auf England und Englische Politik. Ich sprach mit Lebhaftigkeit, wiewohl en ma qualité de particulier. Er approbirte, bestätigte und ergänzte „Große Worte und keine Thaten", sprach auch über die Kronprinzessin. — Dann militärische Gegenstände, Bewaffnung, Ajustement — les mystères de la jambière. Er äußerte sich keineswegs enthusiastisch über französische Einrichtungen, forderte mich auf, die Leute selbst zu hören, trat an die Wache und fragte: „Etes-vous contents de votre habillement surtout des jambières?" — „Pas beaucoup" war die Antwort, und nun entstand eine Conversation, die mir sehr merkwürdig war wegen der vollständigen Unbefangenheit und Freimüthigkeit der Unteroffiziere und Soldaten, die keineswegs unehrerbietig war, aber sehr fern von allem Zwang.

Wir kehrten um zur Gruppe der Generale und Offiziere, die sich mit dem kleinen Prinzen zu thun machten. Ich beklagte mich, daß er mich ganz übersähe. Er rief ihn heran, stellte mich ihm mit gnädigen Worten vor; ich erbat mir seine Hand, die er mir dann treuherzig nach Kinderart mit einem Schlage reichte. Später mußte er sein kleines Gewehr holen, ein Oberst commandirte, und er machte alle Handgriffe mit vielem applomb. Am Morgen war er auf einem

kleinen arabischen Falben zu Pferde gewesen, immer vor dem Kaiser, der, glaube ich, mehr nach ihm als nach dem Manöver schaute. — Nach dieser Vorstellung kamen, es dämmerte, Wagen, um ins Theater zu fahren, was mit Kaiserlicher Subvention in Mermillon, dem nächsten Dorfe, aufgeschlagen. Ich wurde vom Kaiser auf seinen Wagen genöthigt, eine große Char-à-banc, auf dem der Kaiser, die Prinzen und Marschälle wie die Pökelhäringe Platz nehmen mußten. Im Dorfe brillante Illumination. Trotz derselben erschien ein Herr in weißer Halsbinde, den guéridon in der Hand; rückwärts schreitend, leuchtete er dem Kaiser vor. Zwei kleine Stücke, von denen ich wenig verstand, große Hitze, ½10 Uhr Heimkehr.

Die Nacht besser geschlafen; mein Hals war freier: „Votre rhume sera cuite par la chaleur et la transpiration."

Heute früh geweckt durch Deinen lieben Brief . . . . ich schließe mit tausend Grüßen, es ist ½11 und ich muß zum Déjeuner. Was dann der Tag bringen wird, ist unberechenbar, und ich will die Absendung dieser Zeilen deßhalb nicht verschieben. . . . Heut Abend bin ich vom 100sten Regiment zum Theater geladen; nach dem Frühstück gehe ich mit dem Kaiser ins Lager und werde unter Anderem beim 33. Regiment ein neues Gepäck kennen lernen. . . ."

Paris, 4. September.

„. . . vorgestern am 2ten bin ich hier angekommen, nachdem ich mich an diesem Tage nach der großen Parade beim Kaiser verabschiedet, der gestern ebenfalls das Lager verlassen hat. Du wirst aus der Zeitung ersehen haben, daß der Kaiser mir am 1. September bereits das Großkreuz seines Ordens verliehen und dabei die liebenswürdige Auf-

merksamkeit gehabt hat, mir die Decoration durch seinen kleinen Herrn Sohn ins Zimmer zu senden. Meine Wohnung lag ganz in der Nähe des Kaiserlichen Pavillons. Der Kaiser folgte, wie irgend ein anderer gemüthlicher zärtlicher Vater es auch wohl thun würde, seinem Kleinen von ferne, um zu beobachten, ob derselbe seinen Auftrag glücklich ausrichten würde, und blickte ihm um die Ecke nach, bis der kleine Prinz in meinen Pavillon eingetreten war. So erzählte mir ein Augenzeuge. — — Selbigen Tages nach der Tafel forderte der Kaiser mich auf, ihm Vorschläge in Betreff meiner Herrn Begleiter zu machen, denen er dann andern Tags vor der Parade gleichfalls Decorationen verlieh.

Ich glaube mich nicht zu irren, daß — wenn meine Mission den Zweck hatte, freundschaftliche Relationen zwischen uns und den Franzosen herzustellen, oder zu erhalten — selbige als wohl gelungen zu erachten ist. Es ist für mich ein erhebendes Gefühl wahrzunehmen, wie man hier, trotz alles eigenen Selbstgefühls und aller Ueberhebung, Respekt vor uns gewonnen hat, den wir auch bestens bei Kräften zu erhalten bemüht sein wollen! Darüber künftig mehr!

Meinen gestrigen Tag habe ich vorzugsweise verwendet mich auszuruhen und an Se. Majestät zu berichten. Heute bin ich in die Kirche gegangen und habe eine sehr schöne französische Predigt gehört, von der mir kaum ein Wort entgangen ist. Der Prediger Valette gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Kanzelrednern, die es überhaupt giebt und gegeben hat. Außerdem ist mir der Tag schnell und angenehm genug vergangen. Morgens empfing ich nach einander Literaten, Diplomaten und Offiziere in mannigfaltigem Wechsel. Nach der Kirche machte ich Besuche. Abends 6 Uhr ging ich zum Diner in ein Kaffehaus am Boulevard des Italiens und habe dann über eine Stunde

vor dessen Thür gesessen und mich ergötzt sowohl am Gespräch mit meinen Begleitern, als am bunten Wechsel in dem vorübergehenden Sonntags-Publikum. Erst um ½10 Uhr kam ich nach Hause (Hôtel de Londres, Rue Castiglione) — und eilte zu Dir. — — —

Morgen früh 11 Uhr fahre ich nach Cherbourg, wo ich erst gegen 10 Uhr Abends anlange; ich denke zwei Tage dort zu bleiben, am 8. und 9. wieder hier zu verweilen . . . ich muß hier noch meine Relationen zum hiesigen Ministerium des Krieges und der Marine anknüpfen, resp. fester schürzen, um damit dem Dienste des Königs zu nützen. . . ."

Cherbourg, 6. September.

„. . . Heute, so oft und gefährlich ich auch schon krank gelegen, habe ich erfahren, was Todesangst heißt, als mich beim Aufstehen einer dieser furchtbaren Beklemmungsanfälle mit einer Macht erfaßte, wie nie zuvor." . . . Roon beschreibt ausführlich die Erscheinungen dieses schweren, mit seinem seit Jahren schon sehr lästig empfundenen Halsleiden zusammenhängenden Anfalls, „denn (fügt er hinzu) zwischen uns muß Wahrheit sein, und es ist zärtlicher und herzlicher Dich mit trüben Nachrichten auf Zukünftiges vorbereiten, als Dich mit schwarzen Nachrichten überraschen lassen."

— — „Es wäre indessen ein falscher Eindruck," fährt er später fort, „wenn man aus diesen Zeilen folgern wollte, daß ich mich ernstlich krank fühle. Nein, ich konnte um 12 Uhr schon ein Rebhuhn verzehren, ½ Stunde später dem Marine-Präfecten Admiral Dupuys meinen Besuch machen und darauf bis 5 Uhr auf den Werften und in den Magazinen und Werkstätten des Marine-Arsenals umherwandeln, ohne daß ich davon besonders fatiguirt worden wäre. . . . Immerhin werde ich meine Kräfte schonen müssen und daher

(wie Oberstlt. v. Thile[1]) Dir schon mitteilen wird) erst am 11ten Abends in Berlin sein, wenn Gott es gnädig zuläßt. . . . Die Vergänglichkeit unseres Daseins ist mir heute wieder einmal sehr lebhaft zum Bewußtsein gekommen . . .

Wenn wir immer bedächten, daß jeder Augenblick uns vor die Schranken der Ewigkeit führen kann, so würden wir auch rechtzeitig unser Haus bestellen. . . ."

Paris, 9ten Abends.

„. . . Deinen gestrigen Geburtstag habe ich auf dem Lande zugebracht bei Graf Clermont-Tonnère, der mich so herzlich eingeladen hatte, daß ich nicht widerstehen konnte. Darüber mündlich mehr! Es war das Hübscheste und Interessanteste, was mir in Frankreich begegnet ist. Abends 11 Uhr traf ich hier wieder ein. . . . ."

Die Rückkehr nach Berlin erfolgte dann am 11. oder 12. September. — —

Die nächsten Monate gehörten den durch den Kriegszustand und die folgende Demobilmachung vermehrten Arbeiten seines Ressorts. Sie erlaubten Roon nicht, Berlin noch einmal auf längere Zeit zu verlassen, obwohl seine Gesundheit einer Erholung noch recht bedürftig war. Die Rücksichten auf letztere mußten um so mehr zurücktreten, als durch die mehrfache Abwesenheit Herrn von Bismarck's ihm auch dessen Vertretung zufiel, und zwar in einer Zeit, in welcher auf mehreren Gebieten nicht unwichtige Verhandlungen schwebten.

Dieselben veranlaßten auch während der folgenden Herbstmonate einen besonders lebhaften vertraulichen Briefwechsel zwischen beiden Staatsmännern, dessen wichtigste Stücke nachstehend folgen:

[1]) Damals Chef der Zentralabteilung im Kriegsministerium, später Kommandierender des VIII. Armeekorps.

Reinfeld, 18. Sept. 1864.

Lieber Roon,

ich habe meine Frau leidender gefunden, als ich nach allem, was ich in Berlin wußte, vermuthen konnte; dabei ist nur klar, daß ihr Nervensystem angegriffen ist, im Uebrigen sind die Aerzte nicht in der Lage, der Krankheit einen bestimmten Namen zu geben. Herzklopfen, Ohnmachten, kein Schlaf, kein Appetit, Beklemmungen, Hypochondrie, ein ganzes Arsenal von Elend und dabei eine solche Verzagtheit, wie ich sie bei ihrem tapfern Gemüth unmöglich gehalten hätte. Ich kann mich unter diesen Umständen um so schwerer zur Abreise entschließen, als ganz ersichtlich ist, daß meine Anwesenheit beruhigend und geradezu bessernd auf ihren Zustand wirkt, und die Aussicht auf Trennung umgekehrt. Meine Erklärung, einstweilen 2 Tage länger (bis Dienstag) bleiben zu wollen, war nützlicher als alle Latwergen.

Wollen Sie wohl die Güte haben, dies Sr. Majestät dem Könige vorzustellen und ihn um die Erlaubniß zu bitten, daß ich, ungeachtet der Ankunft des Kaisers, noch einige Tage hier bleibe. Ist es nach Sr. Majestät Wunsch nicht angänglich, so bitte ich um Telegramm (Reinfeld, Staffette von Stolp) und werde 24 Stunden nach Empfang in Berlin sein. Schneller ist es nicht möglich, ich muß entweder 14 Meilen nach Dirschau, oder 20 nach Nakel oder 15 nach Cöslin ohne Eisenbahn fahren, und im letzteren Falle stoße ich auf eine Fahrzeit 3 Meilen per Stunde. Schneller wird es dem Hinterpommern nicht gegönnt.

Bitte benachrichtigen Sie mich telegraphisch (per Post von Stolp) von Eingang dieses und von Sr. Majestät Aufnahme des Inhalts. Auch würde ich sehr dankbar für

eine Mittheilung des letztern an Keudell für das Auswärtige sein. Empfehlen Sie mich den Ihrigen und bitten Sie Gott mit mir, daß es hier bald besser wird. Ist es nöthig, daß ich komme, gleich komme, so lassen Sie es mich ohne Weichlichkeit wissen. Geht es aber ohne, so wäre es eine große Wohlthat.

Ihr

v. Bismarck.

Für die Zollverhandlungen mit Oestreich ist es ganz günstig, wenn man im Ministerium sich eine Zeit lang auf meine Abwesenheit berufen kann."

Berlin, 20./9. 64.

Lieber Bismarck!

Der gestern Abend an Sie abgeschickten Depesche, die Sie hoffentlich heute früh erhalten haben werden, will ich hinzufügen, daß der König, der zufällig gestern Abend zur Stadt gekommen war, die in Ihrem Schreiben enthaltenen trüben Nachrichten mit den unverkennbaren Zeichen der wärmsten und herzlichsten Theilnahme empfing und sofort und ohne alles Besinnen die Entscheidung traf, die ich Ihnen mitgetheilt; er schärfte es mir noch beim Hinausgehen besonders ein, ja sogleich zu telegraphiren; er wünsche sehnlichst, daß Ihr längeres Dortbleiben zu Ihrer und Ihrer Frau Gemahlin Beruhigung dienen möge; versäumt werde hier gar nichts; mit Rußland seien politische Unterhandlungen nicht im Gange, und in Betreff des jüngsten Ansinnen Oesterreichs, den Süddeutschen den Zutritt zum Zollverein bis zum 15. Oktober offen zu halten, sei ablehnende Entscheidung bereits getroffen. Ob Hr. v. Schrenck darüber fallen werde, sei ja zweifelhaft und selbst, wenn dies geschähe, so müsse man die Chance laufen.

Meines Erachtens ist nur eine übrigens nicht erhebliche Angelegenheit, die auf Sie warten muß. Graf Scharsberg und Graf Droste sind hier angekommen als Deputirte von Mitgliedern des katholischen Adels, um dem Könige eine Adresse in Betreff der Verabschiedung der Gebrüder Kerssenbrock[1]) zu überreichen. Die Herren, die sich an Pückler wegen einer Audienz gewandt, sind an mich, als Ressortminister, gewiesen worden und haben mir Abschrift der Adresse gegeben. Ich habe dem Könige gerathen, die Annahme der Adresse abzulehnen. Se. Majestät theilen meine Auffassungen, will Sich aber erst entschließen, nachdem er auch Sie gehört. Da die Hn. aber hier im Hôtel des Princes warten und Sie vielleicht erst nach mehreren Tagen zurückkehren, so schicke ich Ihnen beigehend die Verhandlungen. Vielleicht findet eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns nicht statt, und vielleicht kann dann die Angelegenheit durch Ihr schriftliches Votum auch vor Ihrer Rückkunft erledigt werden.

Moritz[2]) ist hier mit seiner Frau und Tochter in Ausstattungsangelegenheiten. Wie sehr tief und herzlich wir Alle durch die trüben Nachrichten über Ihre theure Gemahlin berührt werden, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern. Könnte unsere Theilnahme und unser Gebet nur heilen und helfen! Wir Alle, mein ganzes Haus und dessen Gäste, grüßen aufs innigste. Keudell ist benachrichtigt. In treuer und herzlicher Ergebenheit

Ihr

v. Roon.

---

[1]) Zwei Offiziere dieses Namens hatten wegen Duellverweigerung den Heeresdienst verlassen müssen. Die hier erwähnte Adresse erhob dagegen Reklamationen.

[2]) v. Blanckenburg.

Reinfeld, 22. Sept. 1864.

Lieber Roon,

in der Schmiesing-Kerssenbrock'schen Sache theile ich vollständig die in den mir eben zugehenden Papieren von Ihnen vertretnen Ansichten, und glaube, daß der König Sich auf die plumpe Tactlosigkeit der Herrn nicht einlassen kann, vielmehr würde ich Se. Majestät rathen, die Unterzeichner bei allen Vorkommnissen persönlich kühl zu behandeln, auch für kein Mitglied ihrer Familien die Erlaubnis zum Eintritt in fremde Dienste zu geben, so lange sie bei uns der Militärpflicht nicht vollständig genügt haben. Der Kürze wegen habe ich, auf Ihre Nachsicht rechnend, die Aenderungen, die ich vorschlage, mit Blei auf Ihrem Entwurfe angegeben. Mir scheint es richtiger, daß die Antwort rein ressortmäßig vom Kriegsminister, nicht vom Staatsministerium gegeben wird.

Mit meiner Frau geht es unter Gottes Beistand täglich etwas besser, aber langsam. Gefahr ist, wenn Rückfälle ausbleiben, nach ärztlicher Meinung nicht mehr vorhanden, und ich würde jetzt abreisen, wenn ich nicht selbst unwohl wäre. Mein alter nervös-rheumatischer Schmerz sitzt mir unter dem linken Schulterblatt quer durch den Leib, und ich wage ihn nicht hart zu behandeln, weil ich vor 5 Jahren so schlimme Erfolge damit gehabt habe. Es scheint, daß in der Ruhe zum Vorschein kommt, was die Anspannung so lange zurückdrängte. Mich zieht es sonst nach Berlin; es sitzt dort nahe an unserm politischen Herzen ein geheimräthlicher Rheumatismus im Handels- und Finanzministerium, für den uns bisher das richtige Senfpflaster fehlt. Die Herrn sind sich darüber ganz klar, daß sie der jetzigen Regierung Verlegenheiten bereiten, wenn sie unsre Beziehungen zu Oestreich und Baiern durch unnöthige Schroffheiten erschweren, von denen wir nicht den mindesten realen Vortheil

haben, höchstens den augenblicklichen Kitzel triumphirender Zeitungsartikel, die practisch keinen Pfifferling werth sind, und die wir auf dem Felde der wirklichen Politik theuer zu bezahlen haben werden. Ich kann von hier aus gegen diesen politischen Fehler nicht mit Erfolg ankämpfen, weil ich die Gefühlsseite des Königs gegen mich habe, die durch die systematische Einwirkung Ihrer M[ajestät] und der dienstbaren Geister auf diesem Punkte so wundgerieben ist, daß jeder auf Bestellung geschriebene Zeitungsartikel hinreicht, unsern Herrn schmerzlich zu berühren und Ihm den Eindruck einer Niederlage zu machen. Ich würde, wenn ich in Berlin gewesen wäre, mich für Bewilligung des 14 tägigen Aufschubs, den Oestereich wünschte, eingesetzt haben; von hier aus kann ich das nicht, wenn der König nicht von Hause aus mit mir einverstanden ist.

Ich muß der Post wegen schließen, nach deren unzweckmäßiger Combination der Brief um 12 hier aufgegeben sein muß, um 30 Stunden später nach Berlin zu gelangen, während 14 Meilen Chaussee und 70 Meilen Eisenbahn doch stets in weniger als 20 Stunden gefahren werden. Herzliche Grüße an Ihre Damen und Moritz [v. Blanckenburg].

Der Ihrige v. Bismarck.

Berlin, 29./9. 64

Lieber Bismarck!

Wollen Sie mir und den Meinigen nicht die Freude machen, Morgen um ½6 Uhr mit uns zu essen? Wir haben gehofft, Sie würden nach alter Art von selbst einmal kommen, weil allein zu speisen weder gesund noch vergnüglich ist; da Sie bisher nicht kamen, so muß ich Gewalt brauchen. Fremde finden Sie aber nicht; daher Ueberrock s. v. pl.

Ihr

U. A. w. g. v. Roon.

Berlin, 29. Sept. 1864.

Lieber Roon.

ich schreibe diese Zeilen, um Ihnen M. Eads, von dem ich heut sprach, vorzustellen. Er will Pläne über Anwendung eiserner Drehthürme auf Landbefestigung vorlegen; er hat die Modelle in seinem Gasthof Hôt. d'Angleterre stehn, und sie sind schwer zu transportiren. Seine Bitte ist, daß Sie dieselben sehn und prüfen, und wenn wir sein System für uns anwendbar finden, ihn nach anständigem Ermessen der Preuß. Regierung belohnen durch Patentirung oder Geld. Gerolt empfiehlt ihn lebhaft; er hat in Amerika ein Etablissement für Bau von Panzerschiffen, seit 25 Jahren, abweichendes System von Ericson und Cobs, jetzt stillstehend weil die amerikanische Regierung in nicht mehr annehmbarem Papier zahlt und weil seine Krankheit, die ihn nach Europa führt, ihn an Thätigkeit hindert. Er macht mir einen soliden Eindruck, spricht aber nur englisch; Sie haben wohl einen Offizier, der diesem Uebelstand abhilft, bei der Hand. Er will Sonntag, spätestens Montag abreisen.

Ihr

v. Bismarck.

Ich komme morgen mit Vergnügen."

Biarritz, 7. Oct. 1864.

Lieber Roon,

allen Ihren Zweifeln zum Trotz sitze ich hier im Angesicht des Meeres und höre sein Brausen durch das offne Fenster in der wärmsten Sommernacht, die ich in diesem Jahre erlebt habe; mein erstes Bedürfniß bei der Ankunft waren Sommerkleider, von denen mir nicht träumte, als ich vorgestern früh fröstelnd durch das bereifte Baden fuhr. Ich habe mein erstes Bad genommen und befinde mich so wohl, daß [ich] auf dieser Welt kein Verlangen weiter habe, als

Nachricht und zwar gute von meiner Frau; die letzten am Dienstag in Baden erhaltenen waren vollständig erwünschte, aber bei 300 Meilen Entfernung werde ich doch die Sorge nicht los, daß es inzwischen anders sein könnte.

Ich habe zuverlässige Leute über Armand gesprochen; sie sagten mir, daß er vor Allem persönlich ein Ehrenmann sei; er habe nach einem liquidirten Bankerott neues Vermögen gewonnen und zunächst alle seine ausgefallenen Gläubiger bezahlt; ein in der kaufmännischen Welt allerdings nicht die Regel bildender Act von Rechtlichkeit. Dagegen sei er nicht im Stande, so große Geschäfte, wie er jetzt hat, zu beherrschen [sic] und seine Finanzen zu übersehn. Den, wie man mir sagt, beabsichtigten Abzug von 400 000 Frcs. wegen mangelnder Schnelligkeit der gelieferten und die Nichtabnahme des dritten Schiffes werde er sich gütlich schwerlich gefallen lassen, und Sachkundige meinen, daß wir vor französischen Gerichten nicht obsiegen würden. Es fragt sich, ob es unter diesen Umständen sich nicht empfiehlt, die Ausrüstungsgegenstände, die er nach Bremen geliefert hat und die von uns an unsern dortigen Consul überwiesen sein sollen, pfandmäßig zurückzuhalten, zunächst vielleicht nur in der Form, daß man ohne gerichtliche Beschlagnahme den Consul, wenn er sich in juristischem Besitze der Objecte befindet, unter der Hand anweist, sie nicht fort zu lassen. Das dänische Panzerschiff, welches er nach demselben Modell wie unsres gebaut hat, soll noch festliegen und unfähig sein, See zu halten. Ich schreibe Ihnen, was ich gehört habe, ohne die Sachlage selbst zu kennen. Es ist danach auch zweifelhaft, ob man mit Armand, soweit er wirklich im Unrecht ist, nicht besser fährt, wenn man an seine Rechtlichkeit appellirt, als wenn man gerichtlich einschreitet.

9. Oct. Ich habe erst heut Gelegenheit, diese Zeilen abzusenden. Ich füge über Armand noch 2 Notizen hinzu; einmal steht er sehr gut mit Kaiser und Regierung, und dadurch wird juristisches Verfahren gegen ihn sehr erschwert; dann warnt man mich vor seinem Agenten, der den Vertrag mit uns geschlossen hat und dessen Namen ich vergesse[n]; derselbe soll ein leichtfertiger Schwindler sein, mit dem sich Keiner gern einläßt.

Ich weiß nicht, ob es bei uns noch so kalt ist, wie vor 8 Tagen; ich habe mir hier Sommerhosen kaufen müssen, sitze um die ungewöhnliche Stunde von halb 8 am offenen Fenster, und das Meer sieht im Sonnenlicht so blendend wie im Juli aus. Gestern Abend saßen wir um 10 noch an der See, und nach dem Bade wird auf einer Klippe im Freien gefrühstückt. Ich glaube nicht, daß ich hier jemals wieder fortgehe, wenn ich meine Frau nur erst hier hätte.

Herzliche Grüße an die Ihrigen und die Herrn Collegen.

Ihr

v. Bismarck.

Biarritz, 16. Oktober 64.

Lieber Roon

ich benutze einen Courier um einige Zeilen ohne postalische Einmischung zu schicken. Sie kennen wahrscheinlich die Frage, die zwischen uns und Wien schwebt, sonst wird Thile[1]) sie Ihnen vortragen. Es handelt sich um die an sich gleichgültige Frage, ob in sechs oder wieviel Jahren mit Oestreich verhandelt werden soll oder nicht, über Zolleinigung nämlich, die an sich unmöglich ist, da Frankreich auf jede Begünstigung, die wir Oestreich gewähren, ein Recht

[1]) Damals Unterstaatssekretär im auswärtigen Ministerium.

hat. Nun erklärt Rechberg, nnd wahrscheinlich sagt er die Wahrheit, daß sein Verbleiben im Amte von der Bewilligung dieser für uns unschädlichen Zusage abhänge. Delbrück und Pommer Esche, und mit ihnen Itzenplitz und Bodelschwingh, sagen nun, es sei gleichgültig, ob Rechberg und die österreichisch-preußische Allianz mit ihm, fallen oder nicht, und wollen Wien abschlägig bescheiden. Geschieht das, so sieht man dort soviel wenigstens klar, daß bei uns auf die Allianz so gut wie kein Werth mehr gelegt wird, und man nimmt seine Maßregeln danach. Zunächst in der dänischen Sache, wo man sich, mit Schmerling an der Spitze, auf die Beust-Pfordtensche Seite wirft. Aber in allen anderen Richtungen ist der Bruch mit Oestreich ein unzeitiger, und ich sage mich von aller Verantwortung für die Rückwirkung dieses Fehlers auf unsere auswärtige Politik los.

Es ist klar, daß Delbrück, bei aller technischen Nützlichkeit, doch nebst andern Geheim-Räthen einer politischen Farbe angehört, die es gern sieht, wenn das jetzige Ministerium Schwierigkeiten findet, und, wo keine sind, sucht man welche zu schaffen.

Wollen Bodelschwingh und Itzenplitz Delbrück's Politik gegen mich durchführen, so mögen sie auch Delbrück zu ihrem Collegen für das Auswärtige machen und mir nicht zumuthen, daß ich den Fehler ausbade, der damit gemacht wird, wenn man Oesterreich jetzt, vor dem Friedensschlusse, so behandelt, daß Rechberg und der Kaiser überzeugt sein müssen, wir hätten uns schon anderweit engagirt, und der Bruch sei nur noch eine Zeitfrage.

Sonst geht es mir gut, die Bäder thun mir wohl, obschon seit 4 Tagen kalter Ostwind weht; das Wasser hat

doch 14 Grad. Über acht Tage hoffe ich den Heimweg anzutreten, 1 bis 2 Tage in Paris zu bleiben.

Herzliche Grüße.

Ihr v. B.

In derselben Angelegenheit schrieb Herr von Thile an Roon:

Berlin, 20. Oktober 1864

Ew. Excellenz

den anliegenden, mir soeben durch Feldjäger über Paris zugegangenen Brief des Herrn v. Bismarck ganz ergebenst übersendend, bemerke ich, daß mit der gleichen Gelegenheit auch der angekündigte Bericht des Ministers in der Zollsache eingelaufen ist. Ich habe denselben sofort an Se. Maj. gesandt. Der Inhalt ist mir, da qu. Schreiben verschlossen war, noch nicht bekannt, doch kann ich aus einem mir gleichzeitig zugegangenen Privatschreiben Herrn von Bismarck's schließen, daß sein Standpunkt zur Sache unverändert ist, d. h. daß er den Bruch des Preußisch-Oesterreichischen Bündnisses für jetzt und vor Regelung der Dänischen Sache als einen großen politischen Fehler erachtet.

Seiner Majestät habe ich gestern einen ersten vorläufigen Vortrag über diese ernste Angelegenheit gehalten und dabei namentlich ein Privatschreiben von Baron Werther an mich vorgelegt, wonach der Sturm der antipreußischen Parthei gegen Graf Rechberg immer heftiger wird. Graf R. ist der Ansicht, daß unsere Bewilligung des leidigen Artikel 25 baldigst kommen müsse, wenn sie den drohenden Umschwung der österreichischen Politik noch abwenden soll. Dies ist schlimm, denn wenn hier jene (meines Erachtens ganz unverfängliche) Concession überhaupt durchgeführt werden soll, so wird das kaum ohne Herrn v. Bismarck's

persönliche Dazwischenkunft möglich sein, also nicht vor 8—10 Tagen. Es handelt sich also darum, diese Frist zu gewinnen. Ich habe mir daher von Sr. Majestät die Ermächtigung erbeten und sie auch erhalten, vorläufig dem Grafen Rechberg durch Chotek und Werther begreiflich zu machen, daß für eine den Oesterreichischen Wünschen entsprechende Entschließung Sr. Majestät ziemlich viel Aussicht vorhanden sei, wenn man uns in Wien jene billige Frist gewähre, wenn nicht, so sei eine Ablehnung des Art. 25. mit Bestimmtheit zu erwarten.

Der zähe Widerstand der Herren Fachminister, wenigstens des Herrn v. Bodelschwingh, und ihrer Räthe dauert fort. Der Erzherzog Leopold hat dem Könige auch über die Sache im eindringlichen Tone gesprochen und anscheinend einigen Eindruck gemacht.

Die Friedensartikel sind uns nun sämmtlich völlig redigirt zugegangen, und da Se. Majestät die Unterzeichnung ebenso beschleunigt wünscht wie Graf Rechberg, so zweifle ich nicht, daß wir über einige Detailbedenken rasch hinwegkommen und die Unterzeichnung in den allernächsten Tagen geschehen lassen können.

Mit aufrichtiger Verehrung ꝛc.

v. Thile.

Wie man sieht, waren schon damals die Keime reichlich vorhanden, welche im folgenden Jahre die Zwietracht zwischen Preußen und Österreich üppig wuchern ließen und den völligen Bruch vorbereiteten. Dennoch gelang es, trotz der vorhandenen Spannung, das gemeinsame Friedenswerk noch glücklich zu stande zu bringen; auch der nachstehende kurze Briefwechsel zeigt das Bestreben, in gutem Einvernehmen mit Österreich zu bleiben.

Sonntag, 13. 11. 64

Lieber B.!

Hat Ihnen Stiehle von der Idee gesprochen, den Prinzen Friedrich Karl als Statthalter oder Militär-Gouverneur nomine der Besitz ergreifenden Großmächte in den Herzogthümern zu belassen? Und wie denken Sie darüber? Ich will nichts, was Ihnen nicht geht, könnte aber vielleicht schon heute veranlaßt sein, mich dafür oder dawider aussprechen zu müssen, da der Commando-Apparat in Schleswig-Holstein zu ordnen ist. Bitte um 2 Worte Antwort.

Ihr

v. Roon.

Antwort Bismarck's.

„Wir können uns m. E. nicht ohne des östreichischen Einverständnisses versichert zu sein, in solcher Form und bei solcher Gelegenheit, daß die Sache nach Wien transpirirt, für den Gedanken aussprechen. Sonst würde ich gegen denselben, soweit er bei Oestreich durchzubringen ist, nichts einwenden, im Gegentheil. Ihr

v. Bismarck.

Der „Wiener Friede" war inzwischen am 30. Oktober unterzeichnet worden. Am 16. November erfolgte der Austausch der Ratifikationen; und schon an demselben Tage richtete König Wilhelm nachstehendes eigenhändiges Schreiben an seinen Kriegsminister von Roon:

„Der glorreiche Krieg gegen Dänemark ist durch einen ehrenvollen Frieden beendigt. Der zum Kampf berufene Theil meiner Armee hat durch ausgezeichnete und überraschende Thaten neuen unvergänglichen Ruhm sich erworben und dargethan, daß das Heer in allen seinen Theilen und zu jedem Augenblicke Kriegsbereit ist. Andere Theile der Armée haben während fast 1 ½ Jahren mühevollem und

anstrengendem Dienste obgelegen und durch die Vollbringung der ihnen gestellten Aufgaben, Ehren und Anerkennung sich erworben, während die Friedensthätigkeit der ihre Garnisonen nicht verlassenhabenden Truppen unablässig auf deren Kriegstüchtigkeit gerichtet war.

Wenn somit die gesammte Armée meinen Erwartungen in allen Stücken vollkommen entsprochen hat, so gebührt Ihnen, dem ich die Pflege dieses Kleinods Preußens übertragen habe, meine vollste Anerkennung für die Art und Weise, mit welcher Sie Ihrem Amte vorstehen, und wodurch das Heer vollständig vorbereitet und ausgerüstet zu den ihm gestellten Aufgaben auszog. Indem ich Ihnen meinen tiefgefühlten Dank für Ihre unablässige Thätigkeit ausspreche, der Ihnen auch für die Thätigkeit gebührt, die Sie der Marine widmen, die, so jung und gering sie auch erst ist, dennoch in Hingebung, Thatkraft und Tapferkeit mit der Land-Armee gewetteifert hat, — verleihe Ich Ihnen, als öffentlichen Beweis meines Dankes und meiner Anerkennung, das Großkreuz meines Rothen Adler-Ordens, das hierbei erfolgt.

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Auch von anderen Seiten empfing Roon vielfache Anerkennungen, so vom Kaiser Franz Josef von Österreich, der ihn schon mehrfach ausgezeichnet hatte. Besonders wertvoll aber war das Handschreiben, welches dieser Monarch am 19. Dezember 1864 an Roon richtete. Dessen früher schon in die Öffentlichkeit gelangter Wortlaut soll hier nicht wiederholt und nur erwähnt werden, daß „Anerkennung und Dankbarkeit" in demselben gleichfalls in sehr warmen Worten zum Ausdruck gebracht wurden. — —

* * *

Mit bezug auf des Kriegsministers Familienleben ist hier noch einzuschalten, daß er in der zweiten Hälfte Oktober nach der Rückkehr aus Frankreich, auch wieder einmal nach Zimmerhausen reiste, und zwar diesmal mit großem Gefolge. Sein ältester Sohn hatte sich nämlich einige Zeit vorher — zu seiner großen Überraschung und ebenso herzlichen Freude — mit der ältesten Tochter von Moritz von Blanckenburg verlobt, also mit der Enkelin von Roon's Lieblings-Cousine Jenny, geborene von Franckenberg[1]). Jetzt sollte die frohe Hochzeit sein, und die Hochzeitsgesellschaft, bestehend außer dem Bräutigam[2]) aus der ganzen Roon'schen Familie und zahlreichen stattlichen Freunden derselben, sowie des Blanckenburg'schen Hauses, sammelte sich, nachdem die Eisenbahn verlassen war, zu weiterer vergnügter Landfahrt merkwürdigerweise in demselben Städtchen Alt-Damm bei Stettin, an welches sich aus Roon's Kindheit so bemerkenswerthe Erinnerungen knüpften und in welchem genau 50 Jahre vorher Eduard von Blanckenburg, der Großvater der jetzigen Braut, mit der genannten Jenny von Franckenberg vor dem Traualtare gestanden hatte. — —

[1]) Siehe I. Band, 1. Abschnitt.

[2]) Damals Hauptmann im Generalstabe.

Siebzehntes Kapitel

Wenn auch Ende Oktober 1864 der Friede mit Dänemark unter den günstigsten Bedingungen zu stande gekommen war, so begannen bekanntlich doch nun erst die Hauptschwierigkeiten zur Lösung der Frage, wie die Zukunft von Schleswig-Holstein zu regeln sei. Die schon in den letzten Monaten — bei den erwähnten Zollverhandlungen, speziell über Artikel 25 — eingetretene Spannung zwischen den bisherigen Alliierten vergrößerte sich nach dem Rücktritt des Grafen Rechberg noch mehr, da der Einfluß des Herrn von Schmerling auf die neue österreichische Regierung täglich an Boden gewann, und auch andere Strömungen am Wiener Hofe in antipreußischem Sinne verstärkt zur Geltung gelangten.

Wenn sich also der politische Horizont in dieser Richtung allmählich verfinsterte, so hatte die preußische Regierung natürlich um so mehr Veranlassung, beste Beziehungen zu Rußland zu pflegen und den von dort aus laut werdenden Wünschen thunlichst zu entsprechen. Kaiser Alexander war schon im Juni einmal in Berlin gewesen; seit seiner damaligen Unterredung mit Bismarck konnte, wie wir heute wissen, der Londoner Traktat von 1852 in betreff der Herzog-

tümer als „überwundener Standpunkt" angesehen werden. Auch fernerhin war die Haltung Rußlands bisher eine relativ wohlwollende geblieben, was sich u. a. im Herbste bei einem zweiten Besuche des Kaisers zeigte; und bekanntlich war es vor allem König Wilhelm selbst, welcher von jeher, und jetzt ganz besonders, auf die Erhaltung dieses guten Einvernehmens den größten Wert legte. In diesem Sinne schrieb er z. B. — nachdem der Aufstand in Polen niedergeworfen und die Zurückziehung der preußischen Truppen von den polnischen Grenzen angeordnet worden war —, an Roon:

„Der Kaiser Alexander und jetzt auch Graf Berg[1]) haben den Wunsch ausgesprochen, daß mit Zurückziehung unserer Truppen von der polnischen Grenze doch nicht jede Ueberwachung derselben aufgegeben würde. Ich versprach dem Kaiser, daß theils Dislocationsveränderung theils ab und zu mobile Colonnen die Grenze im Auge behalten würden. Die Anordnung solcher mobilen Colonnen soll nunmehr den 4 Commandirenden Generalen aufgegeben werden, die theils nach Gegenden sich zu begeben haben, wo Anzeichen von Unsicherheit bemerkbar wird, theils aber auch ohnedem, damit die Provinz die Wachsamkeit der Regierung sichert.

23. 11. 64. W.

Von demselben Tage wie dies königliche Handbillet ist eine Zuschrift Bismarck's datiert, aus welcher sich ersehen läßt, wie scharf gespannt anderseits schon damals die Beziehungen zu dem „österreichischen Alliierten" waren. Bismarck schrieb nämlich:

Mittwoch, 23. 11. Abends

Lieber Roon

ich lese mit einiger Beunruhigung von unsern Truppenmärschen durch Lübeck und Mecklenburg, während die Oester-

[1]) Damals Statthalter in Warschau.

reicher zum Theil noch Kolding umschweben. Es wäre sehr bedenklich, irgend einen Moment eintreten zu lassen, in welchem unsere Streitkräfte nicht den vereinigten Bundesgenossen (Oesterreicher, Sachsen und Hannov.) zweifellos überlegen wären. Bei der Schwäche unserer Cadres kommen wir doch nicht etwa dahin? Bitte beruhigen Sie mich. In Flensburg soll kein Mann von uns sein. In 8 Tagen kann es auf Kraftentwicklung ankommen, und ich möchte lieber, daß wir uns lange und zahlreich in Holstein umhertrieben, den Executions-Sergeanten aus seinen Quartieren aufstören und sie für uns verlangen. Können wir dies nicht morgen besprechen?

Ihr v. B.

Roon antwortete darauf sofort (auch eigenhändig):

Berlin, 24 11. 64

Es ist angeordnet, daß Gen. Falckenstein mit 18 Bataillons (à 650 M.), 8 Schwadronen, 4 Batterien ꝛc. so lange in den Herzogthümern bleibt, bis die ablösenden Truppen in gleicher Stärke (die Bats. jedoch nur zu 518 M.) dort eingetroffen. Mit Ausnahme des 61. Regiments, welches schon am 28. d. M. dorthin abgeht, wird die Chaine anglaise des Kommens und Gehens am 6. Dezember beginnen und bis zum 13. dauern. Für den Fall politischer Nothwendigkeit ist nichts leichter, als die dortigen 18 Bataillons ꝛc. nicht abrücken zu lassen, wohl aber die zur Ablösung bestimmten, so daß wir uns ohne Schwierigkeit bis auf 36 Bats. 16 Escadrs. 5—6 Batterien in den Herzogthümern verstärken können. — Es würde nun m. E. eine sehr wirksame, leicht verständliche Demonstration sein, wenn jetzt, um den Ernst unsers Verlangens der Räumung darzuthun, befohlen würde, die abzulösenden Truppen bleiben in solle dort (marschiren

nicht successive ab) bis alle ablösenden dort angekommen sind. Die Nothwendigkeit einer solchen Demonstration würde Sr. Majestät vorzutragen sein. Herzlichst guten Morgen!

Ihr v. R.

Am Rande dieses Schreibens hat Roon notiert: „mündlich erläutert und weiter entwickelt, woraus die entscheidenden Dispositionen vom 24. 11. folgten."

Diese Dispositionen waren, wie wir wissen und wie auch durch die ausführliche Darstellung dieser Krisis[1]) bestätigt ist, getroffen worden, weil die preußische Regierung die sofortige Räumung von Holstein seitens der Bundestruppen (Sachsen) mit großer Entschiedenheit verlangt hatte; ein Verlangen, welches bekanntlich Anfang Dezember auch durchgesetzt wurde, nachdem die österreichische Regierung, wenn auch zögernd und ungern, der preußischen Forderung zugestimmt hatte.

Im Zusammenhange mit obigem steht auch die Anfrage, welche Roon am 27. November an Bismarck richtete:

„ . . . In der gegenwärtigen Situation und weil die Angelegenheit unverzüglich entschieden werden muß, bitte ich um gefällige sofortige Rückäußerung, ob das 37. Regiment, welches von Mainz nach dem Großherzogthum Posen geht . . . den kürzeren und wohlfeileren Weg über Dresden einschlagen und Herrn von Beust ängstigen soll oder nicht?" — worauf Bismarck kurzer Hand erwiderte: „Wir könnten den Durchzug durch Sachsen immer nur in der Form und unter Rubrik einer „Gefälligkeit" nachsuchen, und die Tonart dazu ist im Register unserer Beziehungen augenblicklich nicht zu finden. Eine andere würde einfach auf Ablehnung stoßen. Ich stimme deshalb nicht für den Durchzug.

v. B.

[1]) In dem Sybel'schen Werke, IV. Kap. 2.

Die weitere Entwickelung der Verhandlungen in und um Schleswig-Holstein, die Erörterungen mit dem Bundestage und mit Österreich bis zu dem im Frühjahr 1866 erfolgenden völligen Bruch sind bekannt. Roon hatte mit diesen Fragen der auswärtigen Politik zunächst nur insoweit zu thun, als sein Ressort direkt davon berührt wurde, und obige Beispiele zeigen wieder, wie innig beide Staatsmänner Hand in Hand zu gehen pflegten. Aber auch indirekt hat Roon die Bismarck'sche Politik von 1864—1866 in jeder Weise und mit seinem ganzen Einflusse gefördert und deren Pläne mit dem ehrlichen Eifer und Enthusiasmus unterstützt, welcher ihm eigen war — zumal dann, wenn er, wie hier der Fall, die Anschauungen und Ziele des leitenden Staatsmannes in vollkommenster Übereinstimmung teilte, seiner Führung also mit wahrer Freude folgte. Die nachstehenden Aufzeichnungen werden diese Einigkeit zwar — beiläufig — noch mehrfach bestätigen; aber dem Gange der auswärtigen Politik in dieser Periode hier im einzelnen zu folgen, ist aus den angeführten Gründen nicht erforderlich. Roon hat in betreff der günstigen, ja glänzenden Lösung der auf diesem Gebiete schwebenden Fragen schon damals nie den geringsten Zweifel oder gar Sorge empfunden, weil niemand so wie er vertraut war mit Bismarck's Plänen, aber auch mit dessen Thatkraft und Geschicklichkeit, und weil er auf die Schärfe und Schneidigkeit der von ihm selbst geschmiedeten Waffen mit unbedingter Zuversicht blicken durfte.

Anders verhielt es sich in betreff der inneren politischen Fragen: hier war die Hoffnung auf endlichen Sieg eine viel geringere; vieles war unerledigt geblieben, und bald sollte es sich zeigen, daß insbesondere der Verfassungskonflikt trotz aller frischen Lorbeeren und ungeachtet der Erfolge auf dem auswärtigen Gebiete nichts von seiner Schärfe verloren hatte.

Noch bevor die Kammer wieder zusammengetreten, hatte Roon diese Schwierigkeit schwer zu empfinden; er hatte schon bei Aufstellung des neuen Militärbudgets wiederum erhebliche Differenzen mit dem Finanzministerium und scheint infolge derselben noch im Herbste 1864 sogar ernstliche Rücktrittsgedanken gehabt zu haben. Wenigstens tritt der nachstehende, auch sonst bemerkenswerte Brief des Generals von Manteuffel u. a. derartigen Absichten entgegen.

„Eure Excellenz," so heißt es darin, „habe ich noch nicht gedankt für Ihren freundlichen, interessanten Brief vom 30. Oktober . . . der zweite Punkt ist der, daß Ew. Excellenz von Ihrem Rücktritt sprechen, und daß die Assoziation der Ideen Sie dabei an mich denken ließ. Ew. Excellenz habe ich ja so oftmals über mein politisches Glaubensbekenntniß gesprochen. Ich hätte wohl schon vor vielen Jahren, noch über die neue Aera hinaus, politische Stellungen erhalten können; — und auf Bedingungen könnte ich eine solche einnehmen; diese machte das moderne Verfassungsleben unmöglich, und so habe ich gedient im Militärdienst. Wie könnte ich einen Boden, dem ich in den Zeiten meiner Kraft mich nicht gewachsen fühlte, jetzt wo ich gebrochen bin, betreten? Ew. E. muß ich das schreiben, obgleich der ganze Fall Gott sei Dank gar nicht in Frage kommt, da Dr. Böger mir gesagt hat, daß es Ihnen wieder gut ginge, und daß Ihre Constitution nach wie vor ihre Frische und Energie besäße. Ich mußte es aber schreiben, weil ich so viel Werth darauf lege, gerade von Ew. E. gekannt zu sein, auch in den wenigen, ich möchte es bezeichnen selbstlosen Charaktereigenschaften, die ich neben meinen vielen Doctrinen und Absurditäten und Schwächen und Fehlern besitze. Abgesehen von Allem aber sind Ew. E. einmal in das Schiff mit Sr. Majestät gestiegen und müssen nun mit das

Steuer lenken —, rudern werde ich Ihnen gern nach wie vor helfen!

Also wieder Kämpfe mit den Finanzen! Im Wallenstein steht: „Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben!"

Ich möchte nun doch gern Ew. Excellenz meine Ansicht über innere und äußere Politik vortragen, aber der Brief hat mich schon übermatt gemacht. Nur glaube ich — unsere Infanterie-Cadres müssen verstärkt werden, diese ewigen Reservecinziehungen stören alle bürgerlichen Verhältnisse.

Also empfangen Ew. E. nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief; ich habe mich wahrhaft gefreut, als ich Ihre Schriftzüge endlich einmal wieder sah. In unwandelbarer Verehrung

E. Manteuffel.

Die Differenzen mit dem Finanzministerium scheinen bald ausgeglichen worden zu sein. In einem aus jenen Tagen stammenden Billet Bismarck's schreibt dieser: . . . „Bodelschwingh hat sich zwischen 1 und 2 Uhr bei mir ansagen lassen, wahrscheinlich um die Militär-Budget-Sache zu besprechen, die der König mir zur Aeußerung zugefertigt hat. Ist es nicht nützlich, wenn Sie auch kommen?

Ihr v. B.

Daß die Rückzugsgedanken — wahrscheinlich infolge des bewirkten Ausgleichs — aufgegeben waren, zeigt u. a. ein Brief Roon's an Blanckenburg vom 9. Dezember 1864, welcher nichts mehr davon erwähnt, obwohl Roon darin u. a. schreibt: „Es waren gestern fünf Jahre, daß ich in das Staatsministerium eingeführt wurde, und was hat sich seitdem alles zugetragen! Wie viel habe ich zu denken und zu danken, wenn ich mich erinnere, wie Gott der Herr mich, meiner Unzulänglichkeit ungeachtet, seitdem so vielfältig

als Instrument gebraucht hat, um aus dem Damals das Jetzt zu machen. Um so demüthiger müßte man sein, aber dennoch attrapirt man sich zuweilen auf stolzen Gedanken, wenn man wahrnimmt, wie oft und wie vielfach die Menge stumpf und gedankenlos die Gegenwart nur gerade hinnimmt und kaum — als Stuhlgang der Vergangenheit, keineswegs als ihre Frucht aufzufassen weiß. . ."

Auch mit Perthes tauschte Roon Ende Dezember wieder mehrere vertrauliche Briefe. Jener hatte sich wegen der bevorstehenden Wahl eines neuen Erzbischofs für Köln schon seit Wochen lebhaft interessiert gezeigt und auf diese Angelegenheit im Sinne des nicht ultramontanen Teiles des Kölner Domkapitels einzuwirken gesucht; er hatte Roon erfolgreich gebeten, in dieser Richtung auch bei dem Kultusminister zu vermitteln. Roon hatte dementsprechend schon früher bezügliche Mitteilungen an Perthes gelangen lassen. Auch in einem Schreiben vom 16. Dezember 1864 that er das und fügte dann über seine eigene Stimmung und politische Auffassung der damaligen allgemeinen Lage noch einige interessante Betrachtungen hinzu. Er schrieb:

„. . . . . Hätte ich Zeit, um ohne Anstrengung zu reisen, so würden Sie vor meiner plötzlichen Erscheinung nicht sehr sicher sein, denn Ihr Numa Pompilius sehnt sich sehr nach einer Egeria und Ihrem klugen und besonnenen Rat in mehreren recht sehr wichtigen Angelegenheiten, die für den Betrieb der hiesigen Fabrik modernster Geschichte von, wie ich glaube, entscheidendster Bedeutung sein werden, und wobei ich „stumpfer Alter" berufen bin, einen bestimmenden Einfluß zu üben.

Unser Herr Gott, der mir so Schweres auf die Schultern gelegt, wird wissen, warum er sich nicht ein

tüchtigeres Werkzeug ausgewählt hat; ich murre daher auch nicht, aber ich seufze, ich lechze, nach Rat und Licht und Hilfe. Brieflich kann man zwar Fragen stellen und beantworten, damit ist aber wenig gewonnen, denn der lebendige und belebende Gedankenaustausch, der neues schafft, indem er altes berichtigt und ergänzt, kann dadurch nicht ersetzt werden. Auch fehlt die Zeit — mir wenigstens —, um die gestellten Fragen in einer genügende und erschöpfende Antworten erzeugenden Weise zu motivieren und zu erläutern. Wenn ich Sie also z. B. fragen möchte, „ob es ratsam, dem im Januar wieder zusammentretenden feindlichen Landtage von neuem den Entwurf eines Militärgesetzes vorzulegen," so fühle ich, daß ich Ihnen darüber zugleich eine ausführliche Denkschrift vorlegen müßte, mit Erschöpfung aller mir zugänglichen Gründe pro und contra, mit allem was die gegenwärtige Situation überhaupt kennzeichnet und die wünschenswürdige Gestaltung der Zukunft beeinflußt und behindert. In dem Verkehr von Mund zu Mund wäre alles dies in wenig Stunden zu erörtern; der Verkehr vom Schreibtisch zu Schreibtisch würde Tage dazu erfordern und dennoch Lücken lassen. Übrigens werde ich Ihnen denn doch wohl in den nächsten Tagen eine solche Denkschrift zugehen lassen, die ich für meine Herren Kollegen soeben vervielfältigen lasse. Im allgemeinen will ich heute nur noch hinzufügen, daß die Regierung mit einer gewissen, ich möchte fast sagen, Siegeszuversicht in die Zukunft blickt, denn sind gleich freilich der zu umschiffenden Klippen noch viele und ein sicherer Friedenshort noch nicht mit Deutlichkeit zu erblicken: so scheint mir unsre Lage dennoch im ganzen und relativ genommen vortrefflich. Respekt im Aus- und Inlande, Unfrieden in den Lagern der Feinde, wachsendes Selbstvertrauen in dem der Freunde: das sind Errungen-

schaften namentlich des letzten Jahres, deren Dasein selbst die Gegner anerkennen müssen und anerkennen. Dennoch sind und bleiben unsre Wege beschwerlich und gefährlich, fast halsbrecherisch. Ein einziger falscher Schritt, ein einziger strauchelnder oder ungewisser Tritt kann uns dem Abgrund überliefern, ja selbst ein ganz außerhalb unsres Wollens und Vollbringens liegendes Ereignis, dieser, jener Todesfall u. s. w. können dasselbe Resultat herbeiführen. Und dennoch müssen wir unverzagt vorwärts. An ein Ausruhen, Gehenlassen, Ausbiegen oder gar Umkehren kann und darf nicht gedacht werden. Und nun frage ich, wäre es nicht geradezu bestialisch, wenn man nicht Gott priese und dankte immerfort, daß einem in so übler Lage der Mut nicht nur nicht dünne wird, sondern vielmehr fühlbar wächst?

Gott der Herr wolle aber auch gnädig schützen vor Übermut. Dies Gebet kann ich für mich aber ebenso gut brauchen, wie unser vortrefflicher B., ohne den wir nun und nimmer in die gegenwärtige anständige Position gekommen wären. Wenn Sie zuweilen dem Affen meiner Eitelkeit Zucker gegeben, indem Sie meine Einwirkung auf den Gang der Dinge überschätzten, so vindizire ich mir dagegen in aller Bescheidenheit das Stückchen (Zucker nämlich), daß B. ohne mich, ohne mein unermüdliches Wollen und Wirken in dieser Richtung gewiß nicht an den Platz gekommen wäre, den er mit so viel Erfolg ausfüllt. Ihnen, mein alter und treuer Freund, war diese Selbstverherrlichung um dieses Mannes willen immer bedenklich."

Perthes antwortete:

Bonn, den 20. Dezember 1864

„Lassen Sie sich, mein lieber und verehrter Freund, auch meinen persönlichen Dank dafür gefallen, daß Sie der Cölner Wahlangelegenheit Ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben;

die guten Folgen sind, wie sich bemerken läßt, nicht ausgeblieben; aber wie wird es nun weiter gehen? die fernere Behandlung setzt eine so genaue Kenntniß der Verhältnisse, einen so scharfen Blick für Menschen und deren Absicht und Getriebe, ein solches Vertrauen zu dem eignen Recht und der eigenen Kraft, ein solches Geschick und eine solche Vorsicht in dem Verkehr mit dem Geschicktesten und Vorsichtigsten aller Europäischen Höfe voraus, daß ein auch nur verhältnißmäßig glückliches Resultat wohl zweifelhaft erscheinen kann und für eine nicht ferne Zukunft schon vielleicht schwierige Verwickelungen in Aussicht stehen.

Eine Antwort von Ihnen mitten aus dem unerhörten Gedränge heraus, in welchem Sie sich befinden, zu erwarten, ist mir, wie ausdrücklich zu sagen kaum nöthig ist, nicht in den Sinn gekommen; um so mehr erfreute mich Ihr lieber Brief von 16ten, obschon er mir leider auch die Kunde brachte, daß Ihre Gesundheit Ihnen doch auch jetzt bald hier, bald dort hemmend in den Weg tritt; möchten Sie uns doch recht kräftig erhalten bleiben für die Zeit der neuen, schweren Kämpfe, die bevorstehen. Zunächst aber steht das Weihnachtsfest vor der Thür; alle Ihre Kinder werden Sie um den Baum im Elternhause versammelt haben und noch dazu die Schwiegertochter, wie Sie schreiben; vor einem Jahre um diese Zeit konnten Sie, konnten wir, konnten viele anderen Eltern kaum hoffen, so daß Weihnachtsfest von 1864 zu feiern; Gott tröste die armen Eltern und so manche trauernde Braut, denen das harte Blei das Liebste nahm, was sie auf Erden hatten. Sagen Sie doch Ihrem Sohne-Ehemann, der uns wenig und Ihrer Schwiegertochter, die uns gar nicht kennt, unseren herzlichsten Glückwunsch und feiern Sie ein frohes und segensreiches Fest.

D. 21. Dec.

Als ich gestern die letzten Zeilen geschrieben hatte, wurde ich mit dem veränderten Stand der Cölnischen Angelegenheit bekannt gemacht und darf nicht anders, als Sie noch einmal mit derselben belästigen.

In den ersten Tagen des December hat ein Rescript des Cultusministers an das Domcapitel die von der Majoritätsfraction eingerichte Candidatenliste (Kettler, Baudri, Martin, Dieringer, Melchers) zurückgewiesen, die von derselben am 5. December beabsichtigte Wahl als unzulässig erklärt, die Minorität getadelt, daß sie sich nach Rom gewendet und das bestimmte Verlangen ausgesprochen, daß die von Rom kommende Antwort sofort dem Minister mitgetheilt werde.

Die Minorität wurde durch dieses Rescript besorgt gemacht, denn

1. Sie fürchtet, daß die Regierung schließlich noch die Wahl des Einen oder des Anderen der auf der Liste genannten Männer zugestehen werde, weil in dem gedachten Rescripte das Anerkenntniß der Liste nur deshalb versagt sei, weil dieselbe nach geschlossener Sitzung von einem Theile des Capitels aufgestellt sei.

2. Sie fürchtet, daß die Regierung keine Schritte gethan, um Rom von einer entscheidenden Antwort an das Capitel ohne vorangegangene Rücksprache mit der Regierung abzuhalten; denn das Rescript fordere sofortige Mittheilung der Antwort Roms, setze also voraus, daß dieselbe erfolgen werde ohne Verständigung, ja ohne Benachrichtigung der Regierung.

3. Die Minorität fürchtet, daß die Initiative der Wahl dann nicht von Rom, sondern von dem Capitel ausgehen werde, während die Minorität doch nur deshalb nach Rom appellirte, um dem Capitel von Rom aus einen Candidaten

empfehlen zu lassen, über welchen die Curie sich mit der Regierung verständigt haben würde.

Die Besorgniß der Minorität stieg, als sie in Erfahrung brachte, daß in Rom sehr stark für die Majorität gearbeitet werde, und daß die Majorität sich an den einflußreichen Cardinal Reisach gewendet und dessen eifrige Unterstützung gewonnen habe. Nun ist am 18ten doch ein Schreiben aus Rom angelangt, welches die ganze Angelegenheit auf einen anderen Weg bringt. Das Nähere schreibe ich auf ein besonderes Blatt, damit Sie dasselbe, wenn Sie es für zweckmäßig halten, dem Cultusminister, ohne weitere Mühe davon zu haben, senden können.

Der Männer wegen, die ohne Rückhalt mit mir diese Angelegenheit besprochen haben, bitte ich dringend, daß mein Name nicht genannt werde (natürlich den Kultusminister ausgenommen). Sehr schleunige Nachricht ist nöthig, wenn ich den Versuch einer Einwirkung machen soll; daß ich gegen Niemand erwähne, eine Mittheilung von der Regierung erhalten zu haben, versteht sich von selbst.

Daß ich zum zweiten Mal genötigt war fast als Geschäftsmann an Sie zu schreiben, thut mir wahrhaft leid. Tragen Sie mir es nicht nach.

Ihr

Perthes.

Beilage zu dem Briefe vom 20/12. 64

Am 18ten ist nun ein Schreiben des Staatssecretair Cardinal Antonelli mit Begleitschreiben des Nuntius in München Ganella an das Capitel eingelaufen; beide Schreiben haben zum Inhalte:

1. Die Rechtsfrage werde der Papst für die Zukunft zu ordnen suchen.

2. Damit die Erzdiöcese nicht zu lange vacant sei, und weil die inmittelst dem Könige vorgeschlagenen Candidaten vortrefflich seien, wünsche der Papst, daß alle Mitglieder des Capitels dieser Liste beitreten und sie „regi Berolinensi“!!! präsentiren und nach dem Rückempfang aus derselben wählen möchten.

3. Die Devolution auf den Papst sei bereits eingetreten, und der Papst gewähre dem Capitel nur noch die Befugniß die Liste mit diesen Männern einzureichen und aus derselben zu wählen. — —

Wenn die Minorität jetzt auf Wunsch des Papstes der Majoritätsliste beitritt, so bleibt der Regierung, da sie Keinen der auf der Liste genannten Candidaten zugestehen kann nur die Verwerfung der ganzen Liste übrig; dann geht das Besetzungsrecht von dem Capitel auf Rom über.

Wenn die Minorität ihren Beitritt zu der Majoritätsliste verweigert, so ist, wie Antonelli's Schreiben ausdrücklich bemerkt, die Besetzung bereits auf den Papst übergegangen.

Er fragt sich, ob die Regierung den ersten oder den zweiten Fall für günstiger hält?

Die Minorität setzt zwar sehr geringes Vertrauen auf die Unterstützung der Regierung und scheint wenig geneigt, dem ausgesprochenen Wunsche des Papstes offen entgegen zu handeln, indessen ist doch vielleicht in höchst vertraulicher Weise eine Einwirkung möglich; sollte dieselbe wünschenswerth erscheinen, so würde ich mir sogleich eine Andeutung darüber ausbitten, ob Beitritt oder Nichtbeitritt als zweckmäßiger betrachtet wird. Ich werde natürlich einen Rath nur als meinen persönlichen Rath an die hier Betheiligten ertheilen und bitte dringend auch in Berlin meinen Namen nicht zu nennen.

Gestern und wahrscheinlich auch heute hatte die Minorität noch keinen Entschluß über Beitritt oder nicht Nichtbeitritt gefaßt; wie lange sie aber den Entschluß noch hinausschieben wird, ist völlig zweifelhaft, und daher muß von Seiten der Regierung auf das Schleunigste das geschehen, was überhaupt geschehen soll.

Gewiß scheint, daß die Curie geneigt gemacht ist, die Wahl eines Mannes wie Kettler, Dieringer zu begünstigen und daß sie zu diesem Zwecke ohne Rücksprache mit der Regierung auf das Capitel einzuwirken sucht.

Ich bitte wegen des sehr flüchtigen Schreibens um Entschuldigung, aber die Zeilen müssen in den nächsten Minuten zur Post."

Auch im Jahre 1865 war der Briefwechsel zwischen den Freunden ein außerordentlich reger. Er wurde besonders von Perthes durch sehr ausführliche Briefe geführt, während Roon freilich nur seltener und kürzer antworten konnte. Als vorzugsweise interessant wegen der Beurteilung der Persönlichkeiten und politischen Leistungen Bismarck's und Roon's, sowie wegen der darin enthaltenen Erwägungen über deutsche und preußische Bundespolitik möge hier noch das Schreiben Platz finden, welches Perthes zum Jahreswechsel an Roon richtete:

Bonn, d. 5. Jan. 1865

„Das alte Jahr vergangen ist — Sie kennen ja die weiteren Verse und Strophen; wohl haben wir Alle und Sie noch in besonderem Sinne und in besonderem Grade zu danken, daß er in Noth uns und Gefahr so gnädig war das ganze Jahr. — — —

In der Cölner Wahlangelegenheit schrieb ich während Ihrer Abwesenheit aus Berlin, weil periculum in mora war, an H. v. M.; seit fünf, sechs Jahren ist das Ver-

hältniß der Regierung zum Capitel so verfahren, daß eine wenigstens verhältnißmäßig gute Besetzung des erzbischöflichen Stuhles jetzt nur möglich war, wenn die Regierung über dieselbe nicht mit dem Capitel, sondern mit der Curie sich zu verständigen hatte. Dieses Ziel ist nun durch das entschlossene und umsichtige Auftreten des wohlinformirten Oberpräsidenten und durch seine Reise nach Berlin erreicht, aber die bisherige Behandlung der schwierigen Angelegenheit läßt kein rechtes Vertrauen auf den glücklichen Ausgang der nun in Rom zu eröffnenden Verhandlungen aufkommen. Ohne Sie hätte das Erzbisthum wohl gewiß schon jetzt einen gefährlichen Fanatiker zum Erzbischhof erhalten; es war Alles sehr klug eingeleitet; das Land weiß es auch in diesem Verhältnisse nicht, wie sehr es Ihnen verpflichtet ist; wenden Sie auch dem weiteren Verlaufe des jetzt beschlossenen Verfahrens Ihre Aufmerksamkeit zu; wie wichtig die Besetzung ist, haben die polnischen Klöster, die Bewegungen in Folge des Speierschen Seminarconflicts und die Encyklika des Papstes gezeigt.

Mit Ihnen fühle und sage ich: wir haben immerfort Gott dem Herrn für das zu danken, was im letzten Jahre errungen ist: Respect im In- und Auslande, Unfrieden im Lager der Feinde, wachsendes Selbstvertrauen der Freunde. — Ohne Herrn v. B. als Ministerpräsidenten und als Minister des Auswärtigen würde die Regierung ihre jetzige günstige Stellung nimmermehr gewonnen haben und selbst ein hartgesottener Doctor scheut sich den Menschen, der ihm nahe stand und Gutes that, als Leiche zu seciren oder gar bei Leibesleben wie einen Frosch oder ein Kaninchen zu zerschneiden, nur um zu erfahren, wie er doch während des Lebens eigentlich im Inneren aussehe. Auch ich würde mir den Dank für die Gutthaten der letzten Jahre nicht ab-

schwächen durch genauere Untersuchung über den Organismus des merkwürdigen Mannes und durch das Abwägen des pro und contra in ihm als Staatsmann Preußens, wenn nicht eben dieser Mann auch künftig noch wesentlich die Geschicke Preußens zu bestimmen hätte. Niemand kann auch nur annäherungsweise richtig die gegenwärtige Situation und deren künftige Entwickelung beurtheilen, der die Persönlichkeit dieses Mannes außer Acht läßt und Niemand kann neben diesem Manne handeln, der ihn nicht in seinen Stärken und Schwächen kennt. Ihn zu niedrig anzuschlagen, wäre sehr gefährlich, aber noch gefährlicher ihn zu überschätzen. Von diesem Gesichtspuncte aus werden Sie den nicht schelten, der weder aus anatomischen Gelüsten, noch aus der Sucht auch am Großen Kleines aufzudecken nicht allein dankt für das, was gethan ist, sondern auch fragt, wer das gethan hat, was gethan ist und der die Bedeutung dessen, was H. v. B. gethan hat, weniger nach den Erfolgen beurtheilt, welche dessen Handeln für die Situation des Moments, als nach denen, welche es für die Geschichte Preußens gehabt hat.

Unglaublich schnell haben nicht allein die Zuschauer, sondern allem Anschein nach auch die Spieler vergessen, wie wir auf den Punct gelangt sind, auf welchem wir uns jetzt befinden.

Nur indem die Armeereorganisation als Ziel hingestellt, als Fahne aufgepflanzt ward, wurde es möglich inmitten der neuen Aera noch einmal den Kampf für die Königsherrschaft gegen die in Gestalt der Kammerherrschaft erscheinende Revolution mit Ernst aufzunehmen; dieses Ziel aber ward nicht von Herrn v. B., sondern von Ihnen festgestellt und von Ihnen in Baden und Ostende, in Berlin und manchem anderen Orte mit zäher Kraft festgehalten.

Sie traten in das Ministerium Auerswald-Hohenzollern, nicht um als Keil sich in eine feste Steinmasse einzutreiben, aber Sie zerbröckelten das morsche Bauwerk, wie das in einen Mauerriß gefallene Saamenkorn durch das Wachsthum seines frischen, organischen Lebens das todte Gestein auseinander fallen macht, nicht um Vorhandenes zu zertrümmern, sondern um selbst zu gedeihen.

Das Ministerium der neuen Aera fiel. Sie telegraphirten demselben Manne zuerst nach Petersburg, dann nach Paris? Kommen Sie so schnell wie möglich; aber Sie thaten es nicht, damit dieser Mann die Richtung bestimmen sollte, in welcher die Regierung künftig zu regieren habe, denn diese hatten Sie bereits bestimmt, sondern damit er durchführen helfe, was Sie bestimmt.

H. v. B. kam, ward Minister des Auswärtigen, ward Ministerpräsident und hat für die Ausführung Außerordentliches geleistet nach Innen wie nach Außen. Sie aber waren es, der auch bei der Ausführung in der trübsten Zeit, in den gefährlichsten Lagen das neue Ministerium durch Ihre Persönlichkeit deckten wie mit einem spiegelhellen Schilde; Sie waren es, der den ausführenden Ministerpräsidenten nöthigte trotz aller Seitensprünge Fuß bei Mal zu halten; Sie waren es, der dessen revolutionäre Natur nöthigte die conservative Grundrichtung nicht zu verlassen.

Das feindselige Wort: B. hat als Hauptverdienst nur sein Sch—glück, ist nicht allein undankbar, sondern auch unwahr, denn Glück hat Jeder, aber nicht Viele wissen es zu erkennen und nur Wenige es zu benutzen. B. hat die Ereignisse, wie der Tag sie in raschem Wechsel brachte, mit genialer Keckheit ausgebeutet, hat heute Diesen, morgen Jenen, wie es der Vortheil des Augenblicks begehrte, rücksichtslos als Freund oder Feind behandelt, hat heute nach

dieser, morgen nach jener Seite hin mit Zuversicht und Erfolg das drohende Wort gesprochen, die drohende Hand gezeigt, hat redend und handelnd glückliche Impromptu in reicher Fülle gehabt. Als Staatsmann steht er in der Geschichte so groß, aber auch nicht größer da, wie Fürst Felix Schwarzenberg, nur aus dem Oesterreichischen in das Preußische übersetzt; große, fruchtbringende politische Gedanken sind von ihm so wenig, wie von Schwarzenberg ausgegangen, denn der einzige fruchtbare politische Gedanke, den die Regierung in dem letzten Jahrzehnt gehabt, ist die Armeereorganisation, und diesen hatte nicht H. v. B.

Auch das neu gegründete Ansehen, welches die Regierung heute nach Innen wie nach Außen besitzt, hat nicht H. v. B. ihr gewonnen. Das treffliche Material der Armee, die Raschheit, mit welcher es am rechten Platze war, die Ausdauer und Frische der Leute in Schnee und Sturm bei den stärksten Märschen, bei Hunger und Frost machte zuerst die Schreier im Auslande und im Inlande stutzig; als aber dann unsere Brandenburger und Westphalen lange Wochen hindurch vor den Düppeler Schanzen umherkrabbeln mußten und der östreichische Feldwebel mitleidig sagte: die Herrn kriegens nimmer, bis der Kaiser uns zu Hülfe schickt, vermochte auch das keckste und gewagteste diplomatische Auftreten nicht, das Ansehen der Regierung nach Außen und nach Innen zu stärken; der Sturmtag von Düppel, der Übergang nach Alsen sind es gewesen, welche die gegenwärtige glückliche Stellung der Regierung dem Auslande wie dem Inlande gegenüber geschaffen haben und nicht die Thaten des auswärtigen Amtes. H. v. B.'s großes Verdienst ist es, die militärische Action möglich gemacht zu haben; Niemand wird einen Mann außer H. v. B. zu nennen wissen, welcher als Ministerpräsident es der Armee und dem Kriegsminister

möglich gemacht hätte, das auszurichten, was ausgerichtet ist; *nicht ohne* Herrn v. B. wäre die gegenwärtige Stellung zu erreichen gewesen, aber *durch ihn* ist sie *nicht* erreicht.

Dem, der zurücksieht auf die letzten Jahre, würde es als eine Verderben drohende Gefahr erscheinen müssen, wenn in dem Herrn Ministerpräsidenten jetzt plötzlich der Blick, die überlegene Ruhe, die Schöpferkraft des großen Staatsmannes vermuthet würde, wenn für die Zukunft er die Grundrichtung, in welcher die Regierung sich zu bewegen habe, bestimmen oder auch nur die ihm vorgezeichnete Richtung verfolgen sollte allein auf sich angewiesen, nicht gewarnt, gehalten, geleitet von einem Manne, vor dessen männlicher Sicherheit und überlegenen Persönlichkeit er sich mit allen seinen glänzenden Gaben beugt, auch wenn die Lust zum Irrlichteriren mit sonst unwiderstehlicher Macht über ihn gekommen sein sollte.

Sie können, mein und lieber und verehrter Freund, für H. v. B. der rechte Halt nicht sein, wenn Sie seine Gaben zu hoch und Ihre Persönlichkeit zu niedrig anschlagen und dennoch sind Sie es, welcher den rechten Halt ihm gewähren muß. Schütteln Sie sich so viel Sie wollen, diese Pflicht abzuschütteln vermögen Sie nicht; Sie haben den Wagen dorthin gefahren, wo er jetzt steht und dürfen nun nicht den Kutscher sich selbst überlassen, sondern müssen ihm nach wie vor immer wieder zurufen: dorthin geht der Weg; Deine Sache ist es die Pferde zu behandeln, den Gräben auszuweichen, die Steine zu vermeiden, das die Fahrt versperrende Menschen- und Viehzeug auseinander zu jagen oder auch über den Haufen zu rennen, aber den Dir bezeichneten Weg hast Du unter allen Umständen einzuhalten. Wollten Sie aber den Kutscher als „den vortrefflichen B.", sich als „den stumpfen Alten" betrachten und die Last und die Verantwortung der Führung im Großen von Ihren

Schultern auf die Seinigen legen, so würde bald genug eine Wendung in der Geschichte Preußens eintreten; nein, Sie dürfen den Posten nicht verlassen, auf den Sie als Staatsminister gestellt sind.

Den 8. Januar

In den Herzogthümern muß Preußen künftig eine feste Stellung haben; vielleicht wäre dieselbe Ende 1863 und Anfang 1864 als Protector des Prinzen von Augustenburg und als Leiter des nichtöstreichischen Deutschlands zu erlangen gewesen; jetzt jeden Falles nur im Gegensatze zu Beiden. Der militärische Besitz von Rendsburg und Kiel ist das Unerläßliche; was und wie viel an diesen Kern sich ansetzen läßt, werden Verhältnisse und deren weitere Entwickelung bestimmen, welche sich zur Zeit meiner und vielleicht noch einiger Anderer Kenntniß und Beurtheilung entziehen, aber gewiß ist doch wohl, daß Preußen dort weder zu Wasser noch zu Lande in Vertretung des Bundes auftreten, Rendsburg z. B. also nicht Bundestruppen, sondern Preußische Truppen als Besatzung haben wird.

9. Januar

Gestern wurde ich unterbrochen und heute sehe ich, daß es mir gestern wiederum begegnet ist Selbstgespräche in der Form niederzuschreiben, in welcher sie mir bei Spatziergängen durch meine Stube in den Sinn gekommen sind; diese formlose Form, Glaubensartikel statt schüchterne Bemerkungen in brieflicher Wechselrede, nimmt sich dem Minister gegenüber ziemlich wunderlich aus, aber ich vertraue auch dieses Mal auf dieselbe Nachsicht, welche ich schon früher erfahren; erlauben Sie mir noch einige Worte.

Preußen muß im eigenen Interesse einen politischen Zusammenhang der deutschen Staaten unter einander wollen und hat für denselben niemals außer in der Zeit, in welcher

es mit den Erbkaiserlichen des Jahres 1848 und des Nationalvereins sich einließ, eine andere als die Bundesform angeben können; Preußen wird daher wohl die Aufgabe haben müssen, sich innerhalb der angegebenen Verfassung des Bundes einzurichten, die Bundesglieder möglichst für sich zu gewinnen und auf die Verhandlungen und Beschlüsse der Bundesversammlung möglichst entscheidenden Einfluß zu üben. Statt aber den Bund, sei es auch nur als nothwendiges Übel, anzuerkennen haben Radowitz, Pourtales, Usedom u. s. w. und stärker als sie Herr v. B. auf die Ohnmacht, die Zersetzung, das Verächtlichwerden und die schließliche Zersprengung des Bundes hingearbeitet; wurde doch einmal die Instruction nach Frankfurt gegeben, keinen Schritt zu unterlassen, durch welchen die Auflösung des Bundestages beschleunigt werden konnte. Der Bund besteht, weil er auf innerer Nothwendigkeit ruht, auch im Januar 1865 fort, aber durch die erfahrenen Angriffe so zerrüttet, wie früher nie und so preußenfeindlich wie früher nie; der Bundestag ist ohne alle Disciplin, die einzelnen Mitglieder stimmen ohne Rücksicht auf den Preußischen Gesandten, wenn sie nicht grade von vorübergehender Angst ergriffen sind; ganz ungenirt werfen sie Preußen bald einen Knittel in die Beine, bald Schmutz ins Gesicht; auch unmittelbar machen die Regierungen ihrem giftigen Hasse in Worten und Thaten Luft und die bis zum Wahnsinn fanatisirte Bevölkerung mancher Länder jauchzt ihnen zu, nicht die Democraten allein; denken Sie nur an den alten Raumer, an Harnack, Delitzsch und die anderen Säulen des Lutherthums in Erlangen, an den innig frommen Beck in Tübingen und so manche Andere im Norden wie im Süden. Seit Gründung des Bundes hat Bund und Bundestag sich in keinem Momente so zerfahren, so aufrührerisch, so unverschämt

gegen Preußen gezeigt, als in den Jahren, in welchen H. v. B. Präsident des Ministerium ist. Es ist freilich gewiß: Preußen muß die Führung des Bundestages gewinnen und wird deshalb alle Regierungen zu Feinden haben; Preußen muß den Kampf gegen die Revolution durchführen, so lange es möglich ist und wird deßhalb die Bevölkerung der deutschen Staaten zu einem großen Theile gegen sich haben, aber grade weil dem so ist, und weil auch jetzt Niemand einen fruchtbaren Gedanken für die Ersetzung oder Umbildung des Bundes hat, und weil Preußens Zwiespalt mit Östreich bald genug wieder als der normale Zustand gelten wird, scheint es Preußens Aufgabe zu sein, den bestehenden Bund anzuerkennen und zu sichern, bessere Zucht in Frankfurt herzustellen, Schritt für Schritt den verlorenen Einfluß auf die Verhandlungen wieder zu gewinnen und das verlorene Vertrauen der Regierungen neu zu begründen, denn den Bund zerstören ohne einen neuen politischen Zusammenhang zu schaffen würde keinen Segen bringen, und zu großen politischen Thaten kann eine Zeit schwerlich berufen sein, welche den großen politischen Gedanken entbehrt.

Deutsche Königreiche und Fürstenthümer, Bund und Bundestag, Schleswig-Holstein und Lauenburg erscheinen indessen im Verhältniß zum Kampfe gegen das Fortschreiten der Revolution nur wie Mittel zum Zweck, und zu diesem Kampfe hat die Regierung eine Kraft gewonnen, mit welcher sie die errungene günstige Stellung lange wird behaupten können. Auch in dieser Beziehung aber ist kein fruchtbarer Gedanke an den Tag getreten, durch welchen in dem Wesen des Kampfes oder in dessen augenblicklichen, doch eigentlich zufälligen Objecten eine Änderung herbeigeführt wäre. Außerordentliches wird auch in diesem Verhältnisse zur Zeit nicht gethan werden können. Die Regierung wird wie bisher

dem formalen Rechte so weit es möglich genügen, Budget und Armeereorganisation dem Landtage vorlegen, und wenn Beides verworfen ist, ohne Budget und mit Armeereorganisation weiter regieren und zwar gut, sehr gut regieren; es könnte sich doch möglicher Weise langsam im Lande die Meinung bilden, daß dieses Ministerium, möge es sonst sein wie es wolle, doch so gut zu regieren wisse, wie kein Anderes. Die Zuverlässigkeit und Schnelligkeit der Feldpost, die mancherlei Einzelverbesserungen der Post überhaupt, das ganze Verpflegungswesen der Armee, der feste Gang in den Verhandlungen über den Zollverein und manches Andere der Art hat in weiten Kreisen überaus günstig gewirkt. Die Regierung kann wohl noch andere billige Forderungen und Wünsche ausfindig machen, durch deren Befriedigung sie bald diesen bald jenen Gegnern wider deren Wissen und Wollen Anerkennung und Dank abgewinnt. Nach den Ereignissen und Thaten des Jahres 1864 hat die Regierung keinen Grund, ihre Feinde anders als zu einem ganz bestimmten Zwecke zu verwunden oder die Wunden, die sie zufügen mußte, mit Salz und Pfeffer zu bestreuen. Da die Regierung in dem großen Kampfe, dessen Bedeutung schließlich alles Andere verschlingt, sich durch Änderung der Verfassung nicht stärken kann, so wird sie alles daran setzen müssen, sich durch Änderung der Stimmung wenigstens derjenigen ihrer Gegner zu stärken, die der Teufel der Revolution nicht gänzlich zwischen Schenkel und Zügel hat und im tollen Laufe dem blutigen Ziele zureitet.

Verzeihen Sie, wenn Sie können, die endlose Schreiberei und bewahren Sie mir und den Meinigen auch im neuen Jahre ein sehr freundliches Andenken.

Sie machten mir Hoffnung auf eine Denkschrift über die Militärorganisation; noch habe ich Nichts erhalten.

Gott gebe Ihnen Kraft und Ruhe für die Tage, die nun kommen; wenn man das geleistet, was Sie im letzten Jahre geleistet haben, ist es doppelt ekelhaft dem Redottiren dieser — gegenüber zu stehen."

In weiteren, noch im Januar 1865 und auch in den folgenden Monaten geschriebenen Briefen kommt Perthes wiederholt auf die Kölner Erzbischofswahl zurück. Als geeignetste und am wenigsten ultramontan gesinnte Kandidaten bezeichnete er Hilgers und Prinz Hohenlohe. Über letzteren (den späteren Kardinal) fügte er sehr ausführliche und interessante Personalnotizen bei.

Bekanntlich gelang es aber nicht, diese Wahl durchzusetzen. — — —

Für Roon selbst sollte das neue Jahr 1865 neue Reibungen und heiße Kämpfe bringen.

Während der Vorbereitung der Militärvorlagen kam es im Januar 1865 u. a. auch zu ernsten Auseinandersetzungen zwischen ihm und General Manteuffel. Aus der betreffenden Korrespondenz möge erwähnt werden, daß Roon bei diesem Anlasse — wie auch schon bei früheren — sich gezwungen fand, die allzu weit gehenden Ratschläge Manteuffel's zurückzuweisen, da er sie für Bevormundung erachten mußte; er war der Meinung, er dürfe sich dies, trotz der sehr vertrauten Stellung Manteuffel's zum Könige, nicht bieten lassen. Im Laufe der Erörterungen drückte Manteuffel, der seine Eigenschaft als unmittelbarer Ratgeber des Königs geltend gemacht hatte, dann wiederholt den Wunsch aus, die Stellung als Chef des Militärkabinetts aufgeben zu dürfen, und bat Roon, ihm zu einem Kommando in der Armee behilflich zu sein. Dazu kam es zwar vorläufig noch nicht, und die beiden Männer, welche so manchen ernsten Strauß neben einander fechtend, bestanden hatten, versöhnten sich

auch wieder; aber die Schwierigkeiten, welche das Nebeneinanderwirken des Kriegsministers und Kabinettschefs naturgemäß hatten und immer haben werden, und zu deren Überwindung bei der eigentümlich zarten Natur der Stellung beider zum Könige und zu einander von beiden Seiten permanent eine nicht geringe Selbstverleugnung geübt werden muß —, waren bei dieser Gelegenheit sehr deutlich hervorgetreten und haben auch bei Roon zweifellos den Wunsch zurückgelassen, daß diese Situation bei passender Gelegenheit geändert werden möchte, so lebhaft er im übrigen nicht nur Manteuffel's Charakter und hervorragende Leistungen zu schätzen wußte, sondern auch sein heilsames Wirken zum Wohle der Armee immer mit Wärme anerkannt hat.

Immerhin hat es noch Monate gedauert, bis der König seine Zustimmung zu anderweitiger Verwendung des Generals Manteuffel gegeben hat, da er an diesen gewöhnt war und sich nicht von ihm trennen mochte. Zunächst kam die Angelegenheit zur Erörterung, nachdem General von Bonin, der Kommandierende des 8. Armeekorps, gestorben war. Manteuffel schrieb am 14. März an Roon:

„Ew. E. schreibe ich noch zwei vertrauliche Worte. Ich erachte die baldige Besetzung des 8. Armeekorps für geboten; die Stelle ist wichtig. . . . Der König sagte mir heute, nach vielem Hin- und Herdenken komme er doch immer auf General Herwarth. Ich stimmte ihm bei, sagte aber, der Herwarth'sche Posten müsse sogleich wieder besetzt werden, denn sonst würde es gerade jetzt den Eindruck machen, als gäbe man die Herzogthümer auf. . . .

Zu General Moltke hat der König Vertrauen als Chef des Generalstabes und im Innern denkt der König doch noch die Armee in einem Kriege zu commandiren und ist in seinem Gedankengange da an Moltke gewöhnt . . ., ich sagte

dem Könige ferner, ich selbst sei in die Situation gelangt, wo er würde entscheiden müssen, ob ich mich zu Tode avancirt habe, d. h. daß ich in der Anciennität soweit heraufgerückt sei, daß ich ein Commando in der Armee bekommen oder gehen müsse. Wolle Se. Majestät meinen Vorschlag, so sei es der: General Herwarth 8tes Armee-Corps — ich Commando in Schleswig. Ich ging dann vor Uebernahme desselben nach Wien, um mich beim Kaiser zu melden und könne in bezug auf den gemeinschaftlichen Gang der Verwaltung in den Herzogthümern wirklich durch meine Verhältnisse in Wien nutzen. Der König meinte, so viele könnten doch nicht übergangen werden und brach ab. Ich halte es aber doch für Pflicht, Ew. Excellenz meine Ansicht vorzutragen, weil ich den Gedanken über meine Verwendung für richtig und allen gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend halte. Ew. Excellenz schreibe ich sehr eilig, auf Ihre Güte und Nachsicht rechnend, aber das Schreiben nicht verzögernd, weil ich die Sache eben für wichtig genug erachte, sie Ew. E. in die Hand und zur Erwägung zu geben. . ."

Die Sache wurde im März nicht entschieden und ruhte auch im Juni noch; eine Notiz von Roon's Hand vom 13. Mai besagt: „Heute einen letzten Versuch gemacht, um Manteuffel's Ernennung für Holstein und seine Sendung nach Wien zu bewirken — mit zweifelhaftem Erfolge." Am 4. Juni schrieb Manteuffel ihm wieder, aber in einer andern Angelegenheit, brachte dabei auch seine damaligen politischen Sorgen zur Sprache:

„. . . Ich bitte Ew. E. herzlich, Bismarck im Auge zu haben und Fühlung mit ihm zu halten. Ich fürchte heißsporniges Blut, und das darf nicht sein. Ich bitte Euer E. wiederholt, die Sachen zu überwachen; es giebt zu hohes Spiel; und der Staat ist die Hauptsache. . ." Am Schlusse

desselben Schreibens heißt es u. a. in Anspielung auf den andauernden inneren Konflikt:

„Sonst weiß ich nichts Neues, als daß Napoleon (d. h. der wirkliche) als Lieutenant Ludwig den 16ten tadelte, daß er die rebellische Kammer nicht zum Teufel jagte; und daß er, älter geworden, im Jahre 1815 eine rebellische Kammer duldete und dafür von ihr abgesetzt wurde. In herzlichster Verehrung E. Manteuffel.

Erst am 29. Juni konnte Manteuffel (aus Karlsbad) melden, daß Se. Majestät ihn mit dem Oberbefehl in den Herzogtümern beauftragt habe; „. . . ich soll aber vorläufig im Gefolge Sr. Majestät noch verbleiben. Ich glaube, dies hängt mit der angekündigten Reise des Kaisers Franz Joseph nach Gastein zusammen. Nun, die Ordrevollziehung . . . ist immer ein Schritt weiter. Ich möchte Ew. E. einen langen Brief schreiben und Ihnen vieles sagen und aussprechen; der Tag war stürmisch, es ist spät, und der Courier will fort, ich kann Ew. E. nur bei meinem Scheiden aus dem Amt meinen oft ausgesprochenen Dank wiederholen für die Güte, die Sie vielfach für mich gehabt, und für die Nachsicht, die Sie auf meine Schwächen und Gebrechen genommen haben. Der liebe Gott segne Ew. E. in Ihrem Amte und gebe Ihnen Kraft und Sieg. . . . Die Geschäfte habe ich bereits an Treskow abgegeben."

Aber am 18. August befand sich Manteuffel noch immer im Allerhöchsten Gefolge (jetzt in Gastein). Von dort aus schrieb er an diesem Tage an Roon: „Ew. E. wenigstens zwei Worte zu schreiben, bevor ich Gastein verlasse, nachdem es nun feststeht, daß ich aus meiner Moses-Situation erlöst werde — drängt mich mein Herz. Wie die Sachen diplomatisch liegen, werden Ew. E. durch

Minister Bismarck wissen. Ich schreibe Ihnen nur, daß der König bestimmt hat, daß ich ihn noch nach Ischl und dann am 23ten bis Augsburg begleiten, dann aber mein Commando antreten soll. Ich war aus Berlin fortgegangen in der Voraussetzung, in 8 Tagen oder in 10 Tagen wieder dort zu sein, muß also jetzt dahin wieder zurück, um wenigstens meinen Schreibtisch zu ordnen. Ich will versuchen, dies in einem Tage fertig zu bekommen und, da ich vor dem 25ten nicht eintreffen kann, am 27ten spätestens nach den Herzogthümern abgehen, um doch wenigstens die Truppen noch während des Manövers zu sehen. Bin ich erst dort, so mache ich Ew. E. offizielle Meldung und werde dann Ihre Güte und Nachsicht und Geduld wohl durch vielfache Briefe in Anspruch nehmen. — Nur einen Gedanken möchte ich Ew. E. schon heute vortragen: Der September rückt heran, und tritt der Frost ein, so läßt sich nicht arbeiten. Wie die Dinge aber im Frühjahr aussehen werden, weiß Niemand. Ist es nicht geboten, die kurze Zeit zu benutzen, und wenn es nicht anders geht, wenigstens passagere Fortificationen zur Sicherung von Alsen anzulegen? Ich glaube auch, daß es einen moralischen Eindruck auf die Herzogthümer, auf Oesterreich, auf unsere Nation macht; wenn man sieht, daß wir uns wirklich zur Vertheidigung des Landes einrichten. — Ich muß schließen; der König ist Gott sei Dank wohl. . . . E. Manteuffel.

Am 24. folgte dann aus München die weitere Meldung, daß Manteuffel zum „Gouverneur des Herzogthums Schleswig" ernannt worden und nun von Sr. Majestät aus dem Allerhöchsten Gefolge entlassen sei. . . . „Von meinen Gefühlen spreche ich nicht, ich habe die im Auswärtigen Ministerium gefertigte Ordre über meine Ernennung gestern

Abend erhalten und bin nun definitiv aus Verhältnissen geschieden, mit denen ich mich doch mehr verwachsen fühlte, als ich glaubte. . . ." —

Als Roon obige Nachrichten über die definitive Ernennung Manteuffel's empfing, hatte er die parlamentarische Kampagne des Jahres 1865, die für ihn eine ganz besonders anstrengende und aufregende gewesen war, schon hinter sich. Freilich hatte dieselbe die Situation der inneren Politik so gut wie gar nicht verändert und in ihren Einzelheiten ist sie aus den stenographischen Berichten ersichtlich; da sie aber eine für Roon's politische Tätigkeit sehr bemerkenswerte war, so möge sie nachstehend wenigstens in einem kurzen Rückblicke skizziert werden.

Der im Januar einberufene Landtag der Monarchie wurde am 14. desselben Monats mit feierlicher Thronrede eröffnet. In derselben wies der König u. a. auf die durch den siegreich beendeten Krieg bewährte neue Heeresorganisation und deren Vorteile auch „für die Erwerbs- und Familienverhältnisse" hin und fügte am Schlusse hinzu: „Es ist Mein dringender Wunsch, daß der Gegensatz, welcher in den letzten Jahren zwischen Meiner Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet hat, seine Ausgleichung finde. Die bedeutungsvollen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit werden dazu beigetragen haben, die Meinungen über das Bedürfnis der verbesserten Organisation des Heeres . . . aufzuklären. . . . Der Wohlfahrt Preußens und seiner Ehre ist Mein ganzes Streben, mein Leben gewidmet. Mit dem gleichen Ziel vor Augen werden Sie, wie ich nicht zweifle, den Weg zur vollen Verständigung mit Meiner Regierung zu finden wissen. . . ."

So versöhnlich diese Sprache vom Throne aus dem Munde eines siegreichen Königs auch lautete: bei der Ma-

jorität des Abgeordnetenhauses fand sie abermals nicht das gewünschte Echo. Sie wurde im Gegenteil schon am folgenden Tage beantwortet durch neue Anklagen, welche der Präsident des Hauses, Grabow, gegen die Regierung erhob, deren Verfahren er der herbsten Kritik unterzog, zugleich die Lage des Landes in den düstersten Farben schildernd. Der Präsident erklärte sogar unter Beifallsrufen aus der Versammlung, der Gegensatz sei nie schroffer gewesen als jetzt, und eine Verständigung sei nur möglich, wenn die Regierung sich entschließe, die Wege des Abgeordnetenhauses zu gehen.

Das aber hieß: Abschaffung der neuen Heeresverfassung, Auflösung der siegreichen jungen Regimenter! Wenn also das Ministerium, und mit ihm Roon, einen Augenblick gehofft hatte, daß die Gesinnungen der Majorität angesichts der politischen und militärischen Erfolge sich geändert hätten —, so mußte diese Illusion sehr bald aufgegeben werden. Solche Erwägungen wurden auch dem Monarchen vorgetragen; und mit bezug darauf schrieb der König u. a. an Roon (Berlin, 5. März 65):

„Auf Ihre heutige Frage, wohin ich eigentlich mit diesem Abgeordnetenhause kommen wolle, Arrangement oder Rupture, war meine Antwort: 3jährige Dienstzeit und jetzige Kopfzahl der Armee mit in Aussichtnahme der manquirenden 20 Escadrons. Ich setze aber nun noch hinzu: Das Militair-Budjet in solle! Die Contingentirungs-Frage schließt immer noch nicht dieses Budjet in sich. Denn wenn die einzelnen Posten des Milit.-Budjets noch nach etwaigem Rekruten-Contingents-Arrangement von der Kammer discutirt würden, so setzt sie natürlich zuerst die Cadetten- und Unteroff.-Schulen auf den Aussterbe-Etat, etc. Dann stehen wir also schlechter als Budjetlos, weil

wegen solcher Raten-Posten das Herrenhaus schwerlich das ganze Budjet verwirft. Aus diesen Gründen ist also jedes Arrangement, was nicht das vorgelegte Milit.-Budjet in solle zu Stande bringt, unannehmbar. Das mußte ich noch hinzusetzen. W.

Mitternacht.

Nach diesen Anschauungen hatte sich das Verhalten sämtlicher Minister in der Militärbudgetfrage zu regeln, und ihr Auftreten war um so entschiedener und überzeugungsvoller, als sie sich in dieser für den Staat wichtigsten Lebensfrage auch innerlich in vollster Übereinstimmung mit ihrem königlichen Herrn befanden.

Roon hatte zunächst am 20. März — bei Beratung des Generalberichts der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses — Veranlassung, seine Vorlagen in ausführlicher Rede zu vertreten[1]). Sagte er sich auch, daß es nicht möglich sein würde, die Majorität umzustimmen (und ganz hatte er selbst diese Hoffnung noch nicht aufgegeben), so war es doch jedenfalls seine Pflicht vor dem Lande, ja vor ganz Europa, den Beweis von der Richtigkeit und Unerläßlichkeit der Regierungsmaßregeln zu führen. Er tat also seine Schuldigkeit, wenn er sich auch nicht verschwieg, daß er dabei schon hundertmal dargelegte Argumente — vielleicht ohne allen Erfolg — wiederholen müsse.

Roon wies nach, wie unbegründet es sei, von der angeblichen „Unerschwinglichkeit" des Militäretats zu reden; daß man sich in betreff der alten Militärverfassung Jahrzehnte lang unrichtigen Illusionen hingegeben hätte. Er verglich die jetzigen und früheren Ausgaben für die Armee,

[1]) Näheres darüber findet man in dem Werke „Kriegsminister von Roon als Redner" II., S. 143—160, u. weiter S. 161—200.

legte es dar, daß die früheren — relativ zu den Staatseinnahmen — noch höhere gewesen seien, verglich jene Ausgaben auch mit denen der Nachbarländer, wies auf das erforderliche richtige Verhältnis der Stärke der Friedensarmee zum mobilen Kriegsheere hin, dabei an die Ansichten Boyen's anknüpfend, machte auf die Lage, die ungünstigen Grenzen — und dennoch großen Aufgaben Preußens aufmerksam; wies es ferner nach, daß gerade die Reorganisation die Bildung eines wahren Volksheeres bezwecke, dessen Friedenskadres indessen nach technischen Notwendigkeiten bestimmt werden müßten, damit ein brauchbares Volksheer entstehen könnte. Die Nützlichkeit der Ausbildung und militärischen Erziehung der ganzen Nation auch für den bürgerlichen Beruf, die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der gesetzlich bestehenden dreijährigen Dienstzeit bildeten den weiteren Inhalt dieser mehrstündigen, dies ganze Gebiet erschöpfenden Rede, in welcher auch noch erneut darauf hingewiesen wurde, daß die Landwehr — wenn auch mehr in Reservestellung — in ihrer ganzen Totalität erhalten werden solle. Roon schloß mit dem Hinweise auf die Zwecke und politische Bedeutung der Reorganisation und warnte in patriotischen Worten noch einmal vor den Gefahren einer einseitigen Parteitaktik.

Am folgenden Tage, in der Sitzung vom 21. März, wandte er sich sodann gegen einige Ausführungen der Gegner und sprach es aus, daß das Material der preußischen Armee, in welcher die Blüte der Nation tatsächlich diene, das kostbarste und in vielen Beziehungen auch tüchtiger und brauchbarer sei als das anderer Armeen. Auch in dieser Hinsicht unternähme es die Reorganisation, noch weitere Verbesserungen einzuführen; es sei auch für das Material in bezug auf Bewaffnung ꝛc. gleichzeitig alles geschehen, um die Qualität noch zu erhöhen, — aber die Notwendigkeit,

auch in quantitativer Hinsicht Fortschritte zu machen, sei doch dadurch noch nicht beseitigt; wolle man das nicht einsehen, so könnte eine Verständigung eben nicht erreicht werden, die Regierung müsse aber dann konstatieren, daß daran nur die schroffe Haltung des Abgeordnetenhauses schuld sei.

Schon zwei Tage später, am 23. März, war Roon veranlaßt, seine so ausführlichen Darlegungen vom 20. nochmals und mit der gleichen Unermüdlichkeit zu wiederholen. Er erläuterte noch näher den Begriff der Armee als einer wahren Volksschule, machte darauf aufmerksam, wie unbegründet und unberechtigt es sei, die Frage der gesetzlich bestehenden Dienstzeit bei der Fahne immer wieder zu verquicken mit der Reorganisation, welche an dieser ja nichts ändern wolle; ging dann spezieller ein auf die mehr staatsrechtlichen Fragen: Die Schuld am Konflikt und die Ausdehnung desselben — die Stellung und die Pflichten des Ministeriums und die nach Meinung der Kammer berechtigten, nach seiner Ansicht aber ganz unmotivierten, sogenannten konstitutionellen Postulate und wies zum Schluß sehr eindringlich darauf hin, daß die Kammer selbst durch ihre abweisende und unversöhnliche Haltung es verschulde, wenn die streitige Angelegenheit aus einer Rechtsfrage zu einer Existenzfrage geworden sei.

Während die Verhandlungen über die Budgetvorlagen noch fortdauerten, brachte Roon am 5. April auch einen Gesetzentwurf betreffend einen außerordentlichen Kredit für die Marineverwaltung ein und begründete denselben — in seiner Eigenschaft als Marineminister — näher. Besonderes Aufsehen erregte diese Rede damals um deswillen, weil Roon es mit voller Bestimmtheit aussprach, daß Preußen entschlossen sei, im Besitze des Kieler Hafens zu bleiben,

während bis dahin über die Wege, welche die preußische Regierung bei Lösung der holsteinschen Frage gehen würde, noch viele Zweifel geherrscht hatten. — Roon fügte der Vorlage noch eine ausführliche Denkschrift bei, welche den „Plan zur Erweiterung der preußischen Kriegsmarine" enthielt und motivierte. In Ergänzung dieser Schriftstücke wurde, — wie hier im Anschlusse vorweg bemerkt sei —, mit der Marinevorlage pro 1866 auch noch eine Denkschrift beigefügt, welche weiteres „über die Gründung eines Marine-Etablissements in der Kieler Bucht" nebst eingehenden Motiven enthielt.

Wegen der Überlassung von Kiel mußte mit der österreichischen Regierung bekanntlich noch lange verhandelt werden, da diese infolge von Roon's Erklärung Protest erhoben hatte; aber der König blieb in diesem Punkte ganz fest, wollte auch kaum in die betreffende von Bismarck für Kiel gebotene Konzession willigen, wie sein nachstehendes Handbillet an Roon zeigt:

B. 25. 4. 65.

„Bismarck hat mir gestern die Oesterreichische Note wegen Kieler Ausgleichung durch Verminderung unserer Truppen vorgetragen. Ich kann mich dazu nicht verstehen, da jede Concession an Oesterreich mit neuem Undank und Prétensionen erwiedert wird. Wann haben Sie heute oder morgen Zeit zu mir zu kommen? W.

Erst im August beim Abschluß des Gasteiner Vertrages wurde diese Kieler Frage im preußischen Sinne definitiv entschieden, indem preußisches Kommando, preußische Besatzung des Hafens und preußische Befestigung von Friedrichsort zugestanden ward. — Ende April kam es dann zu weiteren ausführlichen Verhandlungen über die Militärvorlagen im

Plenum des Abgeordnetenhauses[1]). Roon hatte bei den Diskussionen über das Militärbudget, welche vorstehend erwähnt wurden, seine Ansichten so eingehend erörtert, daß er kaum noch etwas hinzuzufügen hatte. Auch wurde es ihm wie er sich äußerte, „nicht leicht, ohne eine Bitterkeit den Kampf fortzusetzen, dessen man müde ist, und dessen Hoffnungslosigkeit jedenfalls nicht ermutigt zu seiner Fortsetzung, besonders dann nicht, wenn man, wie ich, sehr häufig nicht mit sachlichen, sondern vielmehr mit politischen Parteimotiven bekämpft wird." In seiner wiederum über drei Stunden währenden Rede bekämpfte er zunächst, durch polemische Angriffe dazu genötigt, die Ausführungen der Gegner und konnte dabei nicht umhin, denselben zuzurufen: „Es giebt Parteien, welche auf die Fortdauer des Konflikts spekulieren" — ging aber alsdann mit unermüdlicher Amtstreue von neuem in die materielle Erörterung sämtlicher Streitpunkte ein, indem er alle Einwürfe mit Gründlichkeit und Sachkenntnis so klar und überzeugend widerlegte, — daß den Gegnern bei der Unmöglichkeit, seine Argumente sachlich zu bestreiten, gar nichts übrig blieb als die Diskussion über die politische Rechtsfrage wieder aufzunehmen; und in dieser bestanden sie — „auf ihrem Schein".

So konnte denn der Ausgang auch dem unverwüstlichen Optimisten bald nicht mehr zweifelhaft sein: der Friede war abermals nicht herzustellen, die Session mußte wiederum resultatlos schließen. Auch die von dem Abgeordneten Bonin am 2. Mai vorgeschlagenen Abänderungsanträge, welche die Fixirung des Friedensstandes der Armee bezweckten, konnten das nicht verhindern. Roon äußerte sich

[1]) Am 28. April — vergl. Roon-Reden II., S. 220—295.

in betreff derselben, da er sie eben erst kennen lernte, zunächst ausweichend. Am nächsten Tage scheint darüber eine Konseilsitzung stattgefunden zu haben, denn der König schrieb an Roon:

Berlin 3. 5. 65, 10 Uhr Abends.

„Die ganze heutige Diskussion habe ich nur zugelassen, um zu hören, ob meine seit 3 Jahren feststehende Auffassung: daß jede Art von Contingentirung der Stärke der Armée die Königliche Macht schmälert, durch neue Argumentationen erschüttert werden könnte. Das dies nicht der Fall ist, habe ich offen und wiederholt ausgesprochen. Dennoch habe ich Sie aufgefordert eine Formulirung zu versuchen, die im Sinne des Ministeriums wäre. Nach genauer Prüfung Ihrer Anlage bleibt für mich stets die Auffassung bestehen, daß die quest. Schmälerung durch jede Concession der Art unwiderruflich eintritt: ist sie erst eingetreten, so ist sie nicht nur für alle Zeiten feststehend, sondern sie wird jährlich durch neue Beschneidungen des Militair-Budjets, nur eine **erste** Concession gewesen sein, die unabänderlich zu immer neuen führt, kurzum wir sind dann auf den plan incliné, wo dann keine Rettung mehr ist! Auch ist die ganze Forderung der Contingentirung nichts als ein Mißtrauen gegen meine Person, wie ich dies heute auch schon sagte, und dieser Ansicht kann ich nur durch Consequenz in meiner Stellung würdig entgegentreten. Heute wurde immer vom Eindruck auf das Volk für Neu-Wahlen gesprochen; leider hatte ich vergessen zu fragen welchen Eindruck die Sache auf die **Armée** machen wird? Die Antwort ist sehr einfach: den allerniederschlagendsten Eindruck! Und diesen Eindruck soll ich der Armée aufzwingen, nachdem sie glorreich aus einem Kriege hervorgeht?

Aus allen diesen Gründen kann ich auf keine Art von Contingentirung eingehen.

Ich verlange, daß Sie mit dieser Abweisung der Contingentirung so spät als möglich hervortreten, damit man erst siehet, wie sich die Partheien zum ganzen Amendement stellen, wodurch Ihre Position bei der Erklärung leichter wird.

Wilhelm.

Schon am folgenden Morgen fügte der König seinen obigen Weisungen noch folgende hinzu:

B. 4. 5. 65.

„Der Schluß meines gestrigen Briefes, denke ich mir, demonstrirt so ungefähr, wie Bismarck es angab:

1. während der General-Discussion womöglich gar nicht Ihrerseits sich zu äußern.
2. wenn sich durch die Débatten schon bei der General-Discussion zeigt, daß man das Bonin'sche Amendement annehmen will incl. der Contingentirung, dann zu äußern: daß damit die alte Armée-Verfassung wieder eingeführt wird (Bonin § 1 u. 2), plus der Contingentirung, also etwas hergestellt wird, was das Gouvernement als unhaltbar erklärt, plus der Verminderung der Kron-Rechte!!
3. oder diese letztere Ansicht sich ganz aufzusparen, bis die Special-Discussion gleiche Ansichten und Absichten, wie eben angeführt, ergiebt;
4. würden Sie gedrängt, gleich sich über die Contingentirung auszusprechen, so würden Sie sagen müssen, daß darüber erst eine Ansicht zu fassen sei, wenn die von der Regierung gewollte Reorganisation feststände, doch muß diese Auffassung von Ihnen sehr verschleiert nur gegeben werden, damit man am Schlusse jede Contingentirung verwerfen kann und muß. W.

7 Uhr Morgens.

Obige Instruktionen zu befolgen, wurde Roon in der folgenden Sitzung vom 4. Mai sehr leicht gemacht durch das Verhalten der Kammer. Denn das Bonin'sche Amendement fand so wenig Unterstützung, daß Roon, als er wegen seines Schweigens über dasselbe zur Rede gestellt ward, mit Recht erwidern konnte, „es liege doch in der That nicht in der Aufgabe der Regierung, Anträge speziell zu diskutieren, die so wenig praktischen Erfolg haben."

Erwähnenswert ist ferner noch die Sitzung vom 5. Mai, in welcher Roon gezwungen wurde, sich gegen parlamentarische Ungebühr resp. Zügellosigkeit zu verwahren. Der Abgeordnete Gneist hatte sich soweit vergessen, der Regierung, als deren Vertreter Roon anwesend war, vorzuwerfen, ihre Maßregeln trügen „das Kainszeichen" des Eidbruchs an der Stirn, und diesen Vorwurf sogar ganz persönlich gegen Roon zu richten. Dieser ward durch diese Rede, welche eben so ehrfurchtverletzende Aeußerungen gegen die Krone wie beleidigende Angriffe gegen die Minister enthielt, und welche der Präsident dennoch ungestraft hingehen ließ, genötigt, sich selbst sein Recht zu verschaffen, indem er erwiderte, „daß jene Aeußerung jedenfalls an der Stirn trüge den Stempel der Überhebung und der Unverschämtheit" — worauf dann der genannte Abgeordnete sich veranlaßt sah zu revocieren[1]). — —

Noch einmal — bei den Schlußabstimmungen über die Militärvorlagen — nahm Roon das Wort zu einer mit dem Staatsministerium vereinbarten Erklärung, in welcher er u. a. aussprach, daß die . . . Beschlüsse des Hauses ausgeführt, erstens den Bestand und den Organismus der Armee auf das tiefste zerrütten würden; zweitens, daß

[1]) Das Nähere darüber vergl. Roon-Reden, II., S. 318—323.

damit, wie überhaupt, zumal aber im gegenwärtigen Augenblick, die wesentlichsten Interessen des Thrones und des Vaterlandes preisgegeben werden würden. „Denn die Desorganisation der neuerlich mit neuen Siegesehren geschmückten Armee ist gleichbedeutend mit der politischen Degradation Preußens und mit der Verzichtleistung auf seine politische Mission";

drittens, daß die Königliche Staatsregierung sich in der Unmöglichkeit befindet, den beantragten Verstümmelungen des Militärbudgets, die gleichbedeutend mit der Verstümmelung der Armee sind, zuzustimmen. — —

„Die Verantwortlichkeit für alle gemeinschädlichen Folgen, die aus einem die lebenskräftige Existenz der Armee wesentlich beeinträchtigenden unausführbaren Votum erwachsen, muß lediglich dem Abgeordnetenhause zugewiesen werden. . ."

Trotzdem und obwohl die schon damals recht gespannte Situation den deutschen Mittelstaaten und auch Österreich gegenüber den Abgeordneten wohl bekannt war, obwohl deren große Majorität selbst nichts sehnlicher wünschte als eine baldige Regelung der deutschen Frage im Sinne des Nationalvereins, die ohne schweren Kampf mit Österreich doch gar nicht denkbar war: trotz alledem lehnte das Haus, immer noch in der Hoffnung, dadurch das verhaßte Ministerium stürzen zu können, die Kosten der Reorganisation wiederum ab; es bestand „auf seinem Schein" und schien das „fiat justitia — pereat mundus" zum Motto seiner politischen Weisheit erwählt zu haben. — In denselben Tagen hatte Roon in dem Ehrenhandel Bismarck-Virchow das Interesse des Ersteren zu vertreten und ihm die verlangte Genugtuung zu verschaffen.

Die vorstehenden heftigen Redekämpfe waren wiederum begleitet durch den auch dadurch verstärkt angeregten Brief-

wechsel zwischen Roon und Perthes. Letzterer gratulierte zunächst zum Geburtstage in nachfolgenden, diesmal ganz unpolitischen Worten:

Bonn, d. 29. April 1865.

„Nehmen Sie, mein lieber und verehrter Freund, zu den vielen Wünschen, welche für Sie und unser Land morgen in allen Theilen Preußens ausgesprochen werden, auch den Geburtstagswunsch, den mit mir meine Frau, meine Kinder und die große Mehrzahl meiner Bekannten Ihnen am Liebsten persönlich bringen möchten, und gedenken Sie unserer wenigstens einen Augenblick in dem Gedränge der Sie umgebenden Bekannten, Freunde, Verwandten und dankbar Ihnen Verpflichteten; möge Gott, der Herr, Sie Ihrer Familie, uns, unserem Könige, der Armee und Preußen erhalten und mit Muth, Ruhe, Ausdauer und Kraft ausrüsten wie bisher; wir Alle haben Sie noch sehr nöthig; für die Zukunft vielleicht eben so nöthig, vielleicht noch nöthiger als für die Vergangenheit; und ich persönlich wüßte für den Menschen in mir, auch wenn er von jedem politischen, jedem patriotischen Interesse entkleidet wäre, Sie wirklich nicht zu entbehren; möchte es mir bald zu Theil werden, Sie wieder einmal einige Tage zu sehen, zu hören und zu sprechen; vorher die inneren oder die äußeren Fragen auch nur mit einem Worte zu berühren, wäre thöricht von mir, da mir die Unbekanntschaft mit der augenblicklichen thatsächlichen Lage für manche Verhältnisse ein Urtheil, für Andere die Rechtfertigung meines Urtheils unmöglich macht. Haben Sie Dank dafür, daß Sie sich der Kölner Angelegenheit noch einmal angenommen; sie ruht jetzt wieder, wie Sie wissen werden, auf etwa drei Wochen; mir erscheint jeder Aufschub als ein Glücksfall, da der kommende Tag die Lage verbessern, aber keinen verschlechtern kann.

In voriger Woche war ich einige Tage in Cleve bei meinem Sohne und habe große Freude an den Jägern gehabt; zufällig wurden einige Feste gefeiert; es ging hart her; der Wein war Herr und Meister; seit dreißig Jahren hatte ich keinen solchen Mittag allein mit einem Offizierscorps zugebracht; von einer Rücksicht auf mich konnte sehr bald durchaus keine Rede mehr sein, aber kein Wort ist gesprochen, auch nicht ein einziges, welches in irgend einer Beziehung anstößig oder auch nur unangemessen gewesen wäre, und es war nur junges Volk beisammen, kein Hauptmann und nur ein einziger Premierlieutenant zugegen. Schon seit einigen Monaten hatte ich Rudolf in die Beschäftigung mit der Geschichte der Armeeorganisation seit 1814 hineingedrängt und das nöthigste Material geschickt; die Frage hat nicht nur bei ihm selbst gefaßt, sondern auch um sich gegriffen unter seinen Kameraden; Mehrere hatten recht tüchtig darin gearbeitet. Ergreifend und rührend bleibt mir immer wieder die Hingabe eines Jünglings an den zum Vorbild und Führer erwählten Mann; es ist das ein echt germanischer oder vielmehr ein echtdeutscher Zug, um den uns andere Nationen zu beneiden haben. Nicht eigentlich Ihr wirkliches Ich, auch nicht Ihr Ideal ist es, welches ihm vorleuchtet; Alles vielmehr, was dem Jüngling edel, rein, groß erscheint, nimmt, ohne daß er es weiß, Ihre Gestalt an, verkörpert sich ihm als Ihre Persönlichkeit; Sie sind die Form, in welcher allein er sich das ihm Bedeutende vorzustellen vermag; so stand auch, meine ich, das germanische Gefolge zum Gefolgsherrn; hier liegt auch der geistige Kern des Lehnsbandes. — —

Noch einmal meinen herzlichen Glückwunsch, mein lieber verehrter Freund; antworten Sie mir keinen Falles, auch nicht einige Zeilen.

Ihr P.

Hieran knüpfte sich dann die nachstehende weitere Korrespondenz:

Roon an Perthes.

Berlin, den 10. Mai 1865

Mein lieber und verehrter Freund!

Auch Ihnen muß und will ich danken für Ihre freundlichen Wünsche, denen Gott Gedeihen geben möge! Wenn ich den andern zahlreichen Gratulanten teils durch die Zeitung, teils nach einer gewissen Schablone brieflich die Höflichkeit, die sie mir erwiesen, zurückgegeben, so war das ein Geschäft wie andere auch. Indem ich mir heute am Abend des Bußtages das Vergnügen mache, ein wenig mit Ihnen zu plaudern, glaube ich kein Geschäft zu verrichten und den Feiertag nicht zu entheiligen. Was Sie mir freundliches sagen über meine sogenannte Unentbehrlichkeit für die Vergangenheit und Zukunft, weiß ich weder anzunehmen, noch abzulehnen. Sehr weit bin ich dabei entfernt von jeder falschen Bescheidenheit. Ich weiß, daß ich treulich gestrebt und gerungen und manches Unheil dadurch verhindert oder doch verschoben habe, weiß aber auch, daß ich dabei nur Werkzeug in des Höchsten Hand gewesen und mir deshalb nichts einzubilden habe. Was aber die Zukunft anbelangt, so habe ich das lebhafte Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit in so hohem Grade, daß ich fast verzweifeln möchte, wenn mir entgegengehalten wird, daß ich ferner mein bisheriges Danaiden-Geschäft fortsetzen soll. Ich habe die Empfindung, nein die Überzeugung, daß gehandelt werden muß. „Die Worte sind genug gewechselt." Und wenn ich das nötige Handeln nicht ins Werk richten kann: dann, ja dann kann ich nur noch Strafford's Schicksal für mich prognostizieren, und die fortschreitende Revolution triumphiert über die Fahne, die ich bisher mit Anstrengung hoch ge-

halten habe, dann finis Borussiae! — Die Unklarheit der Ziele, die Entschlußlosigkeit, die politische Kurzsichtigkeit anderer müssen mich und alles ruinieren. Aus der Hand in den Mund leben, sich treiben lassen auf den Wellen, ohne Steuer, ohne Kompaß, ohne Leitstern; sich des augenblicklichen Daseins freuen, bloß weil man noch schwimmt, ohne zu ahnen, an welcher Klippe man scheitern, an welchem wüsten Strande man auf den Sand geraten wird: das ist eine unwürdige Lage, und ich habe nicht Lust, die heulende Kassandra zu machen. Also! — Die Freude, mich mit Ihnen einmal gründlich ausplaudern zu können, soll mir auch sobald noch nicht werden, wenn Sie nicht zu mir kommen können, was wunderschön wäre. Die mir zum 15. und 16. d. M. nach Aachen und Köln gewordene Einladung, habe ich ablehnen müssen. „Die Geschäfte sind hinderlich." — Wie lange das Abgeordnetenhaus[1]) sein hirnverwirrendes Gerede noch wird fortsetzen dürfen, ist kaum zu bestimmen, da man die Durchberatung eines unannehmbaren Budgets für unerläßlich erachtet. Und ich bin am Ende, wenn auch nicht mit meinen Kräften, so doch mit meiner Geduld und Kaltblütigkeit. Und weil dies der Fall, so bin ich entbehrlich, so ist es Zeit, daß ich gehe. Sagen Sie und andre mir nun, was ich mir selber nicht abzuleugnen wage, daß dies gleichbedeutend mit dem Verfall des Ministerii, mit der Beschleunigung der drohenden Katastrophe, mit dem Untergange sei, so weiß ich doch gewiß, daß ich, allein gelassen mit meinem Ringen, keinen andern Versuch zu machen habe, als mich wirkungslos unter die Räder der rollenden Maschine zu werfen. Freilich weiß ich auch, daß mir noch einige ungewisse Chancen bleiben, bevor ich zum

[1]) Im Original steht ein andrer Ausdruck.

äußerſten ſchreite —, ich kann mich hier nicht näher darüber auslaſſen, — aber ich fürchte mit Grund, daß nicht darauf zu rechnen iſt. — Könnte ich Ihnen mit geflügelten Worten die Situation ſchildern, wie ich ſie anſehe, und wie ſie iſt! Meine Feder iſt zu träge, meine Muße zu beſchränkt. Mir fehlt mein zuverläſſigſter Freund, mein kaltes Blut. Ich bin gereizt, empört, angeekelt von ſo vielem, was ich erleben muß, und ſo fürchte ich — habe ich Ihnen einen recht unerquicklichen, widerwärtigen Brief geſchrieben. Aber es iſt ½ 10 Uhr — ich muß noch zu Bsm. und kann erſt morgen abſenden.

Den 12. abends. Ich will heute nur noch ſchließen, damit nicht aus morgen wieder übermorgen werde. Eigentlich aber ſollte ich das Vorſtehende gar nicht abgehen laſſen, weil ich mir dadurch vor Ihnen eine große Blöße geben werde. Aber ich will, Ihnen gegenüber am wenigſten, nicht beſſer ſcheinen, als ich bin, und da mögen Sie denn erfahren, wie ſchwächlich impreſſionabel ich ſein kann. Ja um den Gleichmut iſt's eine edle Sache, aber der Teufel nur kann ihn immer feſthalten, wenn die Eulen von ihren ſcharfen Augen und die Eſel von ihren feinen Ohren faſeln und ſich nicht ſagen und nicht raten laſſen wollen. Kommen Sie her, dann will ich Ihnen genug ſagen, was mich entſchuldigen wird. Es wäre prächtig! Wie kann man's aber von Ihnen verlangen, aus Ihrer rheiniſchen Idylle ſollen Sie ſich in hieſige ſandige Proſa verlaufen? Unmöglich! Aber helfen könnte es mir ſchon. So ein Gewiſſen neben ſich außer dem verkneifteten abgeriebenen Alltagsgewiſſen in ſich! Das ſtärkt mächtig und friſcht auf; in der That, ein Freund, der uns die Brillengläſer einmal abwiſcht, iſt eine wahre Gnade Gottes. Mitten im Gewühl des Handgemenges hält man den ſelbſt aufgewühlten Staub thörichterweiſe wohl

für Lebensluft und kriegt eitel Dreck in die Gedärme. — Unsre parlamentarischen Albernheiten und Nichtswürdigkeiten gönnen mir für jetzt einige Ruhe, bis der Militär-Etat, die Marine-Anleihe und die Kriegskostenfrage auf die Tagesordnung kommen werden, was wohl noch 14 Tage dauern dürfte. — Danach wird natürlich alles beim Alten bleiben, denn die Wiener Großmäuligkeit wird doch wohl halt mit einem „Küß die Hand" endigen. Die Schelme glauben, weil ihre Läuse sie beißen, daß uns die unsrigen lähmen, und es ist gerade umgekehrt. Dennoch; — wer kann's wissen, können die Umstände uns an und gegen einander treiben. Wer kann das wünschen, der kein Demokrat, aber wer darf das fürchten, der kein Hasenfuß?

Aber ich eile nun wirklich zum Schluß, denn ich muß wiederum zu Bismarck heute Abend, nachdem ich heute schon von 12—5 mit ihm zusammengesessen. Also herzlichen Gruß und Händedruck, auch an Ihre liebe Frau und Freund C. Sagen Sie diesem, daß wir nur durch Verrat im eigenen Lager daran verhindert werden können, den Herzogtümern eine erträgliche Zukunft zu bereiten. Durch Verrat und Schwachmütigkeit! Gott bessere es!

Ihr treu und herzlich ergebener

R.

Perthes an Roon.

Bonn, den 17. Mai 1865

„Armer Kriegsminister! Soll ich so anfangen? Sie hätten es vielleicht gerne, mein lieber und verehrter Freund, ich kann aber nicht, bei dem besten Willen nicht! bereit bin ich mit Ihnen zu singen: Feinde ringsum, aber das ist kein armer Mann, dem Gott so einen großen Auftrag und auch die Kraft gegeben hat ihn auszuführen, und in einem Umfange auszuführen, auf den vor fünf Jahren kein

einziger Mensch in ganz Preußen hoffen durfte. Mich dünkt aber, der dänische Krieg hat Sie etwas vergessen lassen, was der da oben von Ihnen eigentlich verlangte, als er Sie durch unsern irdischen König zum Staats- und Kriegsminister in Preußen machen ließ. Sie sollten der unaufhaltsam fortschreitenden Zersetzung, Sie sollten der vordringenden Revolution zurufen: Halt, von heute an keinen Schritt weiter. Erinnern Sie sich nur des Herbstes, des Winters 1859; damals stand Ihnen Ihre Aufgabe deutlich vor der Seele, und die damals erkannte Aufgabe haben Sie über Ihr damaliges Hoffen und Erwarten gelöst. Sie riefen: Halt; die Revolution horchte auf; sie machte Halt, keinen Schritt vorwärts hat sie seit dem 5. Dezember 1859 gethan, aber manchen zurück. Das Kriegsjahr aber hat Sie, scheint mir, dazu geführt, statt der Ihnen ursprünglich gestellten Aufgabe sich eine neue zu erwählen. Sie sind nicht mehr damit zufrieden, sich der Revolution quer in den Weg zu stellen und sie Schritt um Schritt zurück zu drängen. Sie wollen eine Rechtsordnung und einen Lebenszustand in Preußen schaffen, in welchem die Revolution tot und abgethan, also auch der Kampf gegen sie überflüssig ist, und die Lämmer neben dem Pardel vergnüglich wohnen. So schnell aber läuft die Weltgeschichte nicht; binnen 5 Jahren läßt sich der furchtbare Feind, der in einer mehrhundertjährigen Geschichte groß gezogen, gekräftigt und siegreich in ganz Europa, ja man darf wohl sagen in der ganzen Welt gemacht ist, nicht für ein einzelnes Land überwältigen. Halten Sie, mein lieber und verehrter Freund, Ihre ursprüngliche Aufgabe fest vor Augen und vergessen Sie nicht, daß Sie nicht hingestellt wurden, um ein Preußen zu schaffen, wie es sein sollte und könnte; wenn Sie daran gedenken, daß Ihre Bestimmung war, die Revolution zum Stillstand zu

bringen, so werden Sie, statt zu murren über geringen Erfolg, Gott auf den Knien danken für das Große, was Ihnen gelungen ist mit seiner Hilfe, und werden mit neuem Mute, neuer Freudigkeit und neuer Befriedigung wieder Tag für Tag den Kampf aufnehmen, um die Mächte der Zerstörung und Auflösung niederzuhalten von einem Tage zum andern und ihnen eine Zollbreite Landes nach der andern abzunehmen. Ein Leben, in welchem die Arbeit und die Sorge um Preußen Sie jeden Morgen auf das neue zu den Worten drängt: nun tret' ich wieder aus der Ruh' und geh' dem sauren Tage zu, — ist ein ernstes Leben, aber es ist auch ein großes Leben, und der Mann, der berufen ward, zu führen, ist kein armer Mann, sondern ein glücklicher Mann, obschon ein geplagter.

Empörend bleibt es freilich trotz alledem, Sie von dieser Bande tagtäglich belästigt und nicht von einem Faucher[1]) sondern von vielen anfauchen zu sehen, aber es ist auch wieder eine Lust, im voraus sicher zu sein, daß Sie, um ein Verhalten treffend zu bezeichnen, stets den richtigen Ausdruck finden, obschon er in keinem parlamentarischen Wörterbuch steht; heute wie seit fünf Jahren höre ich aus revolutionärem Munde immer wieder den halb grimmigen, halb anerkennenden Stoßseufzer: dieser v— — Kriegsminister bleibt doch ein ganzer Kerl, keinen Zoll breit weicht er von seiner Linie, und es ist eigentlich schade um ihn, daß er ein so eingefleischter Reaktionär ist.

Mein lieber, teurer Freund, gedenken Sie daran, daß unser Herr im Himmel es ist, der Sie als Schildwache aufgestellt hat, und in Ihrer nächsten Nähe ist, auch in den schwersten und widrigsten Stunden; so lange Er die Ablösung

[1]) Name eines damaligen Abgeordneten.

nicht angeordnet hat, müssen Sie vor dem Schilderhause auf und ab spazieren und kaltes Blut bewahren im Hinblick auf Ihren Kommandeur, der Sie nicht im Stiche lassen wird; nur denen, die das Schilderhaus anspeien wollen, haben Sie das Bajonett in den Giftbauch zu rennen. Schaffen Sie sich das hypochondrische Spiel mit der Möglichkeit eines Rücktritts aus dem Unterleibe, denn nur bis dahin und nicht bis in Herz und Kopf hat „der alte, böse Feind, der's mit Ernst jetzo meint", die Versuchung zu einem Schritte gebracht, der, wie Sie selbst wissen, jetzt fast gleichbedeutend mit unserm Untergange wäre. Strafford's Geschick, Triumph der Revolution, wirkungsloses sich Werfen unter die Räder der Maschine, finis Borussiae! Davon sind wir, Dank Ihrem fünfjährigen und glücklichen Ringen, heute weiter entfernt, als in irgend einem Augenblicke der letzten zwanzig Jahre.

Die Möglichkeit freilich, daß der Teufel seine Saat in einer einzigen Nacht zur Reife bringt, wird dadurch nicht ausgeschlossen, und ich verhehle mir nicht, daß ein Moment eintreten kann, in welchem Sie den Ruf: Ablösung kommt, deutlich und bestimmt hören. Kein Mensch, also auch kein Minister, ist nur Mittel zum Zweck und hieße dieser Zweck auch Preußen. Sein Leben soll der Mensch unter Umständen opfern, aber um keines Zweckes willen darf er seine Persönlichkeit opfern, und das tut er, wenn er sich mit sich selbst in Widerspruch bringt. Ein offenes oder versteckes Aufgeben Ihrer militärischen Schöpfung, ein politisch-stinkiges Abziehen aus den Herzogtümern ist absolut unvereinbar mit einem Ministerium, in welchem Herr von Roon Kriegsminister ist, aber solches Aufgeben, solches Abziehen nach solchen Erfolgen setzt doch noch viel größere Kraft der schlimmen Elemente voraus, als zur Zeit sich findet.

Roon an Perthes.

Berlin, den 3. Juni 1865

Theuerster Freund!

. . . . . .

Nach außen stehen wir allseitig gut; das gilt aber nicht von Österreich unbedingt. Jedoch werden Sie sich nicht irre machen lassen durch die schlecht verhehlte Schadenfreude, der „demokratischen Presse", die den im Wege liegenden Stein für einen Felsblock auszugeben für angemessen erachtet. Wir werden nicht nachgeben, lieber den „Krieg aufs Messer", wie der Rumpf-Löwe neulich brüllte. Aber an solchen Krieg glaube ich nicht, denn Österreich wird nachgeben, sobald es mit Anstand geschehen kann; es kann uns nicht entbehren, und sind meine Nachrichten gut, so bereitet sich in Wien ein Umschwung vor durch die Regulierung der ungarischen Angelegenheiten, welche den Fall von Schmerling herbeiführen muß.

Die meiste Pein und Sorge erwächst mir aus der inneren Frage wegen bekannten Zwiespaltigkeiten und Velleitäten. Die neuesten Vorgänge im Abgeordnetenhause tragen nicht wesentlich zur Verbesserung unsrer Lage bei, vorausgesetzt, daß man nichts tut, als daß man erträgt, duldet und schweigt, sich darauf verlassend, daß die immer deutlicher hervortretenden revolutionären Tendenzen der Majorität erkannt und vom Lande mißbilligt werden dürften. Es ist aber m. E. eine thörichte contradictio in adjecto anzunehmen, daß die „apathische Masse" uns zur Heilung des chronischen Schadens verhelfen werde. Gewiß ist nur, daß sie dem folgt, welcher entschlossen und mutig auf vernünftige, dem Nationalbewußtsein genugthuende Ziele los geht. Der passive Indianermut, der alle Martern und Qualen ruhig aushält, ohne die Miene zu verändern, geht

dem Tode voran, führt aber nicht zum Leben und Herrschen. — Wenn dies nun auch wohl allgemein verstanden und erkannt wird, so fehlt doch das Verständnis für das, was geschehen müsse, und die Erkenntnis, wann gehandelt werden soll. Aus Ungeduld und Gereiztheit heftig auf ein selbst richtig erkanntes Ziel loszustürzen, das kann nicht weise genannt werden, noch weniger aber das Talleyrand'sche „laisser aller". Unsre Gegner sind unausgesetzt in der Initiative, wenngleich letztere lahmer geworden ist, die Vorteile der Initiative aber sind im Kampfe der Geister wie der Waffen gleich entscheidend. Sie, mein theurer Freund, weisen mich, wenn ich Ihnen neulich in trüber Stunde meine Zweifel über meine eigene fernere Kampffähigkeit und Freudigkeit ausdrückte, auf das hin, was bereits gewonnen, daß der Kampf zum Stehen gebracht sei u. s. w. Daß aber der wunde Gladiator die Arena natürlich nicht mit Unehre von den bekämpften Bestien endlich geleert sehen möchte, und daß dies nicht durch bloßes Parieren, sondern vielmehr nur durch geschickten und kräftigen Angriff mit ungefesseltem Arm geschehen könne, ist gewiß sehr wenig kontrovers. Weiter aber verlange ich nichts für mich; das Nachfolgende, das Resultat solcher Anstrengung, will ich gern Gott dem Herrn anheimstellen. Die Wahl der richtigen Mittel mag man diskutieren, den Zweck aber heute noch nicht anstreben zu wollen in der unbestimmten Erwartung, daß eine günstige Konstellation uns die Tauben schon gebraten in den Mund führen werde, das erachte ich fast dem Selbstmorde gleich.

Sie sagten mir neulich, daß Sie natürlich lieber in Bonn bleiben, als nach Berlin reisen möchten, daß Sie aber, Ihres Gesundheitszustandes ungeachtet, doch kommen würden, wenn ich es bestimmt wünsche. — Nun, gegen Freunde muß man bescheiden sein; ich sage daher auch heute

nicht: „Bitte kommen Sie!“ Auch vermag ich leider nicht zu Ihnen zu reisen, selbst später kaum, weil alle Sommerdispositionen mich nach Osten weisen in diesem Jahre. Ich kann jedoch nicht genug beklagen, daß mir hier das einsichtsvolle Urteil eines an der Aktion unbeteiligten, daher ganz unbefangenen, urteilsfähigen Vertrauensmannes fehlt. Um Ihren Rat schriftlich zu gewinnen, müßten Sie in alle Details ganz eingeweiht sein, und dazu müßte ich auch schreiben, wozu

(Pfingstsonntag) ich nicht die Zeit habe, denn ich bin während der wenigen Zeilen, die ich geschrieben, wohl zehnmal unterbrochen und verhindert worden, gestern abzusenden, wie ich gewollt. Damit es mir heute nicht wieder so gehe, eile ich zum Schluß, um Ihnen noch zu sagen, daß ich seit dem 1. d. M. Strohwitwer und mit Elisabeth und den hiesigen Söhnen allein bin. Meine Frau muß wieder Marienbader trinken, sie wird das Pfingstfest bei ihren Eltern zubringen und sich dann mit Hedwig und deren Bräutigam nach Erdmannsdorf begeben, wo die Brunnenkrüge sie erwarten, und wohin ich nach Austreibung unsrer Trichinen mit andern Gewässern folgen werde. Der König war so huldreich, mir dort Wohnung anweisen zu lassen und mir Erholung anzuempfehlen. Ich denke Anfang Juli reisen zu können, will dann bis gegen Ende August dort bleiben und dann eine Exkursion nach Venedig, Triest und Pola vielleicht unternehmen, um die österreichischen Marineeinrichtungen kennen zu lernen. Dabei sehe ich ab von den sehr verschiedenartigen Motiven für dieses Vielleicht, das wohl nicht zur Ausführung gelangt, wenn ich auch nicht an einen Krieg mit Österreich glaube. Aber dennoch! was kann nicht in einigen Monaten alles geschehen; Kaiser und Könige können sterben, sogar gewöhnliche Adamskinder wie

ich, — dabei denke ich aber zunächst an des konstitutionellen Musterkönigs Hinscheiden, und das sehr mögliche Abkommen zwischen L. N. und Holland über die Teilung der Erbschaft und die daran sich knüpfenden Vereinbarungen.

Aber Gott bewahre Sie vor meinen Kannegießereien! Mit den herzlichsten Grüßen für Ihre liebenswürdigere Hälfte und die sehr lieben Nachkommen, sowie an Freund C. in aufrichtigster und innigster Ergebenheit

Ihr treuer Freund

R.

Bonn, d. 17. Juni 1865. Sonnabend

„Heute also oder am Montag wird der Landtag geschlossen! wo ist der Mann, welcher den Schluß noch hinausgeschoben wünschte? mir aber liegen dabei doch vor allem Sie, mein lieber und verehrter Freund, im Sinne; Gott sei Dank, daß Sie des täglichen Ärgers, des Ekels, des Mißmuths über die verlorenen Stunden und Tage für eine Zeit überhoben sind und sich umgeben von Frau und Töchtern in frischer Waldluft ausruhen, Ihre müden Glieder strecken und Ihren Sinn sammeln können, um mit Anfang des Herbstes als Kriegsminister Ihr besonderes Lebenswerk weiter durchzuführen und mit Anfang des neuen Jahres als Staatsminister so Gott will der Revolution auf das Neue den Weg zu vertreten. Nicht leicht wird es mir, auf die Aussicht zu verzichten, in diesem Jahre noch einige Tage mit Ihnen zuzubringen, mich Ihrer Mittheilungen und des Glückes der fröhlichen Braut zu freuen; ein Brief an Sie wird ja wohl immer befördert, wenn er nach Berlin zur eigenhändigen Eröffnung geht?

Was aber nun weiter? durch das Ausschneiden des Krebsgeschwüres wird der Krebs nicht geheilt, weil der Schaden im Blute liegt und im Geschwüre nur sich zeigt;

das Abgeordnetenhaus ist nicht die Ursache, nur die Erscheinung der Krankheit; die durchgreifende Umgestaltung des Abgeordnetenhauses, ja selbst die Beseitigung der Verfassung würde die Gefahr nicht enden, sondern nur ändern und schwerlich weniger gefährlich machen. In der Gesinnung liegt die Krankheit, in der Volksgesinnung, welche sich gegen die gewordene Ordnung auflehnt oder doch heimliches Behagen hat, wenn Andere sich auflehnen, vorausgesetzt, daß diese Anderen nur nicht ganz unumwunden die Absicht aussprechen, die Häuser anstecken und die Thaler theilen zu wollen. Rettung kann nur kommen von der Umwandlung der Gesinnung; die Erfolge der Regierung und mehr noch die klägliche Haltung und die Plattheiten des Abgeordnetenhauses haben zwar Manche stutzig gemacht; die alten malcontenten Officiere a. D. rufen unisono contra Virchow und Genossen: hol der Henker die Kerls, knurren dann aber dennoch wieder ganz gemüthlich weiter, denn von dem Stutzigwerden bis zur Wiedergeburt ist noch ein weiter Weg und wären heute nur Wahlen, so würde die Majorität wahrscheinlich zwar um eine Anzahl Köpfe schwächer werden, immer aber noch eine übergroße Majorität bleiben und daher die Gefahr nicht gemindert sein. Die Wiedergeburt des Volkes wie des Einzelnen ist eben nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk.

d. 19. Juni

Verständlich ist die Sprache, mit welcher Herr v. Bismarck bei Schließung des Landtages die fünf Personen, welche neben dem Häuflein der Getreuen als alleinige Vertreter der Majorität im weißen Saale anwesend waren, nämlich die drei Katholiken und Gneist und Lette angeredet hat und durch Verständlichkeit wurden oft schon Mißverständnisse beseitigt; aber was nun weiter?

Die Wiedergeburt der Gesinnung liegt noch in so weiter Ferne, daß die Regierung sie bei ihrem Thun und Lassen zunächst nicht in Rechnung bringen kann, sondern sich darauf einrichten muß, noch lange über Feinde statt über Unterthanen zu regieren; sie hat sich gegenüber das Abgeordnetenhaus und will, weil dasselbe nicht allein Ausdruck und Erscheinung sondern auch Waffe und zwar Hauptwaffe der feindlichen Volksgesinnung ist, diese Waffe möglichst stumpf, also das Abgeordnetenhaus möglichst unschädlich machen. Diesen Willen zu haben ist die Regierung nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet; um denselben durchzuführen, möchte der Kriegsminister nicht wie bisher die täglichen Raubzüge täglich zurückweisen, den Feind täglich im kleinen Kriege besiegen und Zoll um Zoll zurückdrängen, sondern mit ungefesseltem Arme durch geschickten und kräftigen Angriff die Arena von den Bestien leeren. Den Augenblick, in welchem diese That gethan werden kann, noch zu erleben, ist lange schon auch meines Herzens Wunsch; aber ist heute der rechte Tag und die rechte Stunde gekommen? Ein festes und erreichbares Ziel ist doch conditio sine qua non für den kräftigen Angriff mit ungefesseltem Arm; wer aber weiß das feste Ziel zu nennen? Eine neue Wahlordnung? sie würde kein wesentlich anderes, kein besseres Abgeordnetenhaus nach Berlin bringen; eine Änderung in der Verfassungsurkunde? Dieselbe hat Paragraphen, deren Umänderung von großem Gewinn sein würde, aber schwerlich von so großem, daß dadurch die mit jeder offenbaren Verletzung des formalen Rechts verbundene Gefahr aufgewogen würde; die formal offen verletzte Verletzung könnte in der Hand des Feindes leicht eine schärfere Waffe werden, als es die formal respectirte gegenwärtig ist. Aber selbst wenn auch ein festes Ziel gegeben werden könnte, was hülfe es, wenn es nicht erreichbar wäre!

und Alles ist für das Ministerium unerreichbar, was es nicht unter den bestimmten, gegebenen Verhältnissen und mit den bestimmten gegebenen Personen erreichen kann.

Ich bin auch heute noch der seit Bestattung der neuen Aera stets festgehaltenen Ueberzeugung, daß in der nur zu erklärlichen Neigung, den Kampf unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit einem kühnen Schlage endigen zu wollen, die gefährlichste Versuchung und der verderblichste Abweg für das jetzige Ministerium liegt. Ausharren bis an das Ende im tagtäglichen Kampfe mit sich selbst ist die Aufgabe des Christen und Ausharren im tagtäglichen Kampfe mit dem Abgeordnetenhause, Ausharren bis an das Ende ist die Aufgabe des Ministers, der gesetzt ist, Preußen gegen die Revolution zu schützen. —

21. Juni

Die Cölner Angelegenheit geht wunderlich die Kreuz und quer; so viel ist gewiß, daß die Curie in wirklich schamloser Weise uns wieder hinter das Licht geführt hat, aber zeigt sich die Regierung zähe und hat sie den Willen entschlossen in Rom zu reden, so ist nach allen Mittheilungen aus guter, zum Theil aus bester Hand auch jetzt noch nichts verloren; aber besorgt bin ich sehr und es handelt sich um eine Lebensfrage. — —"

In der bei dem Sessionsschlusse am 17. Juni gehaltenen Rede des Ministerpräsidenten, welche obiger Brief schon erwähnte, wurden die unerheblichen Resultate der Landtagsarbeiten aufgezählt. Viel größer war das Sündenregister, in dem die Regierung u. a. konstatierte:

„Durch die Verwerfung des Militärgesetzes hat die unter der Mitwirkung früherer Landtage in das Leben gerufene

und durch die kriegerischen Ereignisse des vorigen Jahres bewährte neue Heereseinrichtung, unter Gefährdung der eigenen Sicherheit des Landes, aufs neue in Frage gestellt werden sollen. Das Haus der Abgeordneten versagt die Mittel zur Herstellung einer den gegenwärtigen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden Kriegsflotte; es versagt den von ihm verlangten Beistand zur Gewinnung der Früchte der mit so vielem teuren Blute errungenen Siege des verflossenen Jahres. Ja, es hat sich von den glänzenden Thaten und Erfolgen der Armee losgesagt, indem es, wie früher die geforderte Anleihe, so jetzt die nachträgliche Genehmigung der verausgabten Kriegskosten verweigert hat!

Das Staatshaushaltsgesetz, dessen Zustandekommen nach Artikel 62 und 99 der Verfassungsurkunde von dem Zusammenwirken aller bei der Gesetzgebung beteiligten Faktoren erwartet wird, ist auch in diesem Jahre an der Weigerung des Abgeordnetenhauses, die zur Aufrechterhaltung des Heerwesens unerläßlichen Mittel zu bewilligen, gescheitert . . .

Die Regierung Sr. Majestät ist bestrebt, das . . . . ihr erteilte Mandat ihres Königlichen Herrn nach Kräften auszuführen. Sie wird, unbeirrt durch feindseligen und maßlosen Widerstand in Rede und Schrift, stark im Bewußtseins ihres guten Rechts und guten Willens, den geordneten Gang der öffentlichen Angelegenheiten aufrecht erhalten und die Interessen des Landes nach außen wie nach innen kräftigst vertreten. Sie lebt der Zuversicht, daß der Weg, den sie bisher inne gehalten, ein gerechter und heilsamer gewesen ist, und daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem die Nation, wie bereits durch tausende aus freier Bewegung kund gewordene Stimmen geschehen, so auch durch den

Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem Königlichen Herrn Dank und Anerkennung aussprechen werde."

In der Tat hatte schon während der oben skizzierten heißen parlamentarischen Kämpfe eine starke Opposition gegen das Abgeordnetenhaus auch in den Massen begonnen. Zahllos waren auch die Zurufe und Zustimmungsadressen, welche Roon persönlich aus dem ganzen Lande — von Privaten und Korporationen — empfangen hatte und noch empfing. Wohl wurde er dadurch zuweilen erfreut und getröstet — aber im ganzen legte er doch wenig Wert auf derartige Kundgebungen: „heute Hosianna schrei'n — morgen kreuzigen" — pflegte er oft zu sagen. Oft enthalten seine Briefe sehr drastische Ausdrücke dieser Anschauung. So schrieb er am 26. Juni z. B. seiner Frau nach Erdmannsdorf; die Familie war dort mit Königlicher Erlaubnis im Schlosse zum Sommeraufenthalte, und Roon wollte im Juli dorthin folgen: . . . „überhaupt ist mir der ganze Erdmannsdorfer Aufenthalt durch Deine letzten Nachrichten ein wenig verleidet worden. Wenn ich dort keine Ruhe finden soll, und wenn alle alten Scheusäler aus Warmbrunn angekeucht kommen, um mich zu belästigen, so bäumt sich mein Ruhebedürfniß in mir, und ich entfliehe in irgend eine Gebirgsbaude oder zum Oberförster in den Wald; ich will mich nicht besehen lassen wie Murphy oder Tom Pouce! — — Bismarck ist gestern nach Karlsbad, vorgestern seine Frau mit Mariechen nach Homburg, die Jungen nach Reinfeld abgereist. Gestern war ein Diner bei'm Türken (fête du Sultan), bei welchem ich eine französische Rede halten mußte. Sie war unübertrefflich — kurz, machte aber einen unbeschreiblich scheußlichen Eindruck, weil der Champagner fast ungenießbar war und doch getrunken werden mußte."

Einige Tage später konnte Roon sich los machen, um den Seinen zu folgen, wo er denn auch in einigen relativ ruhigen Wochen seine Erholung fand. Ganz ohne Geschäfte und Korrespondenzen blieb er freilich auch dort nicht. Sehr erfreut wurde er aber unter anderem durch nachstehenden, liebenswürdigen Brief seines gnädigen Königs:

Carlsbad, 9. 7. 65

„Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben und freue mich Sie in dem schönen Erdmannsdorf zu wissen, das Ihnen hoffentlich Kraft und Stärkung zu neuen Obliegenheiten geben wird. Ich habe Ihrem Ministerium eine schleunige Berichterstattung aufgegeben über eine Beschleunigung der anzufertigenden 4 und 6pfündigen Geschütze nebst Munition und Festungs-Dotirungen ꝛc. namentlich des südlichen Kriegstheaters, à tout évènement! Kunowsky[1]) hat dieselbe Aufforderung erhalten. Die Ihnen bereiteten Ovationen freuen mich ungemein, und ich sage mit Ihnen, daß es doch noch Menschen giebt, die „mit dieſem Miniſterium" — zufrieden sind.

Ich bin gespannt wie in Wien die Crisis überstanden werden wird; die Concessionen sind immer gefährlich, und die Klemme ist freilich schlimm, zwischen Geldmangel und Concessionen. Wohl uns mit unserer Finanzlage! Mit den besten Empfehlungen für Ihre Familie

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Mir geht es hier sehr gut; die Hitze ist 25° seit mehreren Tagen, nachdem ich 3 Tage geheitzt hatte!"

---

[1]) Damals Artillerieinspekteur.

Zehn Tage nach Empfang obigen Schreibens, am 21. Juli, schreibt Roon seiner Frau aus Regensburg, — wohin er wegen entscheidender Entschlüsse in bezug auf Schleswig-Holstein und eine betreffende nach Wien zu richtende Note gerufen worden war —, . . . „Die Geschäfte sind hier leicht und schnell erledigt worden, was doch gelegentlich auch bei guten Sachen geschieht. Der König reiset morgen früh um 8 Uhr weiter, und ich werde Regensburg schon um 10 Uhr verlassen, um die Nacht vom 22ten zum 23ten in Prag zuzubringen, dort auch vielleicht den Sonntag zu verweilen und dann über Reichenberg und Schreiberhau zu Euch zurückzukehren . . .

„Bei die Hitze" hat das Schreiben sein Lästiges. Außerdem muß ich in $^1/_2$ Stunde zum Könige zum Thee oder „Bier", wie man hier in Bayern sagt. Der König ist sehr heiter, aber auch angegriffen von der Hitze, wie alle Welt . . ."

Nach Erdmannsdorf zurückgekehrt, fand er hier sogar Muße zu Freundschaftsbriefen. So an Moritz von Blankenburg (am 1. August). Nachdem er Familienangelegenheiten besprochen und sein „Schlaraffenleben" geschildert, fährt er fort: „Die Regensburger Reise und das Kölner Fahnenschwenken liegt nun hinter uns. Erstere hätte ich mir wohl erlassen können, denn in Regensburg herrschte die größte Uebereinstimmung, während ich angenommen hatte, Otto (Bismarck) würde dort meiner Unterstützung bedürfen. Es ist Geld da, genug um uns freie Hand in der auswärtigen Politik zu geben, nöthigenfalls um die ganze Armee mobil zu machen und einen Feldzug hindurch zu bezahlen. Das giebt unserm Auftreten gegen Oesterreich den nöthigen applomb, so daß wir hoffen dürfen, man werde auch ohne

Krieg, den wir alle nicht wünschen, den berechtigten Forderungen nachgeben. Irre ich nicht, so ist man in Wien schon jetzt auf dem Rückzuge[1]). Woher das Geld? Ohne Gesetz-Verletzung, vornehmlich durch ein Arrangement mit der Köln-Mindener Eisenbahn, welches ich und selbst Bodelschwingh (der Finanzminister) für sehr vortheilhaft erachten.

Die Kölner Affaire hätte ich gern vermieden gesehen, als sie im Anzuge war[2]). Ich würde das Fest nicht beanstandet haben. Nachdem dies die dortige Regierung einmal gethan, so wäre es eine Niederlage gewesen, sie zu desavouiren. Die faktische Verhinderung des Bankets u. s. w. ist aber, — da die befürchteten und andrerseits gehofften revolutionären Folgen ausgeblieben sind —, m. E. für das Ansehen des Gouvernements, im Auslande namentlich, von entscheidender Bedeutung; cfr. die Englischen, Französischen und Oesterreichischen Zeitungen! Jedermann hat im In- wie im Auslande erkannt aus der Verhinderung einer vielleicht nicht ungesetzlichen, jedenfalls aber durchaus unpassenden Demonstration, daß es der Regierung weder an Entschlußfähigkeit noch an Macht fehlt; daß es ihr möglich ist zu thun —, wenn auch nicht zu lassen —, was sie für angemessen erachtet, ohne daß ernsthafte Folgen sich daran knüpfen, wie die Doktrin der revolutionären Parthei und ihrer Affiliirten voraussetzen läßt. Dies hat namentlich in Wien imponirt u. wird auf die dortigen Entschlüsse nicht ohne Einfluß bleiben; hat es doch selbst dem Nassauer Sultan Muth gemacht, und in Hannover, Kur-Hessen, Oldenburg u. s. w.

[1]) In der Tat erfolgte im August die in Gastein abgeschlossene Übereinkunft.

[2]) Weiteres darüber folgt später in dem Briefwechsel mit Perthes.

Beifall gefunden. Aber Eulenburg[1]) sagt: „ich freue mich auf den Rabatz, den mir die Geschichte im nächsten Januar machen wird." — —

Wie lange ich hier die guten Tage noch ertrage, weiß ich nicht, aber ich glaube es geht noch eine ganze Weile, ohne daß ich mich nach Wechsel sehne, meine daher auch nicht von Deiner guten Erlaubniß Gebrauch zu machen. Die Belagerungsübung bei Neisse u. die Königs-Revue bei Merseburg würden mich ohnehin da oder dorthin locken, wenn ich mich ennuyirte. Zu Dir komme ich vielleicht im Herbst oder Winter, um zu sagen. . . ."

Auch der Verkehr mit Perthes war wieder ein sehr reger. Dieser hatte ihm am 20. Juli schon nach Erdmannsdorf geschrieben, um seine Vermittelung in einer die Universität betreffenden Geschäftsangelegenheit zu erbitten. In dem Briefe sprach er von seiner „köstlichen Einsamkeit", da alle seine Bekannten, auch seine Tochter, verreist seien; und Roon hatte geantwortet:

Erdmannsdorf, den 28. Juli 1865

. . . . . .

„Ich bin hier am 5. d. M. ganz so stumpf und zugleich so reizbar angelangt, als es meine Vorgeschichte der letzten Monate mit sich brachte; zugleich sehr mißtrauisch in Bezug auf die noch zu überwindenden politischen Schwierigkeiten sowohl, als wegen der mit Ungeduld empfundenen körperlichen Debilität und vielfacher kleiner Leiden. Nach den ersten 14 Tagen fing meine Stumpfheit und Hinfälligkeit an sich zu mindern, als diese Regensburger Reise bei 27° Hitze über mich kam. Ich bin aber, wenngleich körperlich noch ziemlich hinfällig und schwachbeinig —, doch

[1]) Der Minister des Innern.

mit ruhigerem Herzen heimgekehrt. Zwar ist die Friktion noch nicht überwunden, aber ich habe die Überzeugung klarer Ziele und zulänglicher Mittel für unsre Politik heimgebracht . . . . . .

Ach! hätte ich Sie hier in dieser wunderschönen Einsamkeit, was hätte Ihnen nicht alles zu erzählen! Es ist wohl gar nicht möglich, daß Sie zu Ihrer geographischen Ausbildung die Provinz Schlesien besuchen? Wäre es doch möglich! Nicht bloß um zu beweisen, daß Sie nicht aus purem „Versehen kein Maulwurf geworden sind", wie Sie anzunehmen geneigt scheinen. Wie herzlich habe ich mich über die besseren Nachrichten hinsichtlich Ihrer Gesundheit gefreut! aber Sie haben ganz recht, wir stolzen Ebenbilder des Höchsten sind in beschämender Abhängigkeit von der Materie, in die wir eingehüllet sind. Auch ich empfand und empfinde dies oft . . . . .

Wissen Sie denn genau, wo das von mir armen kranken Adam bewohnte Paradies liegt? Es ist unbeschreiblich hübsch hier. Ich bewohne ein geräumiges Schweizerhaus ganz allein. Es liegt in einem wohlgepflegten Park mit schönen, alten Bäumen, glänzenden Wasserflächen und grünen Rasenflächen mit malerischen Durchsichten auf den Riesenkamm mit der Schneekoppe und einem lachenden Thalgrund; Tannen und Linden strecken ragende Zweige nach den Fenstern aus; Eichhörnchen scherzen, Vögel hüpfen und singen darauf. Abends oder Morgens können Sie einen alten Mann mit der Angelruthe nach den Seen schlendern und an ihren Ufern hingestreckt mehr träumen als fischen sehen. Oder er schleicht auch wohl mit der Flinte herum, eine wilde Ente zu belauern, oder einen Rehbock auf den nahen Bergen zu erlegen. Und es giebt Stunden, wo ich alles vergessen kann, was die Vergangenheit mir an Kreuz

auflegte, und womit die Zukunft mir droht, aber es sind freilich nur kurze Stunden, und daran fühle ich recht, wie ich älter und schwächer geworden bin und meine sonstige Elasticität verloren habe, die mir gestattete, alles Schwere mir aus dem Sinn zu schlagen und fröhlich mich des Augenblicks zu erfreuen. Es ist aber nicht zum Verwundern; die Neige schmeckt nicht mehr so frisch wie der erste Schaum im Becher. Dennoch! der richtige Zecher muß auch sie herunterschlucken. —

Wenn Sie, wie ich fürchte, sich nicht zu mir aufmachen können, so schreiben sie mir wohl einmal wieder hierher, wo ich bis Ende August zu weilen gedenke.

Frau und Tochter grüßen herzlichst mit mir Sie und die lieben Ihrigen.

In alter Treue

R.

In seiner Antwort vom 2. August glaubte Perthes die Einladung nach E. ablehnen zu müssen. Sein Herzleiden hätte sich verschlimmert, plötzliche Zufälle könnten eintreten, er fürchte daher die Reise und fürchte noch mehr, seinen Gastfreunden zur Last zu fallen, dann fährt er fort:

„Möchte doch der liebe Gott Ihnen Gesundheit und körperliche Frische schenken; es ist zu betrübt, wenn wir uns den lieben Freund, den Halt unseres Königs und unseres Landes kämpfend mit Beschwerden des Leibes vorstellen müssen; über Menschenkräfte geht die Arbeit, die Sorge, die Verantwortlichkeit, die Ihnen auferlegt ist, aber es ist auch gewißlich wahr, daß der, welcher sie Ihnen auferlegte, Ihnen nahe ist und sie tragen hilft; viele Freunde, bekannte und unbekannte, bitten und beten für Sie.

Nehmen Sie auch meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Förderung der Universitätsangelegenheit; Pro-

fessor Rühle, ein wackerer Mann und sehr tüchtiger Kliniker kam mit leuchtendem Auge vor einigen Tagen zu mir mit den Worten: nun wird Alles gut gehen; der Kriegsminister hat an den Obersten telegraphirt. Die guten Leute sind ganz erstaunt, daß der grimme Hagen guten Willen für eine Universitätsangelegenheit haben kann. Wenn der Cultusminister Geld zu schaffen im Stande ist, was ich freilich trotz der zuversichtlichen Äußerungen des Geh. Rat Knerck, noch immer nicht glauben kann, so wird wahrscheinlich das gewünschte Ziel erreicht werden, denn Obrist von Lindern hat den Klinikern wiederholt geäußert, daß der beabsichtigte Tausch militärisch in mehrfacher Beziehung nicht allein zulässig, sondern auch wünschenswert sei.

Die Kölnische Farce ist ausgespielt; das Nachspiel wird indessen noch kommen; ich bin über den Theil des Stückes, der auf beiden Seiten hinter den Coulissen aufgeführt wird, ziemlich gut unterrichtet; es war, wie Sie aus den Berichten des Regierungspräsidenten vielleicht auch zwischen Forellen und Rehböcken erfahren haben, nicht allein auf eine Wiederholung des letzten Abgeordnetenfestes, sondern auf eine Art Sitzung des Abgeordnetenhauses im Gürzenich und auf ein bis in das Kleinste ausgearbeitetes Paroli auf das Königsfest in Aachen und Cöln abgesehen. Wie die Behörden in Gang gesetzt sind, weiß ich nicht, aber den letzten Entschluß zum festen Auftreten haben Möller und Geiger gleichzeitig und unabhängig von einander gefaßt und sich schriftlich mitgeteilt; Beide haben sich, scheint mir, durchaus angemessen benommen, ebenso der Commandant, indem er, zu jeder partiellen Hülfe fertig und bereit, doch zugab, daß die Leitung des Ganzen in Händen der Civilbehörden blieb; der kleine Bürgermeister hat freilich Eine Übereilung begangen, sonst aber sich doch auch gut be-

nommen. Ich habe liberale, einflußreiche Stimmen gehört, welche unter dem Siegel des größten Geheimnisses äußerten: die Regierung hat nicht unrecht gehandelt; laut freilich werden sie das nicht sagen. Das Arndtsfest in Bonn ist ohne alle Störung verlaufen; ich war gerade den Tag abwesend in Horchheim bei Mendelssohn, wo wir Ihrer gedacht.

Bei Auslegung des Vereinsgesetzes ist allerdings, um dasselbe als Grundlage eines festen Auftretens zu verwenden, mit einiger Kühnheit verfahren; dagegen wird nur der Parlamentsmann Etwas einzuwenden haben, welcher auf dem Gürzenich die Antwort auf die im weißen Saale gehaltene Schlußrede des Ministerpräsidenten beraten und festgestellt zu sehen wünschte; wünschenswert aber scheint es, daß nur eine Auslegung, welche als Nothbehelf für einige Tage ihr gutes Recht hatte, nicht verewigt, nicht zur Theorie verarbeitetet und als Princip geltend gemacht wird; vielleicht wäre es überhaupt so übel nicht, wenn Nothbehelfen gegenüber der Satz: „der Mohr hat seinen Dienst gethan, der Mohr kann gehen", mehr als bisher von Regierungswegen beherzigt würde.

Österreichs vollständige Desordre im Innern liegt nun für Jedermanns Auge erkennbar vor; was Alles mag in der Hofburg während der letzten Monate vorgegangen sein; die an den Tag tretende Rathlosigkeit ist Staunen erregend; wird aber die neue Regierung wagen dürfen, sich bei der allgemeinen Erbitterung über die Vorgänge im Innern der Mißachtung auszusetzen, welche ihr unausbleiblich aus jeder nach Außen erlittenen Demüthigung erwachsen müßte! Sollte der große Kampf, welcher früher oder später zwischen Österreich und Preußen ausgefochten werden muß, wirklich noch zu unseren Lebzeiten beginnen? ich glaube es noch nicht

und hoffe es nicht; so viel aber scheint mir unter allen Umständen gewiß, daß die großen Schwierigkeiten, mit denen Österreich zu ringen hat, kein Grund für Preußen sein können, seines Vortheils nicht wahr zu nehmen, wie Friedrich Wilhelm IV. seiner Zeit begehrte; Ritterlichkeit ist Österreich gegenüber schlecht angebracht, und Österreich hat sie auch nicht um uns verdient. Doch verzeihen Sie das Gerede, zu welchem ich wider Willen gekommen bin; ohne genau zu wissen, wie Menschen und Sachen jetzt zu einander sich verhalten, ist jede Rederei leer und zwecklos.

Leben Sie wohl mein lieber, verehrter Freund, und wenn ein Rehbock lustig vor Ihnen umherspringt oder eine Forelle durch das Bergwasser schießt, so vergessen Sie Politik und Krieg und Ministerium, gedenken aber eines Mannes, der sehr gerne neben Ihnen stünde und mit Ihnen ginge.

Mit mir grüßt herzlich meine Frau und wüßte gerne, wessen Gesundheit den Aufenthalt in Pyrmont nöthig macht.

Heute vor 68 Jahren war meiner Eltern Hochzeitstag.

Ihr P.

Zur Erläuterung der vorstehend erwähnten Universitäts-Angelegenheit sei kurz bemerkt, daß die Universität Bonn den nahe der Stadt gelegenen kleinen Exerzierplatz zu erwerben oder gegen ein anderes Terrain einzutauschen wünschte, weil sie bauen wollte; und in betreff des „Kölner Festes", welches die Gemüter damals allseitig erregte, und im Februar 1866 noch sehr lebhafte Wortkämpfe im Abgeordnetenhause verursachen sollte[1]), sei hier nur hinzugefügt, daß die Regierung, welche das geplante Fest, und nach obigen Mitteilungen des unparteiischen Perthes nicht mit Unrecht, als

[1]) Siehe „Kriegsminister von Roon als Redner" II S. 377–78.

eine geplante großartige politische Demonstration betrachtete, das Fest deshalb auf Grund des Vereins- und Versammlungsrechts verboten und polizeilich verhindert hatte.

Aus seiner nachstehenden Antwort ersehen wir, daß Roon die Bedenken von Perthes zu zerstreuen suchte und die Einladung, nach Erdmannsdorf zu kommen, herzlich wiederholte. Er schrieb:

Erdmannsdorf, d. 6. August 1865.

Mein theurer P.!

Wenn ich einige Tage vergehen ließ, ohne Ihre letzten lieben Zeilen zu beantworten, so ist lediglich das seitdem eingetretene üble Wetter schuld daran. Wiewohl es mich von Promenaden abhält, und deshalb die Muße zum Schreiben vermehrt, so ermuthigte es mich doch nicht, meine Einladung zu wiederholen, und das sollte eben der nächste Zweck meines Schreibens sein. In der That, so schüchtern ich neulich den Wunsch nach Ihrem Besuche aussprach, so heftig regte sich derselbe in mir, als Sie die Möglichkeit Ihres Ausfluges einräumten, und die Bedenken, mit denen Sie schließlich diese Möglichkeit wieder todt schlugen, reizten mich unwiderstehlich zur Widerlegung, nur das Wetter mäßigte meinen Eifer und mäßigt ihn zur Stunde leider noch, im Verein mit der Erfahrung, daß derlei Regenperioden zuweilen lange dauern. Ich hatte schon das Coursbuch studiert und verschiedene Reisepläne für Sie ausgearbeitet, als das Unwetter anhub, das nun schon $3^1/_2$ Tage dauert. Mit Gottes Hilfe aber wird es auch ein Ende erreichen, und dann bleiben lediglich die gedachten Bedenken zu desavouiren, deren Statthaftigkeit auch nicht im entferntesten zugegeben werden kann. Zuerst müssen Sie wissen, daß meine Spaziergänge sämmtlich in der Cadence von 75 Schritt

in der Minute ausgeführt werden, weil eine schnellere Gangart weder meinen asthmatischen noch podagrischen Zuständen konvenirt. Den Fischen stelle ich sitzend und dem Rehbock schleichend nach. Meine Jagdthaten beschränken sich übrigens bisher darauf, daß ich mir stehend wilde Enten schußgerecht zutreiben ließ, und wie die Unternehmungen gegen den Rehbock ablaufen werden, ist mir noch sehr problematisch. Es ist leider notorisch, daß ich nach einer Stunde Spazierengehens im langsamsten Schritt zum gründlichen Ausruhen genöthigt bin, und mich, wiewohl nicht ohne Hoffnung zur Besserung, noch fort und fort als Stümper fühle. Sie haben sich, verleitet durch Äußerungen der Hoffnung auf bessere Umstände, zu dem Irrthum verleiten lassen, daß ich, wie vordem, als rüstiger Waidmann bergauf und ab, waldaus und ein mit Jünglingseifer und Eile umherstreifen könnte, während ich es nur möchte. Ach, nein! so ein Springinsfeld bin ich leider nicht, ich gehe selbst meiner Frau viel zu langsam. Ein zweiter Irrthum besteht darin, daß Sie meinen, Erdmannsdorf läge etwa in einem engen Thale, und alle seine Promenaden wären mit Ansteigen verbunden. Nein! es liegt zwar 1150 Fuß über d. M. und die Schneekoppe und der Riesenkamm lugen mir scheinbar in nächster Nähe zum Fenster hinein, aber hätten Sie den großen oder auch nur den kleinen Roon studiert, so würden Sie wissen, daß Erdmannsdorf in einer mehrere Meilen breiten und langen Thalebene liegt, die von den schönsten Straßen durchzogen wird, die man, wie ich es täglich praktisire — sämmtlich ohne Hemmschuh befahren kann; daß der hiesige und der angrenzende Buchwalder Park die anmuthigsten und bequemsten Promenaden darbietet mit den zahlreichsten, lieblichsten Ruhebänken. Verhundertfachen Sie den Reinhardsbrunner Park (den eigentlichen), so haben

Sie eine Vorstellung von den beiden oben genannten. Endlich wissen Sie nicht, daß ich hier über eigene Equipage gebiete und so manchen lieblichen Punkt aufs bequemste erreichen kann, und in dem Wagen ist immer der vierte Platz leer, abgesehen davon, daß mir nötigenfalls auch ein zweiter königlicher Wagen zur Verfügung steht. In Summa, Ihre Bedenken sind — mit Erlaubnis — sämmtlich auf Sand gebaut. Ihre Gesundheit und die dadurch bedingte Räthlichkeit der mit solchem Ausfluge verbundenen Anstrengungen wiegen für mich in der Frage ganz allein; Ihre Anwesenheit kann mich nur erfrischen, in keiner Beziehung aber lähmen oder fesseln oder hemmen. Diesem Irrthum mußte ich entgegentreten, ohne daß ich aus seiner Widerlegung einen bestimmten Anspruch abzuleiten wagte. Einen solchen gründe ich, nächst dem Wunsche meines begehrlichen Herzens, allein auf Ihre eigenen Worte, der Sie sich einen Mann nennen, „der sehr gern neben Ihnen stände und mit Ihnen ginge," wie Sie schreiben. Also?! — Aber da fällt mir Ihre liebe, für Sie „mehr als nöthig besorgte Frau" ein, und da darf ich wohl nicht drängen. Die meinige jedoch spricht: „Die liebe, besorgte Frau soll mitkommen, das wäre ja ganz prächtig, soll ich ihr selbst schreiben?" . . . . . .

Uns ist die Sache, wie Sie entnehmen, sehr ernst, aber wir sind bescheidene Leute. Im Hause ist viel Platz, an guten Betten Überfluß u. s. w. Schreiben Sie nur, wann Sie kommen und dem Wetter traun, wann und wie Sie reisen wollen."

Perthes konnte sich nun nicht mehr sträuben, am 10. August schrieb er seine Zusage und meldete sein Eintreffen zum 14. August in Erdmannsdorf an. Es folgte nun eine Reihe von schönen Tagen stillen und heiteren Beisammenseins, welches für beide Freunde gleich genußreich war; am

28. August meldet dann ein Schreiben aus Bonn, daß Perthes zwei Tage zuvor wohlbehalten wieder dort eingetroffen war; und schon bald darauf teilte dieser über die ihm so am Herzen liegende Kölner Erzbischofs-Wahlangelegenheit folgendes mit:

Bonn, d. 5. Sept. 1865

„Sie werden mein lieber und verehrter Freund, die Zeilen erhalten haben, in denen ich Ihnen vor acht Tagen meinen Dank für Ihre freundliche Aufnahme aussprach und meine glückliche Heimkehr mittheilte.

Auf meine ausdrückliche Anfrage gaben Sie mir die Erlaubniß, in der Cölner Angelegenheit mich, wenn es nöthig sei, wieder an Sie zu wenden; schon jetzt bin ich in der Lage von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Ich würde Ihnen gewiß nicht auf das Neue die Mühe verursachen, wenn ich nicht glaubte, das das jetzt vierteshalb Decennien umfassende Leben in der Rheinprovinz und der eben so langdauernde lebhafte Verkehr in den verschiedenartigsten katholischen Kreisen mir die Wichtigkeit der vorliegenden Wahlangelegenheit in hellerem Lichte, als den meisten Anderen erscheinen ließ.

Es kann an der entscheidenden Stelle nicht bedeutungslos sein, zu wissen, wie die sehr gut unterrichteten Männer der Minorität jetzt die Lage ansehen, zumal wenn dieselben, wie ich fest überzeugt bin, sie richtig ansehen. — — —

Der Cardinal Reisach in Rom, der apostolische Nuntius Ganelle in München, die Majoritätsmitglieder des Cölner Capitel, einflußreiche Genossen derselben innerhalb und außerhalb der Provinz und wohl auch einige Räthe in Berlin arbeiten einander in die Hand und wollen mit vereinten Kräften eine „gute Wahl" und vor Allem das Recht des Capitels zur Aufstellung des Catalogus erlangen. Diesen

Anstrengungen gegenüber verfährt, wie mir scheint, die Regierung mit zu großer Arglosigkeit und vielleicht auch nicht immer mit ausreichender Kenntniß des Terrains. Hatte doch Herr v. Arnim so wenig sich instruirt, daß er am 26ten August dem Tage **nach** der fast acht Tage zuvor schon angesetzten Sitzung des Capitels, in welcher der neue Catalogus festgestellt ward, in Cöln eintraf, und außer Domherr München, den als Propst er besuchen mußte, nur Schweizer, das alterschwache, und Westhorn, das entschlossenste und rücksichtsloseste Mitglied der Majorität, aber weder Mitglieder der Minorität, noch auch, wie ich höre, den Präsidenten v. M. informationis causa aufsuchte.

Die großen Schwierigkeiten, welche der Behandlung dieser Angelegenheit anhaften, liegen ja deutlich genug vor, aber wenn der Ministerpräsident selbst sie ausschließlicher in seine kräftige Hand nehmen möchte, würde doch Manches anders gehen. Sollte es nicht möglich sein, vor dem entscheidenden Entschluß den Oberpräsidenten und den Präsidenten v. M. persönlich zu hören; Beide haben in dieser Sache doch Einsicht, Umsicht und Entschlossenheit gezeigt.

Antonelli's Schreiben war der Majorität des Capitels mehrere Tage früher abschriftlich zugeschickt, bevor der Dompropst das Original erhielt.

Das unter Bischof Kettlers Augen und Auspicien erscheinende Mainzer Journal hat eine gradezu infame Haltung gegen Preußen und dessen jetzige Regierung angenommen.

Die Tage des Ausruhens sind nun wohl für Sie gezählt; möchten Sie gekräftigt an Leib und Seele der schweren Winterarbeit entgegengehen.

In treuer Ergebenheit

P.

Bald nach Empfang obigen Schreibens kehrte Roon nach beendetem Urlaub nach Berlin zurück. Von dort folgten wieder Berichte an die Gemahlin.

Am 12. September schreibt er u. a. . . „Hier im Wesentlichen alles in Ordnung. Bismarck nicht zu Hause, daher im Hotel Royal meinen Hunger gestillt. Heut um 12 Uhr nach Babelsberg — um 3 Uhr mit Sr. Majestät zurückgefahren. Um 6 Uhr bei Bismarck gegessen mit Graf Arnim, Eulenburg, Keudell, Abeken u. Arnim-Kröchlendorf. Um 8 Uhr Conferenz mit General Treskow . . Morgen Vortrag bei Sr. Majestät, dann Diner u. s. w. Uebermorgen früh Abreise nach Kiel, wo ich Freitag verweile, um am Sonnabend heimzukehren u. am Sonntag mit Sr. Majestät nach Merseburg zu gehen. Kurz! die Tretmühle hat mich wieder, und ich sehe daraus keine Rettung, noch weniger eine Wiederkehr zu den stillen lieben Laren von Erdmannsdorf.

Natürlich brennt hier vieles und zum Löschen eignet sich nicht jeder . . . .

Daß ich jetzt und nicht nach dem Manöver nach Kiel gehe, hat übrigens seine besonderen triftigen Gründe, von denen später. Ich würde danach, d. h. Ende September und Anfang Oktober noch freie Hand zu irgend einer Exkursion erhalten . . ." Die nächsten Briefe sind aus Kiel, vom 17. und 19. September. Es heißt darin u. a.:

„Uebermorgen fahre ich auf der Vineta nach Sonderburg, kehre selbigen Tages hierher zurück . . Heute habe ich bei Gablenz auf dem Herzoglichen Schlosse sehr österreichisch gegessen; das beste an dem Diner war die Tafelmusik. Morgen kommt Manteuffel hier an; ich aber speise mit der Marine auf der Arcona und freue mich darauf um so mehr, als ich dadurch in den Stand gesetzt wurde, eine zweite

Einladung des Herrn Statthalters abzulehnen. Heute Morgen war ich in Friedrichsort. Morgen früh besuche ich die Flotte und die östlichen Umgebungen des Hafens. Auch wir haben herrliches Wetter — bis jetzt . . .

(am 19.) . . Die Loreley und der Komet haben Husum bereits verlassen; es ist also nicht möglich, von hier aus nach der Jade zu gehen; ich kehre daher morgen nach Berlin zurück, um am 21. nach Merseburg weiter zu fahren und dort bei dem schönen Wetter noch 2 Tage den Manövern beizuwohnen, was Verschiedene gern zu sehen scheinen. Natürlich kehre ich dann am 23. mit Sr. Maj. heim nach Berlin; ich weiß aber noch nicht, ob es die Geschäfte erlauben werden, Euch aus Schlesien abzuholen. . . . Uebrigens ist es fast gewiß, daß vor des Königs Abreise nach Baden und vor Bismarck's mehrwöchentlicher Abwesenheit in Biarritz noch vielfach conferirt und deliberirt werden wird, so daß es mir schwer fallen würde mein Fortgehen vor meinem eigenen Gewissen zu rechtfertigen.

Sind Se. Majestät und Bismarck abwesend, so würde ich freilich noch nach der Jade gehen können . .

Gestern habe ich unsere Schiffe besucht und einigen Preußischen, ja auch Oesterreichischen Kanondonner in der Kieler Bucht veranlaßt und dann auf der Arcona ein vergnügtes Mittagsmahl eingenommen. Als ich Abends um $7\frac{1}{2}$ Uhr hierher zurückkehrte, fand ich einen Auflauf vor meinem Hôtel, veranlaßt durch die mir von Gablenz zugesandte Oesterreichische Militär-Musik, die meiner harrte, um mir ein Ständchen zu bringen. Zwischen die Flotten-Parade und das Diner fiel Manteuffel's Besuch, der meinetwegen von Schleswig gekommen war, aber gleich nach seinem Diner bei Gablenz wieder abreiste.

Heute früh um 6 Uhr fuhr ich wieder an Bord der Vineta, um nach Sonderburg zu gehen und durch den Alsensund. War das bei dem schönen freundlichen Wetter eine erquickliche und interessante Fahrt! In der That müßte der Marine-Minister sich öfter einschiffen, um sein Interesse für die Flotte anschaulich zu machen und Vertrauen zu gewinnen bei seinen Untergebenen! Wie können sie es haben, wenn sie nicht glauben können, daß der Minister die Verhältnisse des Seemannes einigermaßen kennt?! Wenn ihm die Gelegenheit fehlt, nach ihren Bedürfnissen zu fragen, ihnen zu zeigen, daß er ein Herz für sie hat. Daher wäre es freilich besser, wenn ein wirklicher Seemann Marine-Minister wäre; ich wünschte, Contre-Admiral Jachmann wäre es — nun wer weiß! — —"

In der oben erwähnten Unterredung mit General von Manteuffel handelte es sich u. a. um die damals zwischen diesem und Bismarck entstandenen Differenzen, in denen Roon vermittelte[1]); außerdem aber auch um die umfangreichen Vorschläge, welche Manteuffel zur Befestigung von Düppel-Sonderburg, Kieler Hafen, sowie zu andern für die Marine erforderlichen Bauten gemacht und in einem sehr eingehenden Privatschreiben (Schloß Gottorf, 16. September) noch näher erläutert hatte. In demselben Schreiben drang Manteuffel auch darauf, daß mindestens zwei starke Korvetten und zwei Panzerschiffe (als Batterie) im Kieler Hafen, möglichst in Dienst gestellt, verbleiben möchten zur Verfügung des Gouvernements: „dann haben wir Kiel, und Europa sieht, daß wir es haben."

Jene Besprechungen mit Manteuffel wurden indessen noch in sehr eingehender Korrespondenz fortgesetzt, bald nach-

[1]) bei Sybel IV., S. 229 gleichfalls erwähnt.

dem Roon nach Berlin zurückgekehrt war. Am 6. Oktober schrieb Manteuffel ihm von Schloß Gottorf aus:

„E. E. trage ich eine sehr große Bitte vor. Aber da ich einmal schreibe, so kann ich es auch nicht ohne das alte Vertrauen tun, und indem ich diesem entspreche, erhalten Sie zugleich die Gewähr, daß meine Bitte selbst um so selbstloser ist. Kurz also, ich habe den König gebeten, mich von meiner Stellung in bezug auf die Civil-Verwaltung zu entbinden und mir bloß das Kommando über die Truppen in Schleswig zu belassen. Es ist mir schwer geworden, denn ich liebe bereits meinen Beruf und ich gewinne Terrain! Aber ich bin Offizier. Im Jahre 1858, glaube ich, trug ich dem Könige vor, daß General Willisen die Division verlieren müsse, weil er ein Amt unter einem Civilminister verwalte. Der König respectirte das militärische Prinzip. Jetzt wo es meine persönliche Existenz betrifft, soll ich es verleugnen. Graf Eulenburg hat mir gesagt, ich solle die Stellung eines Ober-Präsidenten bekommen. Ich habe Briefe und Vorwürfe von dem Könige bekommen, bereits am 18. September, zwei Tage nach Antritt meines Amtes: „den Lord erkenn' ich, meinen Feind —" nicht meinen gütigen König in diesen ungütigen Worten. Wie aber der Lord mein Gegner geworden — ich begreif' es nicht. In meinem Leben bin ich nicht so unschuldig in solche Verhältnisse gekommen. Noch nie habe ich in solchem Einverständnisse mich mit einem Minister geglaubt als in dieser Schleswig-Holstein'schen Sache mit Minister Bismarck. Ich will meine Instructionen jedem Kriegsgericht vorlegen, ob ich gegen Wortlaut oder gegen Geist gehandelt habe — und: ordre —, contreordre, désordre! Das durfte ich nicht — — —, wenn man es mir gesagt hätte zu der Zeit, als ich die großen Gesandschaftsposten ausschlug, weil ich nicht unter Civilisten

stehen wollte (und das war noch dazu mein Vetter, der fünf Jahre älter war als ich) —, wenn man mir da gesagt hätte, ich würde eine Anweisung von Herrn von Bismarck ruhig hinnehmen, dem Minister des Innern dem Grafen Eulenburg, amtlich Auskunft zu geben, weil er die Intentionen des Königs kenne, eine Kenntniß, die der Minister mir wenige Tage zuvor zugesprochen hatte —, ich hätte gelacht. — Ich hab's getan, weil Graf Eulenburg im Auftrage des Königs kam und mir einen Brief Seiner Majestät brachte. Ich habe also Graf Eulenburg nur gebeten, mit den Organisations-Bestimmungen zu warten, bis ich die Provinz bereist. . . Er hatte mir zugesagt, dahin zu wirken, Minister Graf Bismarck hat mir aber sagen lassen, durch Präsident Zedlitz, in den nächsten Tagen würde ich die Ordre bekommen, wonach ich die Stellung eines Oberpräsidenten, er die eines Regierungspräsidenten erhalte. Darauf habe ich den König gebeten, mich vorher zu entbinden von der Civilverwaltung, weil ich als General nur commissarisch und unter seinem unmittelbaren Befehl solche Civilverwaltungsstelle einnehmen könne. Glauben Ew. Excellenz, es ist am besten, daß der König mich gehen läßt. Minister Graf Bismarck kann nur Maschinen oder politische Gegner erzeugen; ich will weder das eine noch das andere werden, ich gehe, aber indem ich gehe, ist mir der Dienst des Königs, — ich habe den Herrn vielleicht nie lieber gehabt als bei'm Aussprechen dieser Bitte —, und des Staates gerade ebenso teuer, als wenn ich selbst in ihm wirkte. — Deshalb bitte ich Ew. Excellenz herzinnig meine Bitte zu gewähren. Es handelt sich um die Schiffbarmachung der Schleimündung bis nach Kappeln." Hier folgen ausführliche Erörterungen über die Details dieses Ausbaggerungsplanes, von dem Handel und Gewerbe der Stadt Schleswig und aller Uferortschaften abhingen;

die Kosten seien auch leicht zu beschaffen ꝛc. Manteuffel fährt dann fort: „Unmögliches verlange ich nicht, nur Mögliches, und wenn niemand mehr mir gesunden Verstand und Urteil zutraut, so zeigen Excellenz mir, daß Sie mich nicht so schnell als die andern aufgeben, und erfüllen Sie meine Bitte! Ich kenne wenig Menschen, die so schnell und energisch handeln, wenn sie einmal einen Gedanken ergriffen haben, als Ew. Exc.. Ergreifen Sie den meinen, es ist dem Vaterlande ein Dienst geleistet. Wie bei einer Cavallerie-Attacke ist hier der Moment Alles. An den König habe ich geschrieben, daß ich Ew. Exc. meine Bitte vortragen würde.

Gestern war ich in Friedrichsort. Ich bin der Ansicht, das Etablissement muß der Marine zurückgegeben werden. Es gehört zu ihr und ihre Seeartillerie kann nicht einmal exerzieren am Geschütz ohne die Friedrichsorter Kanonen. Daß die erste Besetzung durch Infanterie aus politischen Gründen geboten war, sehe ich ein; jetzt wo die Österreicher bereits ihre Kieler Garnison vermindert, wo unser Kieler Landterrain erobert ist, und die Festungsbauten in den nächsten Tagen beginnen, ist Infanterie in Friedrichsort nicht mehr nötig aus politischen Gründen. Ich habe auf eine Aufforderung des Königs in diesem Sinne an Se. Majestät geschrieben und bin der Ansicht, daß das 43. Regiment zurückgezogen wird, und daß Kiel dann Friedrichsort mit besetzt durch Marine-Detachements. Ich hoffe, Excellenz sind hiermit einverstanden."

(Folgen noch einige Angaben über die Befestigungsbauten ꝛc.)

„Ew. E. sehen, daß ich Ihren Wünschen gemäß Kiel im Auge und Athem behalte. In dem dummen Abdruck meiner frei gehaltenen und ohne Stenographen hinterher zusammengestellten Rede fehlt der Satz (hinter der Festungs-

arbeit): „Unsere junge Krieges- und Siegesmüthige Flotte hat Anker in Kiel geworfen!“ — Das ärgert mich, wie überhaupt die ganze Rede, die ich nie gehalten hätte, wenn ich nach allen Desaveux und nach Graf Eulenburg's Sendung und Herrn von Keudell's [1]) Correspondenzen nicht gezwungen worden wäre, mit meinem Ich als Nominativ hervorzutreten, um meinen persönlichen Einfluß zu bewahren. Seit dem 10. September bin ich mit nichts als mit Rechtfertigungen beschäftigt und mit Auseinandersetzungen, daß das was gestern geschehen, weil es vorgestern befohlen, nicht sofort geändert oder rückgängig gemacht werden könnte, weil heute das Gegentheil befohlen worden sei.

In Behandlung von Personalien hätte man mir in Bezug auf die Manipulation doch wenigstens etwas Vertrauen schenken können.

Ich bin in meinem Innern wahrhaftig nicht bitter und gereizt — wahrhaftig nicht, mich betrüben nur die Mißverständnisse, denn weiter ist es nichts —, weil sie uns nachtheilig sind. Gute Nacht, Ew. Excellenz. In sehr herzlicher unwandelbarer Verehrung

E. Manteuffel.

Es ist bekannt, daß die „Mißverständnisse“ zunächst beigelegt wurden, was der allgemeine Vertrauensmann Roon wieder bewirkte; aber ebenso — daß während der ferneren Amtsführung des energischen und eifrigen Manteuffel und eben wegen dieser seiner Eigenschaften die Reibungen mit den Ministerien nie ganz aufgehört haben, welche auch noch vermehrt wurden durch zu weitgehende finanzielle Anforderungen Manteuffel's. Der Ausbruch des Krieges hat dann von selbst, drei Vierteljahre später, dieser Stellung Man-

[1]) Damals im Centralbureau Bismarck's.

teuffel's in Schleswig ein Ende gemacht; im Oktober 1865 war dies trotz seiner Vorstellung noch nicht genehmigt worden.

Im Monat Oktober gönnte Roon sich noch eine Erholung durch eine Reise „nach dem heidnischen Preußen", wie er der von Berlin noch abwesenden Gattin schrieb, — zur Inspizierung der dortigen Remontedepots ꝛc. Bei dieser Gelegenheit wollte er auch den Grafen Keyserlingk in Rautenburg besuchen und nach Ibenhorst zur Elennjagd gehen. Von Tilsit aus berichtete er am 13. Oktober darüber:

„Nachdem ich gestern einem armen Elch viel Schmerzen verursacht und heute einen anderen glücklich erlegt habe, bin ich hierher zurückgekehrt, ohne in Rautenburg vorgesprochen zu haben. Zwar war der Graf zu Hause und ließ mir sagen, daß er mich erwarte, allein wer in das Land kommt, wird sich bald überzeugen, daß die scheinbar kürzesten Entfernungen Tagereisen erfordern, und meine Tage sind gezählt . . . ."

Ragnit, 15./10.

„. . . . Meine Reise hat mir eine Reihe neuer interessanter Bilder, Wahrnehmungen und Aufschlüsse gegeben. Was die Bilder belangt, so ist das Niederungsland zwischen Ruß und Gilge, in welchem Ibenhorst liegt, wirklich sehenswerth, ja theilweise malerisch; entschieden pittoresque sind die Ufer des Niemen (Memel) hier und von hier aufwärts, besonders bei Ober-Eißeln. Und fruchtbar ist der Boden überall (mit Ausnahme des Haffstrichs), so daß er reichlichst trägt, wenn ihm die Sonne nicht zu karg zugemessen wird. Die Bevölkerung, so verrufen einerseits wegen der mit dem Schmuggel nach Rußland verbundenen Demoralisation und ihrer damit wie mit dem Klima zusammenhängenden Fuselgier, andrerseits wegen des Erfolges, den die Volksverführer

hier seit lange gewonnen, ist dennoch so übel nicht, wie es scheint. Sie ist disponirt sich der Autorität zu fügen, die „Gewalt über sie hat" und den Willen, ihre Macht zu gebrauchen. Daran eben hat es bisher gefehlt. In dieses sog. „Halb-Sibirien" hat man nicht immer die besten Organe geschickt. Wo ein tüchtiger Beamter sich fand, glaubte man die Anerkennung dadurch bethätigen zu müssen, daß man sie in mildere, weniger abgelegene Gegenden versetzte. Das gilt auch von den Richtern und den Geistlichen. Daraus ist die moralische Agonie zu erklären, in der sich diese derben, harten und hartnäckigen Litthauer befinden, die darin den Polacken gleichen, daß sie ihrer naturwüchsigen Rohheit einige Kulturflittern aufgeklebt. So fand ich gestern auf dem Felde bei Ober-Eisseln eine Arbeiterin im Krinolin mit Flachskehren beschäftigt. Die eigenthümliche und kleidsame Landestracht aber verschwindet mehr und mehr, indem man sich einer schäbigen und schmutzigen Modernität befleißigt. Das Erscheinen des hartköpfigen Kriegsministers in diesem Lande ruft nicht nur die Neugier, sondern auch einigermaßen den der Regierung schuldigen Respekt wach. Hier und in Tilsit war dies sogar nicht ohne Unbequemlichkeit für mich. — Es ist keine Kunst, diese rohe Masse konfuse zu machen; wenn man ihr aber die starke Hand zeigt, so ist sie und wird sie ebenso folgsam und gehorsam, als man nur wünschen kann. Der falsche Liberalismus hat überhaupt nur so lange Macht über die Menge, als man ihm gestattet, das Maul unverschämt aufzureißen und dadurch den Wahn zu nähren, daß ihm Recht und Macht zur Seite ständen. — Doch — wohin gelange ich? Interessanter als diese politischen Exclamationen wäre es mir, zu wissen, wie es Dir und den Kindern ergeht? Aber ich erfahre es nicht — Deine Briefe haben mich nicht gefunden, und ich kann daher Euch alle

nur Gottes gnädigem Schutz empfehlen; ich hoffe am 18. wieder bei Euch zu sein. — —"

Ähnliches schrieb er selbigen Tages an Perthes:

Ragnit, den 15. Oktober 1865.

Mein theurer Perthes!

Ihnen hier von den Ufern des Niemen, aus der ultima Thule unsres theuren Preußenlandes endlich einen Freundesgruß und Dank für Ihre mehrfachen, bisher unbeantworteten lieben Briefe senden zu können, verdanke ich dem halben sonntäglichen Ruhetage, den ich mir gönne. Seit meiner Heimkehr von Erdmannsdorf in den Berliner Lebenswellen, sowie in den Strudeln meines verdammt „reichen Lebens", wie Sie es zu nennen belieben, umhergewirbelt nach Kiel und Sonderburg, nach Bremerhafen und den Jade-Busen als Marine-, und Merseburg und jetzt nach den bisher ungesehenen preußischen Remonte-Depots als Kriegsminister, ist mir bisher für freundschaftliche Korrespondenz kaum, — ich sage nicht die Zeit —, das Vermögen geblieben. Eine weitere Bereicherung ist mir seitdem zu Theil geworden, als Großvater eines noch ungetauften Magdeburger Enkels, wie Sie wissen, und als Jäger eines nur noch hier in den Urwäldern des Niemen-Deltas hausenden Elch-Hirsches (vulgo Elenn), den ich vorgestern nach mancher Anstrengung glücklich erlegte in den Rohrdickichten von Ibenhorst, fast im Angesicht des Kurischen Haffs. Gestern, morgen und die folgenden Tage inspizire ich, resp. werde ich inspiziren das hiesige, sowie die Remonte-Depots in Brakupönen, Kattenen und Jurgaitschen; spätestens am 19. hoffe ich wieder in B. zu sein. Sehr gesund bin ich aber nicht. Mit Schnupfen fuhr ich dort weg. Wie gewöhnlich hat sich diesem mein Asthma recht heftig zugesellt, so daß ich meinen Elch wirklich

nur inmitten größter Atemnot erlegen konnte. In gewissen Beziehungen bleiben doch selbst alte und sonst auch leidlich vernünftige Männer recht kindische Gesellen. Was hatte mir das arme Geschöpf gethan, daß ich es mit Daransetzung meines fast letzten Hauchs niederschoß? Welch' vernünftigen Grund hat der Reiz, ein Mitglied einer verschwindenden Rasse zu erlegen und sich dafür in Unkosten zu setzen? Sie wissen wohl kaum, daß es dazu einer besonderen, nur selten erteilten höchsten Erlaubniß bedarf, wiewohl die im Jahre 1848 auf 17 Stück verminderte Zahl von Elchwild seitdem wieder bis auf ca. 300 Stück gestiegen ist. Eine solche war Bismarck gegeben worden, und ich habe hier an seiner Stelle gehandelt, wie gelegentlich sonst auch, während er mit Kaiser N. in den Wellen des aquitanischen Meeres schwamm. Welch' neue Bilder, Wahrnehmungen und Beobachtungen sich mir hier in diesem in vielen Beziehungen höchst interessanten Landestheile aufdrängen, möchte ich Ihnen wohl in einiger Ausführlichkeit sagen, aber dazu fehlt die Zeit. Die verschwindende littauische Rasse, die hier noch ihre Sprache und manche Sitte bewahrt, erinnert in ihrer Absonderlichkeit, Derbheit, Plumpheit und Hartnäckigkeit an ihren bisher nur curiositatis causa konservirten Hirsch; das aber geschieht ihr nicht, daß man sie aus Liebhaberei konservirt, sondern leider wird sie im schlechtesten Sinne modernisirt und germanisirt. In 100 Jahren wird ihre Sprache verschwunden sein, während schon jetzt die Feldarbeiterinnen Krinolinen tragen, statt der alten, kleidsamen Volkstracht, und die demokratischen Zungendrescher bei Branntweinspenden ein geneigtes Ohr für alle ihre Umtriebe finden. Kein Landestheil ist mehr demokratisirt, hauptsächlich weil kein andrer so von der Regierung vernachlässigt wird, während gerade seine Abgelegenheit zum Gegentheil auffordern

sollte. Das schließt nicht aus, daß dem vagirenden Kriegsminister überall die größte Aufmerksamkeit begegnet. Es scheint, als hätte ich es noch nirgend dahin gebracht, gründlich gehaßt zu werden. — Doch wozu ein Thema anzapfen, das ich nicht erschöpfen kann. . . . . .

Nun Lebewohl! Möge Ihnen die Sonne an Ihrem gerühmten Strom heute so warm und freundlich scheinen, als mir hier an dem wirklich sehr malerischen des ungekannten littauischen! — Viel freundliche Grüße für Ihre liebe Frau und alle die Ihren. Mit herzlichem Händedruck

Ihr treuer Freund

R.

Nach der Rückkehr nach Berlin war es nun hohe Zeit, an die Etatsaufstellung zu gehen. Sie veranlaßte ihn u. a. zu nachstehendem Schreiben an Bismarck:

Berlin, d. 14. Nov. 1865

„Anbei übersende ich ganz vertraulich zwei Ordre-Entwürfe nebst einem solche motivirenden P. M.[1]), über welches letztere ich Sr. Majestät am 9. d. M. Vortrag erstattet und dabei die Allerhöchste Bereitwilligkeit zur Vollziehung gefunden habe. Bevor ich diese bewirke, scheint es mir nützlich, Ihrer Zustimmung und event. Ihres Raths mich zu versichern. — Um diese Angelegenheit in ganz der Routine entsprechender Weise zu erledigen, würde ein voraussichtlich sehr langer und breiter und schließlich doch nicht zum Ziele führender Schriftwechsel mit dem Finanzminister vorangehen müssen. Mir scheint, daß die Ordre an das Staatsministerium diese langweilige und resultatlose Prozedur unnöthig macht; andrerseits möchte ich aber Freund B[odelschwingh] nicht verstimmen, um jede unnöthige Friction zu

[1]) Promemoria.

vermeiden. Ich kann mich nach Ihren letzten gelegentlichen Aeußerungen über die Nothwendigkeit unseres maritimen Wachsthums wohl der Aufzählung der Gründe enthalten, welche die sofortige Bestellung zweier Panzerfregatten motiviren.

Mit der Bitte um recht baldige Rückäußerung und Rückgabe herzlichst guten Morgen!

v. Roon.

Die heute früh erfolgte Entbindung Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzeß Friedrich Karl von einem Prinzen veranlaßt mich zu der Frage, ob das Staats-Ministerium in corpore eine Gratulations-Salve oder ein Gratulations-Tirailleur-Feuer zu geben hat?"

Antwort Bismarck's.

„Ich bin einverstanden, aber Verdruß wird es geben, wenn der Angriff in Form der Umgehung ausgeführt wird. Unter die Motive wäre m. E. noch aufzunehmen, daß wir der Anleihe-Forderung das Bedürfniß schnelleren Mehr-Bau's zu Grunde gelegt haben, und bei dem Behaupten dieser Nothwendigkeit beharren und danach handeln müssen, und daß die erneute Anleiheforderung weniger wirksam motivirt ist, wenn wir nur zu verwenden beabsichtigen, was im Budget vorgesehen ist.

Wegen Gratulation setze ich eine Staats-Ministerial-Adresse in schleunigen Umlauf, schreibe mich außerdem ein.

Ihr

v. Bismarck.

Der nun folgende Winter brachte noch verschiedene dienstliche Arbeiten, die zur Verbesserung der Heeresverfassung notwendig waren, an der Roon unverdrossen weiter arbeitete;

u. a. wurden besondere Festungsartillerieregimenter errichtet, und das Artilleriematerial sowohl für die Feldtruppen wie für die Festungen und die Marine fortgesetzt vermehrt und verbessert.

Wichtig wegen der weiteren politischen Folgen waren die auch schon vor Weihnachten begonnenen Verhandlungen mit Italien über einen Zoll- und Handelsvertrag mit dem Zollverein. Auf sie bezieht sich das nachstehende Billet Bismarck's an Roon:

Weihnachten 1865

„Unerwartete Schwierigkeiten in den Verhandlungen mit Italien, die ich morgen abzuschließen gehofft hatte, nöthigen mich vor der Hand hier zu bleiben. Ich telegraphire daher an Asseburg, daß ich nicht zur Jagd kommen kann. Sonst geht es mir besser, meiner armen Frau aber schlecht, Halsleiden von Erkältung. Frohes Fest!

Ihr

v. Bismarck.

So kam das Jahr 1866 heran, welches Roon's Leistungen in das herrlichste Licht stellen und dem viel Verkannten jegliche Genugthuung bringen sollte. In Ruhe konnte er die Vorbereitungen zur Mobilmachung und zum Kriege treffen, — denn daß letzterer nicht zu vermeiden sein würde, war schon im Dezember mehr als wahrscheinlich und seit der österreichischen Depesche vom 7. Februar 1866[1]), in welcher die preußischen Beschwerden gänzlich ablehnend beantwortet wurden, so gut wie gewiß geworden. Auf diplomatischem Gebiete hatte Bismarck die Rüstungen bekanntlich schon im Spätherbste 1865 mit voller Entschiedenheit begonnen, als er

[1]) Vergl. Sybel IV, 270 ff.

die Anerkennung des Königreichs Italien auch durch die deutschen Mittelstaaten mit Ausnahme Hannovers durchsetzte und durch den erwähnten Abschluß des Handelsvertrags mit Italien eine noch größere Annäherung an dessen Regierung veranlaßte. Der förmliche Bündnisvertrag für den Kriegsfall wurde, nach der Sendung des Generals Govone, bekanntlich erst im März verhandelt.

Der italienische General traf am 14. März in Berlin ein und wurde mit großer Zuvorkommenheit behandelt, auch durch das nachstehende Billet noch besonders an Roon empfohlen:

Freitag, 16. 3. 1866

„Können Sie dem General Govone nicht einen Offizier beigeben, der ihm die Etablissements zeigt? Der König hat ihn aufgefordert, sich alles anzusehen, und Barral fragte mich, wie er sich dabei benehmen solle.

Ihr

v. Bismarck.

Auch mit dem Kaiser Napoleon waren Unterhandlungen gepflogen worden, deren Ausgang Frankreichs Neutralität wenigstens ziemlich wahrscheinlich machten.

Zu den militärischen Rüstungsvorarbeiten fand Roon um so mehr Zeit, als er durch Parlamentsdebatten jetzt verhältnismäßig wenig gestört wurde: der Landtag der Monarchie war zwar durch den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck am 15. Januar 1866 wieder eröffnet worden; aber zu eingehenden Verhandlungen über das Etatsgesetz und die Militärfragen war es diesmal nicht gekommen; nachdem das Haus der Abgeordneten mehrere Beschlüsse gefaßt hatte, welche als verfassungswidrige Übergriffe und Kompetenzüberschreitungen von der Regierung zurückgewiesen werden

mußten, hatte sich der König dadurch veranlaßt gesehen, die Session schon am 23. Februar schließen zu lassen, „weil," wie es in der Schlußrede hieß, „auf dem von dem Abgeordnetenhause eingeschlagenen Wege das Land noch ernsteren Zerwürfnissen entgegengeführt und die Ausgleichung der bestehenden auch für die Zukunft erschwert werden würde. . . ."

Sechster Abschnitt

Siegreiche Erfolge und Abschluss der Heeresreform

1866—1867

Achtzehntes Kapitel

Im Januar 1866 wurde die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Österreich zwar schon sehr ernstlich erwogen, wie wir am Schlusse des vorigen Kapitels sahen. Aber die Rüstungen hatten noch nicht begonnen, kaum einige spezielle Vorarbeiten dazu, so daß das Ressort des Kriegsministeriums noch nicht außergewöhnlich belastet war. Aus dem nachstehenden Briefwechsel mit Perthes ergibt sich dies auch, denn er zeigt, daß Roon damals in seinen Erwägungen noch mehr mit den inneren Wirren beschäftigt war und darüber mit dem Freunde Meinungen tauschte. Perthes hatte ihm am 8. Januar zum Jahreswechsel sehr herzliche Glückwünsche gesandt und schrieb dann weiter:

„Meine politischen Interessen drängen sich von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat mehr und mehr in das eine Interesse zusammen, die deutsche Nation und den Preußischen Staat und — meine Kinder und Kindeskinder nicht einem Zustande verfallen zu wissen, in welchem Zufall und Willkür eine Herrschaft führen, wie die Römer sie ein halbes Jahrtausend tragen mußten, bevor sie den Tod finden konnten und die Franzosen sie seit einem Jahrhundert und länger tragen

ohne Gram und Scham. Gott sei Dank, daß für uns die Gewalt des acuten Übels durch die gegenwärtige Regierung oder, um correct zu reden, durch Sie gebrochen ist; Sie haben dem Feinde den Sieg, den er schon in der Hand zu haben glaubte, entwunden, und das ist großen Dankes werth für alle Zeit. In Beziehung aber auf das Recht, auch dem chronischen Übel ernsthaft zu Leibe zu gehen, hat, wie mir scheint, die Regierung oder, um auch hier correct zu reden, G. B. es gemacht, wie weiland Esau, und die große ihm zu Teil gewordene Stellung verkauft um ein Linsengericht. Von der Regierung, welche der neuen Aera ein Ende machte, war zu erwarten, daß sie sich vor göttlicher und menschlicher, vor gegebener und gewordener Ordnung beugen würde; sie hatte dem revolutionären Wollen, der Willkür der Masse und deren Handeln nach den Einfällen und für die Bedürfnisse des Tages gegenüber das conservative Fühlen und Wollen in allen ihren Handlungen zu vertreten, für jeden verständlich kund zu tun und zur Geltung zu bringen; ihr konnte daher das Bewußtsein nicht fehlen, daß sie ihre Ziele nicht in Lotteriegewinnsten, sondern in dem Dauernden und Bleibenden, daß sie ihr Handeln nicht nach den Impulsen des Augenblicks, sondern nach der den Verhältnissen beiwohnenden inneren Notwendigkeit zu bestimmen habe. Von diesen Grundlagen aus ward die Heeresreorganisation, obschon durch die Haltung des Abgeordnetenhauses im Jahre 1860 aus dem regelrechten Gange gebracht, begonnen und durchgeführt und ist nicht ohne nachhaltige, auch verrannte Köpfe stutzig machende Wirkung auf dem im Lande herrschenden Sinn geblieben. Der diplomatische Kampf aber um die beiden Fragen, welche am Meisten Alles in Athem hielten und halten, der Kampf um die Stellung Preußens in Deutschland und um die Stellung Preußens zu den Herzog-

tümern trägt nicht denselben Character, hat nicht conservatives Fühlen und Wollen zur Voraussetzung, sondern doch wirklich eine solche Abhängigkeit von den wechselnden Tagesereignissen, vom Zufalle, von augenblicklichen Eingebungen bei Feststellung der Ziele und eine solche Unängstlichkeit in der Wahl der Mittel zur Erlangung vorübergehender Erfolge, daß sich das Wort „revolutionär" fast unwillkührlich aufdrängt. Freunde sind irre gemacht und die Kerls vom Fortschritt haben gute Nase; sie wittern in dem Manne, der sie so gräßlich geärgert hat, eine gewisse Verwandschaft, haben ihre Freude an seinem Tun und Lassen, weil sie sich als lachende Erben ansehen und sicher hoffen den Nachlaß anzutreten, und das Werk, welches der Erblasser in den äußeren Verhältnissen begann, auch für das Innere durchführen zu können. Die Regierung würde in dem Kampfe um die Stellung in Deutschland und um das Recht in den Herzogtümern dieselbe Stellung Europa gegenüber einnehmen, welche sie in der Militärfrage dem Lande gegenüber einnimmt, d. h. sie würde von Einigen geliebt, von Manchen gehaßt, von Vielen gefürchtet und verwünscht, aber von Allen geachtet, geehrt und gesucht sein, wenn ihre Haltung dort dieselbe, wie hier gewesen wäre. Kommen wir, wie zu hoffen, glücklich aus den Verwickelungen heraus, so verdanken wir es, mögen die Waffen gebraucht werden oder nicht, wiederum der Militärreform; „H. v. R. hat die Kriegsmacht und den Europäischen Einfluß seines gnädigsten Herrn verdoppelt", äußerte vor einigen Jahren der alte kluge und erfahrene König Leopold. Sollten wir, was ich nicht glaube, glänzend heraus kommen, so wären doch auch die glänzendsten Erfolge ein Unglück, wenn durch sie und durch die Wege, welche zu ihnen geführt, der revolutionäre Sinn im Lande neue Nahrung erhalten hätte. Die Behandlung beider

Fragen, mögen dieselben erledigt werden so oder so, werden, fürchte ich, lange Schatten in die Folgezeit werfen.

Das Alles durch Einzelheiten zu begründen, wäre wohl nicht schwer, aber wozu in der jüngsten Vergangenheit wühlen; ich sehe sehr gut, daß der Mann nicht zu entbehren und daß er nicht zu ändern ist, und daß heute in den Herzogtümern, ohne die schwerste Niederlage in Deutschland und Europa zu erleiden, das nicht getan werden kann, was zu tun vor zwei Jahren vielleicht möglich und richtig gewesen wäre.

Verzeihen Sie diese Eruption, die nichts sagt, was ich nicht schon oft gesagt; aber bereits in Erdmannsdorf war mir, als müßte ich meinem Herzen einmal wieder Luft gegen Sie machen; die Befürchtung indessen irgend eine Störung in die kurzen Tage des Zusammenseins zu bringen, hielt mich zurück und machte mich politisch noch stummer, als mein Atem oder vielmehr Nichtatem es über dies schon tat. Auch vom Schreiben ward ich dadurch abgehalten, aber länger ging es nicht; ich konnte weder das Schreiben lassen, noch, wenn ich schrieb, das unberührt lassen, was mich am Meisten beschäftigt. Möge Gott Ihnen den Willen, die Kraft und die Ruhe geben im Einzelnen zu hindern und zu tun, was möglich ist, wenn sich auch der Gang im Großen nicht ändern läßt. Die beiden äußeren Fragen weisen vorläufig wohl auf Abwarten hin, bis die Herren Östreicher ihre Paar Millionen wieder verposamentirt und mit den Ungarn sich wieder bei den Ohren haben werden; was wohl Beides binnen Kurzem der Fall sein wird. In unserm Innern spielt sich ein ernstes Stück ab in den nächsten Monaten; möge die Regierung, möge Jedes ihrer Mitglieder in jedem Augenblicke imponirende Ruhe bewahren,

kein Sarkasmus, kein Einfall, kein Zornesausbruch, keine Pistolenforderung den Ernst der Handlung stören.

Antworten Sie mir nicht, mein lieber, verehrter Freund, aber gedenken Sie meiner bisweilen, die alte Liebe und Freundschaft im Herzen.

Ihr P.

„In Engers sollen die jungen Leute wohl zum Heidentum ausgebildet werden oder fehlt aus anderen Gründen Betsaal und Pastor?"

Berlin, den 11. Januar 1866.

Mein lieber und teurer Freund!

Wenn Sie wirklich wollten, daß ich Ihnen auf den Brief vom 8. d. M. nicht antworten sollte, warum fügten Sie die herausfordernde Nachricht hinzu, die in ihrer boshaften Fassung in der That der „Rheinischen Zeitung" anzugehören scheint? Die Antwort auf diese scharfe Prise kann doch nur ein heftiges Niesen sein, und das lautet selten wohl; ich verschiebe sie also gleichfalls in eine Nachschrift, um so lieber als ich über den Grund oder Ungrund der Bosheit noch aktenmäßige Auskunft einzuziehen habe, die ich augenblicklich nicht erlangen kann.

Davon abgesehen danke ich Ihnen herzlich für alles, was Sie mir freundliches über den Jahreswechsel, über Vergangenes und Zukünftiges in Betreff meiner Person sagen, indem ich alle guten Wünsche herzlichst und nachdrücklichst erwiedere mit dem pädagogischen Zusatz, daß es sich für einen Prof. ord. vielleicht nicht ganz ziemt, wiederholt ein Attentat auf meine Eitelkeit zu machen. Warum das Schwert loben, daß es schneidet; richtiger wäre es wohl, den zu preisen, der es geschmiedet und geschliffen und geführt hat. Und so meinen Sie es wohl auch eigentlich; es ist

aber doch für das armselige Instrument immer verführerisch, sich etwas darauf einzubilden, daß es so zweckmäßig hergestellt und gebraucht worden ist, um die heilsamen Dinge ins Leben zu rufen, die man für erwünscht und nötig gehalten. — Ebensowenig kann ich zustimmen in Betreff Ihres Urteils über ein andres gleichfalls unvollkommenes Werkzeug, über dessen Natur und Können Sie vielleicht nicht mit gleicher Unbefangenheit und Unparteilichkeit zu urteilen im Stande sind, da die seiner Wirksamkeit entgegenstehenden Hindernisse und Frictionsmomente sich doch vielleicht von Ihrem Standpunkt aus nicht vollständig würdigen lassen. Möge Ihnen die „Eruption" wohlthätig sein! Objektiv betrachtet aber halte ich sie nicht für gerecht. Wo ist denn das Linsengericht, für welches der moderne „Esau", der mit dem alttestamentarischen nichts, nicht einmal die Rauhheit und Haarigkeit gemein hat, seine Erstgeburt verschachert hätte? Wo, wie und wann hat er den revolutionären Tagesforderungen auch nur einen Fußbreit Raum gegeben? Und wenn das Diabolische in seiner Natur, neben den göttlichen Gaben, die er empfangen, mit diesen und gleich diesen zu einer stärkeren Ausprägung gelangt ist, und daher auch durch eine schärfere Witterung demokratischer Nasen (und anderer) sein Dasein verrät, wer wagt zu behaupten, daß er unfehlbar in seinem Tun und Lassen, im Fühlen und Denken von diesem Theil seiner natürlichen Mitgift beherrscht und bestimmt werde? ich meine, eine solche Behauptung ist bisher nicht zu erweisen, wiewohl ich die Besorgniß begreife, daß sie einst — und dann zu spät — erwiesen werden könnte. Es thut mir daher leid, daß Sie, mein lieber und verehrter Freund, sich nicht etwas näher über die Motive zu Ihrer, doch nur der Besorgniß entnommenen Anklage ausgelassen haben. Was mich anbetrifft, so trete ich dafür ein, daß

wir niemals weiter von allem Revolutionären entfernt waren, als eben jetzt — niemals und zwar in allen maßgebenden Schichten und Instanzen und in Bezug auf alle Aufgaben unsrer inneren und äußeren Politik. Wahr ist es, daß unser Weg noch immer ein gewagter und halsbrechender, aber zugleich ein nothwendiger ist, und zwar deshalb ein nothwendiger, weil wir der Revolution, — wo und wie sie sich auch — offen oder maskiert — zeigte, entgegenarbeiten wollen und müssen; ein gefährlicher aber, weil wir auf diesem Wege stürzen können, während wir jedenfalls stürzen würden, wenn wir die revolutionäre Witterung auch nur einen Augenblick zu unserm Leib-Parfüm machen wollten. Was Sie von dem Ernst der nächsten Monate sagen, unterschreibe ich dagegen Buchstabe für Buchstabe. Ernst und ruhig, schweigsam nach Möglichkeit, trocken und geschäftlich in allen nöthigen Auslassungen, von der Thron- bis zur Abschiedsrede: das ist mein, das ist unser aller Programm in dem bevorstehenden parlamentarischen Verkehr, der indes sofort abzubrechen sein wird, sobald die parlamentarische Ungezogenheit der Gegenseite die Fortsetzung des Verkehrs nur mit Beeinträchtigung der eignen Würde möglich lassen würde. Wir sind so tief durchdrungen von der Richtigkeit dieses Operationsplanes, daß auch momentane Wallungen damit werden überwunden werden. Aber freilich! ich hoffe dies nur und ringe dafür mit mir und andern. Denn wiewohl ich dabei einem theoretischen Widerstande nicht begegne, so kann doch niemand weder für sich noch für andre in der Praxis eine unbedingte Garantie dafür übernehmen; die Impulse des Augenblicks behalten ihren natürlichen Spielraum, — das ist nie anders gewesen! Bitten wir nur Gott, daß er in dem Schwachen mächtig sei, wie bisher an manchem heißen Tage.

Noch möchte ich Ihnen vieles und noch einiges sagen, wenn ich nach Herzenslust und Wunsch mit Ihnen plaudern könnte, aber die Schreiberei kostet zu viel Zeit . . . . .

Je älter und hinfälliger ich auch werde, je mehr habe ich doch das Bedürfniß zu danken und zu loben, auch für dies Bedürfniß, aber fertig zum Abmarsch fühle ich mich leider noch immer nicht; denn noch klebe ich mit zu breiten Sohlen an dieser Welt und ihren Interessen, und ich glaube, daß ich dies auch muß. Nur ist die Aufgabe sehr schwierig, gleichzeitig auch der Sehnsucht nach der ewigen Heimath des Christen nachzuhängen, wie es doch von der Vorbereitung darauf unzertrennlich sein sollte.

Doch wohin gerathe ich mit meiner Lust zu Ihnen zu sprechen? ich muß aber zur Berathung ins Staatsministerium. Darum Gott befohlen! Die Nachschrift folgt morgen!

Ihr herzlich ergebener

R.

Den 12. In Engers[1]) ist ein sehr schöner Betsaal seit dem Bestehen der Anstalt eingerichtet. Ein eigener Prediger für 40—50 protestantische Schüler war nicht anzustellen. Die katholischen sind in der Civilkirche zu E. eingepfarrt. In gleicher Weise mit den Protestanten zu verfahren und dazu die nächste Kirche in dem nur eine halbe Meile entfernten Bendorf zu benutzen, war unausführbar, da der dortige Prediger ein demokratischer Schwerenöther, der die Kanzel zu Deklamationen gegen die jetzige Heereseinrichtung benutzt hat. Der Militär-Oberprediger zu Koblenz hat daher die Pflicht, alle 3—4 Wochen in Engers Gottesdienst zu halten, und er thut es, denn hier werden die Reiseliquidationen dafür bezahlt. Die Prise

[1]) Dort war ein Sohn von Perthes auf der Kriegsschule.

war daher nicht ganz unberechtigt, wiewohl doch zu stark. Es thut mir leid, für das kirchliche Bedürfniß der jungen Leute nicht mehr und besser sorgen zu können, aber es geht nicht. Der junge Maulwurf soll aber das Wühlen lassen und lieber fleißig in der Bibel lesen, wenn er den allsonntäglichen Gottesdienst vermißt."

Während des Einschlafens zu lesen nach Tisch.

Bonn, den 15. Januar 1866

„Ich danke Ihnen herzlich mein lieber und verehrter Freund, für Ihren Brief vom 11., aber erwartet habe ich ihn wirklich nicht und auch nicht gewünscht; Ihnen muß jeder Brief eine Last sein, und Lasten möchte ich Ihnen nicht aufladen; zudem fürchtete ich, daß sich etwa in der Antwort ein Unwetter auf mein schwaches Haupt entladen möchte, wovon ich gar kein Liebhaber bin; es hat nun zwar auch etwas gedonnert, aber die Sonne schien doch freundlich dazu; ich freue mich also Ihres Briefes, aber wiederhole in vollem Ernste meine Bitte sich durch meine Briefe nicht zu einer Erwiderung veranlassen zu lassen; möchte ich einmal einen Stärkungs- oder Abschiedsbrief, so werde ich den Wunsch ausdrücklich kund thun.

In meinem letzten Geschreibe habe ich mich über einige Punkte nicht deutlich ausgedrückt und bitte mir folgende Erläuterungen zu erlauben.

ad. Engers. Mein Maulwurf sollte für Pastor und Gottesdienst wühlen! wie dankbar würde ich sein, wenn er es thäte; aber weil er es nicht thut, Nichts vermißt, es für fast selbstverständlich hält, daß eine Kriegsschule keinen Pastor braucht, möchte ich wühlen; ich war vor einiger Zeit in Engers; vom Pfarrer nur das dunkle Gerücht, daß er alle Monate auf drei Viertelstunden kommen werde; der Bet-

saal! ein schöner Betsaal; wirklich schön; das alte Kurfürstliche Festzimmer wie es scheint; geräumig, hoch, zu allen Versammlungen und Feierlichkeiten der Kriegsschule als Aula bestimmt und geeignet, aber

Venusbilder, es ist 'ne Schand,
An den Thüren, an der Wand.

Wenn Gottesdienst gehalten wird, werden sie zugehängt, war die ernste Antwort an mein etwas verwundertes Gesicht. Ganz buchstäblich sind die Bilder keine Venusbilder, aber jeden Falles stehen sie den Venusbildern näher, als den Kirchenbildern, sind aber, glaube ich, sehr schwer zu entfernen. Der Hauptnachtheil scheint mir darin zu liegen, daß in den jungen Leuten die Meinung erweckt oder genährt wird, für eine militärische Anstalt sei ein Pastor etwas Überflüssiges. Wie würden die Katholiken sich beklagen, wenn ihren Söhnen der Pastor, Beichtvater, Seelsorger und die Messe fehlte, und wie werden unsere rheinischen Geistlichen Lärm schlagen, wenn sie durch einen Zufall dahinter kämen, daß in Engers eine Heerde ohne Hirte und eine Kirche mit heidnischen Bildern sei. Ich bin natürlich ganz stille geblieben.

Engers und insbesondere auch der jetzige Direktor v. Z. haben einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht; dem Major war und blieb ich ein unbekannter Professor, aber er freute sich offenbar der Theilnahme eines Vaters an der Anstalt und ging auf Fragen und Bemerkungen bereitwillig ein. Ich dankte ihm in meinem und aller Väter Namen für den Ernst, die Schärfe und die Strenge, mit welcher er seine Aufgabe faßte und durchführte. Die Zucht ist in der That sehr scharf und zu meiner Freude auch meinem Fleisch und Blut zu Gute gekommen.

Was das Politische betrifft, nur noch das. Auf die in jedem Menschen eiternde Eitelkeitsbeule habe ich wohl

noch nie speculirt; wenn ich aber könnte, so würde ich Tag für Tag das Bewußtsein lebendiger zu machen suchen, daß Sie verpflichtet sind, Ihre politische Gesinnung auch den politischen Fachmännern gegenüber zur Geltung zu bringen. Sie haben eine Heereseinrichtung in das Leben gerufen, welche möglich machte für Preußen eine neue europäische Stellung zu gewinnen; das ist ein Großes, gehört aber nicht in meinen Urtheilskreis. Die Militärreform hat indessen noch eine andere Seite. Den Anlaß zu derselben haben Sie sich nicht aus einem eigenen Einfalle, sondern aus dem dauernden Bedürfniß des politischen Lebens unseres Landes geben lassen; als Ziel haben Sie sich nicht Hirngespinnste, nicht einen Tageserfolg, nicht glänzende Effecte, sondern eine erreichbare, festbestimmte Neugestaltung, eine dauernde, nachhaltig wirkende Organisation gesetzt; in der näheren Ausbildung haben Sie sich eng an die bestehende, geschichtlich gewordene Ordnung angeschlossen, Ihre Ansicht, Ihr Wollen dem in den Verhältnissen liegenden Zuge der Dinge untergeordnet, wenn auch zuweilen brummend, haben gehandelt, weil die Geschichte Preußens solches Handeln mit innerer Nothwendigkeit forderte; Sie haben unter wechselnden, durch Menschen, Verhältnisse und einzelne eigene Mißgriffe herbeigeführten Schwierigkeiten immer das Ziel im Auge behalten, haben es thatsächlich erreicht und werden mit Gottes Hülfe der Thatsache auch noch den formalen Rechtscharacter verschaffen. Das Alles fühlt das Land trotz seiner Opposition, und darum haben Sie nicht allein die materielle Kriegsmacht verstärkt, sondern auch in irgend einem Grade den revolutionären Sinn im Lande geschwächt und den conservativen gestärkt. Gleiches kann ich, wenn ich wahr sein soll, nicht in jeder anderen Beziehung von der Haltung der Regierung sagen.

Daß die Regierung jemals demokratische Gelüste gezeigt habe, ist freilich meine Meinung nicht; auch ist ja der demokratische Sinn nicht nothwendig revolutionär — Schwyz, Uri —, so wenig wie der revolutionäre Sinn nothwendig demokratisch sein muß — Napoleon I. und III. — oder der auf Erhaltung von Vorrechten gerichtete Sinn schon deßhalb conservativ ist. Immer aber wird das revolutionäre Ich sich selbst zur eigentlich entscheidenden politischen Macht erheben wollen: die gegebenen Verhältnisse, die bestehenden Zustände, die überlieferte Ordnung zu befragen nach dem Curs, der eingehalten werden soll, ist es wenig geneigt; was das Ich für politisch recht und richtig hält, ist deßhalb schon recht und richtig und soll auch dem widerstrebenden Leben gegenüber in das Leben eingeführt werden; auf das Machen, nicht auf das Werden baut das Ich seine ganze Hoffnung für die Zukunft. Das Subjektive setzt es über das Objektive, die Individuen über die Anstalten, den Tageserfolg über den geschichtlichen Ausbau. Sich treiben zu lassen von Einfällen und von Impulsen des Moments; glänzenden Erfolgen nachzujagen: heute Diesen, morgen jenen; auf das Lotto zu rechnen statt auf dauernde, mühselige Arbeit; Verhältnisse, Anstalten, die wie z. B. die Kirchen viel zu großartig sind, um jemals dienende Werkzeuge sein zu können, dennoch als Mittel für vorübergehende Zwecke behandeln zu wollen; mit dem dauernden Feinde sich für Tage zu verbünden, um durch seine Hülfe einen Tagessieg zu erfechten, das Alles ist doch wohl revolutionärer Natur, und ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit, und ich wollte nun in meinem letzten Briefe sagen, daß Manches von der Regierung gethan ist, was, wie mir scheint, nicht frei von dem die Zeit beherrschenden Sinn sei, und deßhalb diesen Sinn im Lande nicht geschwächt, sondern gestärkt habe.

Sie fragen: wo ist das Linsengericht des modernen Esau? Sie können doch unmöglich den Verdacht gehabt haben, daß ich auf irgend ein dem Privatmagen Esaus verführerisches Linsengericht hätte hindeuten wollen! Für den öffentlichen Magen Esaus aber, für den Magen des M. d. A., für den Magen des M. Pr. waren „Schleswig-Holstein stammverwandt" und „das einige Deutschland mit Preußischer Spitze" ein höchst wohlriechendes und einladendes Linsengericht. Würde der Mann, der auf dem zweiten vereinigten Landtage, es war am 2. April 1848 —, allein von Allen groß und kühn ein Zeugniß ablegte für Wahrheit und Recht, wohl ohne die Gier nach jener schmackhaften, aber unverdaulichen Speise Arm in Arm mit dem Nationalverein durch Deutschland stolzirt sein oder am 22. Januar 1863 in der Bundesversammlung habe erklären lassen: „Nur in einer Vertretung, welche nach Maßgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus letzterer durch unmittelbare Wahl hervorgeht, kann die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden. — ?

Doch Sie sind ja schon längst eingeschlafen, ich aber perorire fort, wie wenn ich gewohnt wäre auf der Kanzel zu stehen und das Nicken meiner Hörer als herkömmliche Erscheinung zu betrachten.

Oft und lebhaft werde ich Ihrer in den nächsten Wochen gedenken und Ihren und Ihrer Nebenmänner Gang mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen.

Ihr treu ergebener

Perthes.

Aldann veranlaßten die Umstände eine längere Pause in dieser Korrespondenz.

* * *

Die Haltung Österreichs war seit Anfang Februar schon so ablehnend, ja feindselig gegen alle preußischen Wünsche geworden, daß der König sich veranlaßt sah, einen großen Kronrat zu berufen, welcher in eine umfassende Erwägung der Gesamtlage einzutreten und die nächsten Schritte in Überlegung zu ziehen hatte. Diese Konseilsitzung fand bekanntlich am 21. Februar statt. In derselben wurde zwar ein Entschluß zum Kriege noch nicht gefaßt, auch keinerlei Rüstungsmaßregeln angeordnet, — aber es zeigte sich, daß der König und fast alle seine Ratgeber prinzipiell darin einverstanden waren: die deutsche Bundesreformfrage wie auch die schleswig-holsteinsche müsse, nötigenfalls durch Krieg mit Österreich, alsbald entschieden werden; nur der Kronprinz und Minister Bodelschwingh sollen widersprochen und vor dem „Bruderkriege" gewarnt haben[1]).

Roon schrieb darüber einige Tage später (7. März) an Moritz von Blanckenburg:

„. . . Die, wie Du schreibst, unter den wilden Pommern cursirenden Gerüchte über das Conseil am 21. v. M. sind natürlich nur von dem üblen Willen gegen Bismarck erfunden. Wenn einer der Anwesenden, seinen Amtseid aus den Augen setzend, darüber geschwatzt hätte, so hätte er zugleich unverschämt lügen müssen, wenn er Bismarck's Ueberstimmung behauptet hätte. Ich kann Dir natürlich nichts Näheres mittheilen, das aber glaube ich aussprechen zu dürfen, daß in dem Conseil die allervollständigste Einmüthigkeit der Ansichten und der Ziele zu Tage getreten; keine Spur eines Gegensatzes.

Wir sind *sehr* einig, aber „Wir" sind nicht immer zu schnellen Entschlüssen und Handlungen geneigt. *Dieser*

[1]) Vergl. Sybel IV, S. 280 ff.

Gegensatz, wenn es einer ist, hat indeß bei dem beregten Conseil auch nicht die kleinste Rolle gespielt. Eure Gerüchte sind eitel Wind. . . ."

Die militärischen Vorbereitungen Österreichs, welche bald nach jener Konseilsitzung begannen, zwangen dann einige Wochen später zu Gegenmaßregeln; aber nur zögernd und sehr allmählich wurden die Beschlüsse dazu gefaßt.

Am 21. März erst schrieb der König an Roon:

„. . . Ich werde Sie heute um ½1 Uhr bei mir erwarten, um über Rüstungs-Maasregeln zu bestimmen, wie Ihnen Bismarck gesagt haben wird" — und ordnete gleichzeitig an, daß auch die Generale von Alvensleben und von Treskow sich zur angegebenen Stunde einfinden möchten.

Diese Vorbesprechungen führten nun auch zu weiteren Resultaten und eingehenden Beratungen; infolge derselben schreibt u. a. General von Treskow, der an die Stelle Manteuffel's als vortragender Generaladjutant und Chef des Militärkabinetts getreten war, am 25. März an Roon:

„Ew. Excellenz sind vielleicht auch damit einverstanden, daß es sich empfehlen möchte, den Generalleutenant von Moltke — in seiner Eigenschaft als zukünftigen Chef des Generalstabes des Armee-Ober-Commandos — schon jetzt öfters zu den Besprechungen bei Sr. Majestät dem Könige heranzuziehen, wenn es sich um Dinge handelt, die in das Ressort des Generalstabs-Chefs gehören. Ew. E. haben vielleicht die Gewogenheit mir kurz hierunter mitzuteilen, ob sich morgen schon Gelegenheit zu einer derartigen Heranziehung des Generals von Moltke bieten möchte, und ob Ew. E. überhaupt damit einverstanden,

event. ob die Befehle Sr. Majestät des Königs einzuholen sind. . . .[1])

Ich glaube, die jetzige Situation fordert gebieterisch, daß mit den Vorarbeiten zur Aufstellung von Armeen begonnen werde . . . eine Mobilmachung könnte uns alle überraschen. . ."

Entscheidende Befehle waren aber auch jetzt noch nicht von Allerhöchster Stelle zu erlangen. Gegenströmungen mancher Art machten sich geltend und verursachten wohl noch häufige Reibungen und Aufschübe. Wenig erfreut darüber schrieb Roon z. B. am 26. März an Blanckenburg:

„. . . Auch hier stehts nicht gut. Unser Freund Otto B. in herkulischer Tag- und Nacht-Arbeit nervös abgenutzt, in seinem grandiosen Bedürfniß nach Erstattung verbrauchter Kräfte voll rücksichtsloser Ansprüche an seine Verdauungsorgane, hat jetzt mit der Rebellion seines bis dahin treuesten und gehorsamsten Unterthanen, seines Magens, zu kämpfen. Er litt vorgestern an so heftigen Magenkrämpfen und war gestern in Folge dessen so außerordentlich herabgestimmt, so reizbar und verärgert — angeblich um Kleinigkeiten —, daß ich auch heute noch nicht ohne Besorgniß bin, da ich weiß, was auf dem Spiele steht, und daß er gerade jetzt alle Kräfte seiner Seele, ungestört von körperlichen Einflüssen, dringend bedarf. Vollständige Geistesfreiheit und ein schlechter Magen und gereizte Nerven sind schwer zu vereinigen. Inzwischen geht bis jetzt alles gut; d. h. König und Ministerium sind einig; B's krankhafte Ungeduld und

[1]) Roon war damit völlig einverstanden, da er von jeher die beste Meinung über Moltke's bedeutende Eigenschaften hatte und mit dessen Vorschlägen fast stets übereinstimmte; aber auch aus obigem ergibt sich wieder, daß die Teilnahme des Chefs des Generalstabes am Immediatvortrage keineswegs selbstverständlich war.

Bodelschw.'s büreaukratische Difteleien und Bedenklichkeiten halten gleichwohl nicht alle Mißtöne fern. — Die Österreicher sind an unseren Grenzen in fieberhafter militärischer Thätigkeit, und wir haben noch keinen Finger gerührt. Damit ist aber doch eine große Verantwortlichkeit verbunden, und ich frage mich oft, wie lange diese Ruhe ohne Schaden wird fortgesetzt werden können. Sind aber einmal die Rüstungen im Gange, so wird dem Ausholen entweder das Losschlagen oder, — was schlimmer —, das Ausgelachtwerden folgen, falls der gewetzte Degen resultatlos wieder eingesteckt wird. . . .

Auf die von Dir angeregte Arbeiterfrage kann ich mich heute nicht einlassen, da ich gleich zum Könige muß. . . . Wann kommst Du her? Wärest Du jetzt hier, so wäre es mir um Bismarck's und seiner Frau willen sehr lieb! . ."

Blanckenburg antwortete u. a.: „. . . die österreichischen Rüstungen bestärken mich in der Meinung, daß sie nun so weit sind, daß sie — wie ein wahnsinniger Spieler — Alles auf eine Karte setzen. Wenn wir rüsten —, müssen wir auch schlagen — oder ganz Schleswig-Holstein einstecken. . . . Daß Otto nervös, wundert mich nicht, ist mir aber schmerzlich; kommen kann ich nicht, da es hier sehr krauß aussieht. . . ."

Der am 27. März stattfindende Kronrat beschloß dann die ersten Rüstungsmaßregeln und partielle Reserveeinziehungen. Bismarck schrieb mit Bezug darauf am selben Tage an Roon: „Es ist sehr zu wünschen, daß der König noch morgen seine definitiven Befehle[1]) giebt. Donnerstag[2]) wird er nicht in der Stimmung für dergleichen sein. Sie seh'n ihn morgen . . . können Sie nicht einrichten, daß er

[1]) Zur teilweisen Mobilmachung.

[2]) Gründonnerstag fiel auf den 30. März.

uns beide nachher zum Vortrag befiehlt? Ich gehe nicht aus vorher."

Die Befehle wurden in der Tat am 29. März unterzeichnet; wie schwer sie dem friedliebenden Sinne des Königs geworden, zeigt sein noch am selben Nachmittage an Roon gerichtetes Billet: „Ich hatte Ostern ganz vergessen; wäre es noch möglich, den Abgang der Ordres bis Sonnabend zu verschieben? Fragen Sie Bismarck deshalb und schreiben Sie dann Antwort. W.

Die Ereignisse der nächsten Tage waren auch nicht geeignet, dem Könige den so gewaltigen Entschluß zum Kriege zu erleichtern. Am 5. April schrieb er an Bismarck: „Sehr unangenehm bin ich berührt durch die Bayerische Schwenkung, die, wenn auch nur Württemberg hinzutritt, fast 100000 M. mehr gegen uns, alliirt mit Österreich, entgegenstellen werden, d. h. wir müssen nun auch das 7. Corps gegen Süden disponible haben, wodurch also unsere, durch Moltke berechnete gleiche Stärke in Böhmen, wenn das 7. und 8. Corps mit herangezogen würde, um 60000 Mann vermindert wird, welche wir jenen 100000 M, im Süden nur entgegenstellen können. Sie wollen dies gleich an Moltke und Roon mitteilen. Ihre Sprache gegen Hannover ist völlig correkt, — wie aber wird die Antwort sein? sie kann uns wiederum 10000 M. kosten!

(gez.) Wilhelm.

Die militärischen Ratgeber andererseits hätten wohl gewünscht, daß das Tempo bei den Rüstungsmaßregeln etwas beschleunigt worden wäre — von ihrem nur auf die prompte Lösung der kriegerischen Aufgaben gerichteten Standpunkte aus gewiß mit vollem Rechte. Der König aber wurde, das ist bekannt —, auch von sehr abweichenden

Ratschlägen und Einflüssen bestürmt; auch war es ihm nicht verborgen, daß dieser mit Österreich und halb Deutschland zu führende Krieg im Lande — und zwar eigentlich bei allen Parteien — keineswegs populär war. Da konnte es nicht wunder nehmen, wenn er sich immer wieder davor scheute, den Bruch definitiv zu vollziehen — und auch über den Ausgang des Kampfes und die beiderseitigen Streitkräfte noch häufig schwere Bedenken hegte.

Bismarck dagegen war durch die seine Tätigkeit immer wieder störenden und offen oder heimlich kreuzenden Einflüsse in eine hochgradig nervöse Stimmung versetzt worden. Bei vertraulichen Unterredungen mußte Roon sich zu seinem Schrecken überzeugen, daß diese Nervendepression des befreundeten Staatsmannes einen sehr bedrohlichen Charakter anzunehmen anfing und sogar ernstliche Erkrankung zu befürchten war.

In Erwägung seines mündlichen Zuspruchs, durch welchen er jene Stimmung zu bekämpfen und ein „Ausspannen" Bismarck's zu verhindern trachtete, hatte Roon ihm geschrieben:

Berlin, 4. 4. 66

Lieber B.!

Ich habe in der vergangenen Nacht viel hin und her gesonnen über die Situation, wie solche aus unserer Besprechung von gestern Abend sich ergab, und bin zu folgenden Resultaten gekommen:

1. Der König hat, indem er Ihnen die Insinuationen des Schützen-Ernst[1]) und den von diesem in Wien bestellten

[1]) Wohl in dem Briefe, den der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha zum Geburtstage des Königs nach Berlin sandte und von dem er einige Stellen in den Denkwürdigkeiten (Aus meinem Leben III. 497) mitgeteilt hat. Dort findet sich auch ein Bruchstück aus der Antwort des Königs (vergl. „Bismarck Jahrbuch" von Horst-Kohl III. 3. S. 244).

Brief seines Vetters, Ihres Amtsbruders, mitteilte, den Beweis geliefert, daß Er noch auf Ihrer Seite steht. Es war loyal und correct, daß er Ihnen die Briefe schickte; loyaler und correcter wäre es freilich gewesen, wenn Er Ihnen zugleich eine derbe Antwort darauf mitgeteilt, mit der Er den Briefträger heimgeschickt, aber eine solche ideale Leistung war doch wohl nicht zu erwarten; bedenklicher und verdächtiger wäre es doch ohne Zweifel gewesen, wenn Ihnen der König die Correspondenz nicht mitgeteilt hätte.

2. Die ganze Koburgsche Manscherei ist durch die Frau Nichte des Schützens-Herzogs, der von ihr adorirt wird, angezettelt, um Sie zu stürzen; daher auch gewisse süße Mienen, die uns seit einiger Zeit auffielen. Die gesegnete Dame hat den eiteln Ohm zu Briefen nach Berlin und Wien veranlaßt. Ohne Zweifel ist Mensdorff in die Intrigue eingeweiht und hat seinen Brief nach dem Koburgschen Rezept geschrieben. Daher ist dieser Brief auf die Person, der er durch eine planmäßige „Indiscretion" mitgeteilt werden sollte, so wohl berechnet. Wie sollte sonst M. dazu kommen, seinem liberalen Vetter gegenüber, die conservativen Interessen so stark zu betonen, welche durch die Lösung des Bündnisses gefährdet erschienen? — Darauf ist m. E. Se. Majestät aufmerksam zu machen; es muß Ihm einleuchten.

3. Eine geringe Milderung Ihres Noten-Entwurfs können Sie Sich gefallen lassen, sofern sie sich nur auf die Form bezieht, eine Verstümmelung der Gedanken wäre allerdings nicht erträglich.

4. Setzen Sie Sich in die Lage des Königs; versetzen Sie Sich auch, wo möglich, in seine Haut und seine ganze Natur, Denk- und Gefühlsweise und sagen Sie Selbst, ob es zu verwundern, wenn Er, bei den in Scene gesetzten

Intriguen aus nächster Hand, schwankend, unsicher und zweifelhaft wird? Soll Er, darf Er deswegen aufgegeben werden? Wiewohl gestern geneigt, diese Frage zu bejahen, ist mir doch über Nacht, nach ernster Erwägung unserer Pflicht gegen Ihn und unser Land, die Ueberzeugung gekommen, das wir das vor Gott nicht verantworten können, wenn wir nicht die gewissenhafte Ueberzeugung in uns tragen, daß wir alle Mittel erschöpft haben, um Ihn, uns und das Land bei Ehren zu erhalten. — Sie sagen nicht ohne Berechtigung, Sie könnten diese entsetzliche Friction nicht mehr ertragen, welche aus solchen Velleitäten und schwächlichen Bedenklichkeiten erwächset; tausendmal — vielleicht bei geringeren Anlässen — habe ich dieselbe Empfindung gehabt, aber mit Gottes Hilfe habe ich sie abgeschüttelt. Allerdings dürfen wir —, wenn wir die Parthie schließlich verlieren —, die Ehre nicht mit in die Schanze schlagen; aber wir dürfen den Herrn und das Land nicht aufgeben, so lange es sich nur um die größere oder geringere Leichtigkeit der Geschäfte, um persönliche Empfindlichkeit, nervöse Gereiztheit, größere oder geringere Unbehaglichkeit handelt.

Sie, mein lieber und verehrter Freund, werden Sich dies Alles selbst gesagt haben und sagen, aber lassen Sie mich immer einmal Eulen nach Athen tragen, wenn ich damit mich selbst dafür strafe, daß ich gestern Abend die Lage nicht mit der nöthigen Ruhe und Selbstlosigkeit bedacht und beurtheilt habe.

Gott sei mit Ihnen auf allen Ihren Wegen; auch vorzüglich auf dem sauren ins Palais!

Herzlich ergeben

Ihr

v. Roon.

Inzwischen war auch Moltke über die andauernden politischen und einige militärische Bedenken des Königs von

Roon orientiert worden; und namentlich die letzteren faßte dieser ins Auge, als er am 5. April eigenhändig an Roon schrieb:

„Ew. Excellence erwiedere ich bei Rückgabe der Anlage ergebenst, daß mein Bericht an Se. Majestät über den Stand der Nachrichten ꝛc. vom 3. d. M. wörtlich derselbe ist, wie der auch Ihnen zugegangene.

Daß die Österreicher —, wenn man ihnen Zeit dazu läßt —, nahezu ebensoviel Truppen wie wir versammeln können, ist nichts Neues, ich habe es in allen früheren Conferenzen[1]) ausgesprochen.

Es kommt aber nicht auf die absolute Zahl der Truppenstärke, sondern wesentlich auf die Zeit an, in welcher sie auf beiden Seiten zur Geltung gebracht werden können. Und grade in dieser Hinsicht bezweckte die Zusammenstellung am Schlusse meines Berichtes den evidenten Vortheil klar und sichtbar zu machen, in welchem wir uns während voller 3 Wochen befinden, wenn wir die Initiative ergreifen oder doch wenigstens nicht später als Oestreich mobilisiren . .

Es kann Niemands Absicht sein, den König zu einem Krieg wie dieser zu überreden, sondern ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern.

Diese Sachlage wird nun, wenn Bayern zu Oestreich hält, nicht unwesentlich verändert, nicht durch die bayerische Armee, sondern durch die event. Benutzung der bayerischen Bahn Regensburg-Prag für östreichische Truppen-Transporte,

---

[1]) Also auch damals fanden militärische „Konferenzen" statt, keineswegs ein einseitiger Vortrag des Generalstabchefs, wie später in Anspruch genommen worden ist.

welche dadurch um volle 15 Tage abgekürzt werden. Ich behalte mir eine demnächstige Mittheilung hierüber vor.

v. Moltke.

Roon hat am Rande dieses Schreibens notiert: „5/4. zustimmend und [den Grund meines Verlangens erklärend beantwortet."

Auf ein Schreiben Roon's an Manteuffel vom 2. April, in welchem u. a. auch die damalige gespannte Situation und die Schwierigkeiten zum Entschlusse zu kommen, erörtert wurden, antwortete M. am 4. April aus Schloß Gottorf u. a.: „Ließe mein Gedächtniß nicht so schrecklich nach, so würde ich statt Ew. Excellenz Gleichniß über Ihre und Bismarck's Stellung lieber Schiller citiren. Nun weiß ich die Worte nicht mehr ganz richtig und bin ich bei meinen geographischen Kenntnissen selbst in Gefahr, mich in der Himmelsgegend zu irren, ich citire doch frisch darauf los: „Steuere muthiger Segler immer, immer nach West, dort muß die Küste sich zeigen, liegt sie doch klar und deutlich vor deinem Verstand . . ." — das rufe ich Ihnen und rufe ich Bismarck zu. Nur tüchtig los gesteuert! Alles graziöse Intriguiren wird übersteuert! . . . . —"

Im Gegensatze hierzu erhoben sich freilich auch zahlreiche Stimmen, welche vor dem Kriege warnten, welche darauf hinwiesen, daß dieser im Lande durchaus nicht „populär", und daß sein Ausgang doch sehr zweifelhaft sei. Auch Perthes gehörte zu diesen Warnern, als er an Roon geschrieben hatte:

Bonn, d. 1. April 1866

„Einen Ostergruß am Ostermorgen in aller Frühe sende ich Ihnen, mein lieber und verehrter Freund; möge dieser Morgen auch Ihnen Stille und innere Sicherheit bringen.

Eine Last furchtbarer Verantwortung ist Ihnen auferlegt; ob Ihr „Ja" entscheidend wäre, weiß ich nicht; Ihr „Nein", Ihr „kein Krieg" wäre es gewiß, und das Bewußtsein eines solchen Machtbesitzes setzt in diesem Augenblicke, wenn es nicht erdrücken soll, unbegrenzten Leichtsinn voraus oder einen Mann, der beten kann. Und doch, wie klein ist alles dem Ereignisse gegenüber, dem die Osterfeier gilt, auch wenn dasselbe nur in irdischer Beziehung, nur als Wendepunkt in dem Stückchen Weltgeschichte betrachtet wird, welches auf dieser Erde sich abspielt, und mir ist der Tag, an welchem alle irdische Geschichte hinter mir liegt, doch wahrscheinlich schon recht nahe gerückt und nach siebenzig oder, wenn es hoch kommt, achtzig Jahren deckt die Erde nicht allein uns Beide, sondern auch alle die Millionen, die heute in Haß und Mißgunst und Ehrgeiz und in jeder anderen Form der Selbstsucht wider einander streiten. Der Blick indessen in ein gegrabenes Grab rückt zwar alles Irdische in weitere Ferne, würde aber nur dann, wenn er zugleich das Himmlische näher gerückt hätte, den irdischen Verhältnissen und Aufgaben die Stelle und Bedeutung zuweisen, die denselben zukommt, gewiß nicht zu hoch aber auch nicht zu niedrig.

2. April.

Vor sechs Wochen, als endlich, endlich die Abgeordneten nach Hause gesendet wurden, zeigte sich wieder einmal die entscheidende Stellung, welche Sie einnehmen, so oft Sie dieselbe einnehmen wollen; heute werden Sie sie vielleicht einnehmen müssen. Die historische Nothwendigkeit eines Kampfes, dessen Ausgang bestimmen wird, welche der beiden Mächte als Macht aus der Geschichte abzutreten hat, steht ja freilich fest, aber ist der Zeitpunkt gekommen, denselben zu beginnen?

Östreich nimmt ab und Preußen nimmt zu, gewinnt also, falls es der Revolution nicht erliegt, mit jedem Jahrzehnt später eine vortheilhaftere Stellung; in Preußen ist, mit Ausnahme der Offiziere in deren Mehrzahl, jede Partei und fast jeder Einzelne gegen den Krieg; in Deutschland und in Europa gilt der Krieg als ein Krieg, den Preußen mit einigem guten Willen vermeiden könnte; als Mittel für Zwecke im Innern läßt sich ein Krieg nicht verwenden, der in seinem Verlaufe aller Wahrscheinlichkeit nach von Preußen begehren würde, die Existenz einzusetzen, um die Existenz nicht zu verlieren.

Was drängt dazu den Ausbruch des zu irgend einer Zeit nothwendigen Kampfes in diesem Augenblicke herbei zu führen?

Einen Kriegsfürsten von besonderer Entschiedenheit, einen Feldherrn von besonderer Größe, deren Gaben der Staat nicht ungenutzt lassen dürfte, besitzt Preußen nicht.

Um die zwingende Gewalt der Oesterreichischen Rüstungen beurtheilen zu können, ist es nöthig zu wissen, in wie fern Oestreich zu der Annahme berechtigt war, die Holsteinschen Grenzen an den Schlesischen vertheidigen zu müssen.

Das freilich steht fest, daß Schleswig und Holstein nur ein Land sein können, welches in dieser oder jener Form unter dem alleinigen Einflusse Preußens steht. Auch das ist gewiß, daß die Zahl der Formen, welche um diesen Einfluß Preußens zu sichern vor zwei Jahren, vielleicht auch vor einem Jahre noch möglich waren, heute, gleichviel durch wessen Schuld, sehr verringert ist und nur noch zwischen wenigen die Wahl bleibt; will Oestreich keine derselben zugestehen, so bleibt nichts übrig als der Krieg auf Leben und auf Tod.

Aber will Oestreich mit allem seinem Gethue wirklich noch etwas anderes erlangen, als ein Feigenblatt, groß

genug, aber auch nicht größer, als nöthig, um ein tüchtig Stück Geld damit zu bedecken? Sollte es uns nicht möglich sein, ein solches Feigenblatt ausfindig zu machen; ich sollte denken, ein Bataillon Oestreicher in Hohenzollern würde uns die Baiern und Würtemberger schneller in die Arme treiben, als drei unserer Bataillone es vermöchten; ob Glatz ein militärisch wichtiger Platz ist? Ich erinnere mich nicht, jemals ein Urtheil darüber gehört zu haben.

Ich bin wohl nicht zaghafter und nicht sentimentaler Natur, aber ich schaudere bei dem Gedanken an den Ausbruch dieses Krieges, der den Zwiespalt nicht allein in jedes deutsche Land und jede deutsche Stadt, sondern auch in so manche Familie, ja in die Brust so manchen einzelnen Mannes hineintragen und ein zum Tode mattes Deutschland schließlich dem Dämon der Revolution oder der Gier der Nachbarn im Osten und Westen zum Opfer bringen, — ich will nur sagen —, kann.

Gott wolle uns vor diesem Kriege bewahren, soll er aber dennoch ausbrechen, dann ist mein großer Wunsch, daß Sie, der Sie den Kampf im Innern politisch so rein und vorwurfsfrei geleitet, sich bei dem Abschiede vom Amte und von dem Leben sagen dürfen: ich habe Nichts gethan, um dieses schwere Geschick, welches in dem Kriege zwischen Oestreich und Preußen liegt, herbei zu führen und nichts versäumt, um es zu verhindern, aber die Macht der Verhältnisse, der Zug der Dinge war stärker, als ich.

Vor einigen Wochen hätte ich Ihnen beinahe ein paar Worte zum letzten Abschied geschickt; es war mir längere Zeit hindurch, wie wenn das Ende nicht ferne sei; es hat aber wiederum das Leibesleben gesiegt, und obschon etwas matt und müde an Körper und an Geist habe ich doch das Gefühl nicht mehr, den Tod mir unmittelbar an der Seite

gehen zu haben. Während des Winters habe ich das Haus wenig verlassen; jetzt gehe ich gern in den botanischen Garten und freue mich des knospenden Lebens in der Natur. Gedrückt oder mißmuthig bin ich nicht und dafür kann ich Gott nicht genug dankbar sein; halte ich mich ganz ruhig auf meiner Stube, so fühle ich mich meistens wenig beschwert und kann mit Frau und Kindern, mit den vielen freundlichen Menschen, die mich besuchen und mit den todten Oestreichern, deren Thun und Lassen im vorigen Jahrhundert mich schon seit mehreren Jahren beschäftigt, recht frisch und vergnügt sein. Ganz sicher sind Sie daher noch immer nicht vor der Gefahr, ein Buch von mir zum Nichtlesen zu erhalten. Freunde würde ich mir durch dasselbe freilich so wenig wie durch meine früheren historisch-politischen Schriften erwerben; Alles, was revolutionär ist, verzeiht es nie, wenn das Gegebene über das Erdachte, das Gewordene über das Gemachte erhoben wird und Alles, was stabil ist, wird unangenehm berührt, wenn es gewahr wird, daß die Könige lange nicht so hoch wie das Königthum, die Prinzen nicht so hoch wie die Dynastie, die Edelleute nicht so hoch wie der Adel gestellt und um Königthum, Dynastie und Adel dem Staate zu erhalten auch die Könige, Prinzen und Edelleute nicht mit seidenen Handschuhen angefaßt werden sollen.

4. April.

Gestern brachte ein Telegramm Kunde von der am 31. März übergebenen östreichischen Note. So viel ist durch dieselbe festgestellt, daß nicht Croaten und Panduren ohne weiteres eines schönen Tages den Versuch machen können unsere Grenze zu überschreiten; das ist nach einer solchen Erklärung doch selbst für Oestreicher unmöglich; aber was bedeutet die Note außerdem? wollten die Herren in Wien

durch ihre Rüstungen uns nur bange machen und sind nun, da wir es nicht wurden, selbst bange geworden? enthält die Note eine verschämte Hinweisung auf das bewußte Feigenblatt? oder will sie Preußen nur in die Lage bringen vor ganz Europa als der angreifende Theil, als der Anfänger des Krieges zu erscheinen? Preußen kann die gewünschte „Erklärung ohne Umschweife" nicht geben, den Frieden nicht verletzen zu wollen; die Note weist ausdrücklich auf Art. 11 der Bundesacte, also auch auf Entscheidung durch den Bundestag hin, und Oestreich würde auch ohne die Preußische Circulardepesche vom 24. März wissen, daß Preußen solcher Entscheidung sich nie unterwerfen kann. Wie viel Aufklärung könnte mir eine halbe Stunde, mit Ihnen zugebracht, geben. Möge unser Herr im Himmel Ihnen oder dem Grafen B. die für Preußen gangbaren Wege zeigen zur Erhaltung des Friedens, nachdem noch einmal Frist zur Ueberlegung gewährt ist; wenn es aber zum Kriege kommt, sollte dann unter den 211 Zimmern des Kriegsministerium nicht Eines sein, auf welchem man eines Mannes ohne Athem bedarf? Mit dem herzlichsten Gruße

Ihr treuergebener

Perthes.

Der weitere Verlauf der Dinge und besonders die inzwischen beim Bundestage gestellten preußischen Anträge vermehrten noch die von P. gehegten Bedenken und Sorgen, denen er denn auch nachstehenden Ausdruck gab:

Bonn, d. 16. April 1866. Montag

„Gestern Abend wurde, mein lieber und verehrter Freund, hier durch die Kreuzzeitung bekannt, daß der Ministerpräsident eines rheumatischen-nervösen Leidens wegen genöthigt sei, die amtliche Thätigkeit auf das Nothwendigste zu beschränken

und daher den Unterstaatssekretär Herrn von Thiele mit dem Empfange der Gesandten, Geh. Legat.-Rath Abecken mit dem Vortrage bei dem Könige beauftragt habe.

Ein in diesem Augenblicke durch Krankheit herbeigeführter dauernder oder vorübergehender Personenwechsel würde, obschon nicht so furchtbar wie ein durch Königliche Macht oder Ohnmacht herbeigeführter, doch furchtbar sein nach Innen wie nach Außen.

Zuerst die Schritte thun, die gethan sind, uns in die Lage bringen, in der wir uns gegenwärtig befinden und dann auch noch krank werden, das ist mehr, als selbst dem Grafen Bm. zugestanden werden kann.

Ich habe mich zu anhaltend mit dem Versuche die politischen Verhältnisse des letzten Jahrhunderts verstehen zu lernen, beschäftigt, um nicht zu wissen, daß es für die den Geschäften ferne stehenden Zeitgenossen in den meisten Fällen unmöglich ist, ein richtiges Urtheil darüber zu gewinnen, ob ein leitender Staatsmann dieses Ziel wählen, jenes aufgeben, diesen oder jenen Weg zum Ziele einschlagen durfte. Ob aber Preußen die Berufung eines deutschen direkt und nach Köpfen gewählten Parlaments und im Frühjahr 1866 die Herstellung einer neuen deutschen Einheitsverfassung verlangen darf, ist eine Frage, die weder besondere Kenntniß der Personen und Verhältnisse noch einen besonderen Standpunkt voraussetzt, sondern sich von der Sophaecke eines Privathauses nicht weniger sicher, als von dem Ministerpräsidentenstuhl beurtheilen läßt.

Die Lage der Kreuzzeitung, die sich öffentlich aussprechen muß, ist eine sehr schwierige; die Verantwortlichkeit, sich von dem Ministerpräsidenten in diesem Augenblick loszusagen, ist nicht weniger groß als die, die eigne, auch in den schlimmsten Tagen muthig geltend gemachte Ueberzeugung

jetzt zu verläugnen; dankbar muß jeder sein, der keinen Beruf hat, jetzt öffentlich sich zu äußern.

Es mag ja dahin gestellt bleiben, ob die deutsche Nationalität und die deutsche Geschichte überhaupt ein deutsches Parlament zuläßt, aber die Forderung eines solchen Parlaments, wie der Antrag vom 9. April es begehrt, ist das unumwundene, vor ganz Europa abgelegte reale Bekenntniß zu dem Grundprinzipe der Revolution. Daß die Regierung Preußens, daß der Präsident grade dieses Ministeriums solche Forderung stellt, wird, auch wenn sich alles in dem Sande verläuft, lange Schatten in die Zukunft der Preußischen und Deutschen Geschichte werfen; wird es aber Ernst mit dem Prinzip, wird das begehrte Parlament wirklich eine Macht, so wird es eine Macht der Revolution, eine durch und durch unpreußische Macht.

Graf Bm. fühlt auch einem solchen Parlament gegenüber seine Kraft, und wird bewußt oder unbewußt vielleicht von dem Gedanken bestimmt, dort erst den Platz zu finden, an welchem seine großen Gaben sich vollends entwickeln und zeigen könnten; aber weder Preußen noch Deutschland haben die Verpflichtung sich als Mittel verwenden zu lassen für die Entwickelung irgend eines auch noch so bedeutenden Mannes, und es bleibt doch eine unumstößliche Wahrheit, daß Graf Bm. zwar trefflich verstand, zu unserer aller Freude das Abgeordnetenhaus zu reizen und zu ärgern, aber nicht, es zu gewinnen und noch weniger es zu leiten; wird das deutsche Parlament neue Gaben in ihm erzeugen können?

Graf Bm. will den Bund umformen, wann und wo hat er hierzu den Beruf gezeigt, wann und wo inmitten seines Reichthums an Auskunftsmitteln für den Tag, einen politischen Gedanken gehabt?

Graf Bm. will die bestehende Bundesverfassung beseitigen, weil sie nur einen Sinn habe, so lange Oestreich und Preußen gut Freund sind; aber so lange Oestreich und Preußen bleiben, was sie sind, wird jede deutsche Verfassung nur unter der Voraussetzung des Zusammengehens Beider Bedeutung in Anspruch nehmen können; jede deutsche Verfassung fällt in dem Augenblicke zusammen, in welchem Oestreich und Preußen sich feindlich gegenüber stehen, und die Aufgabe wird sein zu verhindern, daß in solchem Augenblicke die Lage Preußens im Bunde nicht schlechter sei, als die Oestreichs.

Graf Bm. wirft Baiern einen Köder hin; wenn Baiern nicht thöricht ist, so wird es meines Erachtens gierig zuschnappen; seit dem Vertrag von Ried, seit dem Wiener Congreß hat Oestreich durch alle politischen Wechsel hindurch Baiern so zu heben gesucht, daß es als Preußen coordinirt erscheinen und Oestreich in unnahbarer Höhe über Beiden thronen könnte; Oestreich hat nicht erreicht, was es erreichen wollte, Preußen ist Oestreich ebenbürtig geblieben und Baiern ihm nicht ebenbürtig geworden, und nun will Preußen selbst die Baiern groß machen! Der Vortheil, nämlich der dauernde kann nur Oestreich zufallen, wenn auch Preußen für den Augenblick einen Verbündeten gewinnen sollte.

Wer wäre im Stande jetzt, nachdem geschehen ist, was geschah, zu sagen, was geschehen wird, aber es könnte ein Tag kommen, an welchem ich von ganzem Herzen wünschen würde, Sie von Ihrem Amte erlöst zu sehen, damit Ihr Bild rein und groß für die Geschichte Preußens und Deutschlands erhalten werde.

Wenn ich mich gesund fühlte und längeres Leben vor mir zu haben glaubte, so würde ich mich schwerlich für berechtigt halten das Alles dem Minister zu schreiben, weil ich

in ihm zugleich den Freund lieben und verehren darf, aber wenn das Athmen so schwer wird, wie wieder in den letzten acht Tagen, so schwinden manche Rücksichten und Bedenklichkeiten, die sich gewiß wieder einstellen sollen, wenn mir auch jetzt, wie früher schon öfterer in gleicher Lage, noch einmal wieder ein reichlicheres Maaß Sauerstoff geschenkt wird.

17. April

Bismarck geht es besser, sagt die heutige Kreuzzeitung; mögen ihm seine zwei und dreißig Zähne erhalten bleiben; brauchen werden wir sie können. Antworten Sie mir nicht auf meine Briefe, darum bitte ich dringend; es kann ja zu Nichts führen, schriftlich Dinge dieser Art zu besprechen; mündlich, ja das wäre eine Freude.

18. April

Es ist beinahe zehn Uhr; heute vor zwei Jahren um diese Zeit pochte manches Männerherz; der Tag wird unter allen Umständen ein Ehrentag bleiben in unserer Geschichte und in Ihrer speciellen auch, und wir wollen uns Düppels freuen, mag auch kommen, was da will.

Lange haben wir nichts über Ihr und der Ihrigen Ergehen gehört.

Meine Frau und meine Tochter möchten mit mir der verehrten Frau Ministerin und deren gehorsamem Gebieter empfohlen sein. Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.

Ihr

Perthes.

Roon's sehr abweichende Auffassungen ergeben sich aus seiner nachstehenden, am 6. April begonnenen, aber erst vierzehn Tage später beendeten Antwort, in denen er versuchte, den Freund zu beruhigen und umzustimmen; freilich konnte das nicht ausführlich geschehen, er mußte sich vielfach mit Andeutungen begnügen, wenn er schrieb:

Berlin, den 6. April 1866

Mein lieber, theurer Freund!

Schon die Ankunft Ihres freundlichen Schreibens vom 1./4. u. ff. hat mir, noch ehe ich es geöffnet, eine große Freude bereitet; ich danke Ihnen herzlich dafür. Durch Gottes Gnade habe ich, wenn auch nicht die volle Wirkung des Ostergrußes: „Friede sei mit Euch!" wohl aber eine merkliche innere Erwärmung und Beruhigung in höherem Grade als sonst je empfunden und zwar ungeachtet des Kriegslärmens, der kritischen Lage des Landes und des uns durch das lebensgefährliche Erkranken unseres Enkelsöhnchens in Magdeburg erwachsenen Familienkummers. Ich preise Gott und danke ihm von Herzen, daß ich am Donnerstag Abend, „in der Nacht, da er verrathen ward", begleitet von sechsen meiner Angehörigen, am Tische des Herrn des Segens theilhaftig geworden, den er denen verheißen, die an ihn glauben möchten.

Den 8. Erst heute vermag ich den Versuch einer Antwort zu erneuern, nachdem gestern der Besuch Ihres Hermann an die Beendigung des begonnenen Briefes erinnert hatte. Wie weit aber werde ich damit kommen? Die ernsten schweren Worte, mit denen Sie mir die ganze schwere Verantwortlichkeit für die vielleicht eisernen und blutigen Wege, die Preußens Politik jetzt zu gehen hat, zuschieben, haben mich wohl getroffen, aber weder verletzt noch ablenken können, wenn sie mich auch zu nochmaliger ernster Prüfung der vorliegenden Fragen veranlassen mußten. „Leichtsinnig" bin ich wohl in gewissem Grade, aber doch nicht mehr als nöthig, um unzweckmäßiger Bedenklichkeit Herr zu werden. Wäre ich es nicht, so würde mir, wie ich bin, die nötige Thatkraft fehlen, ich würde ein anderer sein. Ob ich deswegen ein Mann sei, „der beten kann", wie Sie

schreiben? — nun ich kann's wohl, aber nicht immer und nie genug. —

Den 22. Ich soll Ihnen nicht antworten, sagt Ihr zweiter lieber Brief, und Sie haben ganz recht, ich kann's nicht beim besten Willen. Am wenigsten vermag ich Ihnen so zu antworten, daß Sie wirklich etwas davon hätten. Ich besitze nicht die Fähigkeit, in sibyllinischen Stichwörtern mich mitzutheilen über den ungeheuren Gedankenstoff, der im Widerstreit der Ansichten in so bewegter Zeit sich darbietet, und muß mich darauf beschränken zu hoffen und zu wünschen, daß es mir vergönnt sein möchte, im mündlichen Verkehr zu dem befruchtenden Austausch zu gelangen, den der schriftliche nimmer zu gewähren vermag. Wären Sie wohler, so würde ich Sie dringend bitten, zu mir an den Herd zu kommen, wo die Geschicke der Zukunft theils unter Gebet und Flehen, theils unter Hangen und Bangen gebraut werden, und ich betone diesen Wunsch so laut und bestimmt, als es die Bescheidenheit irgend erlaubt. Zu mündlichem Aussprechen habe ich wohl Zeit, gewiß nicht zu schriftlichen Abhandlungen über das Pro und Contra dieses, jenes Weges, den die Politik einschlägt oder meidet. Ich kann Ihnen daher nur die zwei Worte sagen: unsere Angelegenheiten gehen und stehen gut, und ich zweifle nicht, daß unsre Wege zu erwünschten Zielen führen unter der Voraussetzung, daß Gr. B.'s Gesundheit ihn nicht lahm legt. Das freilich hieße nach meiner Ueberzeugung die Schlacht von Kollin zum zweitenmal verlieren, und wir müßten eben uns wie gute Christen bescheiden, daß Preußens Größe nicht in Gottes Plänen liegt. „Die Toten reiten schnell!" was ist nicht alles geschehen seit Ihrem Schreiben vom Anfang d. M.? Unsre Note vom 4., die Österreichische vom 7., die ruhige, trocken vornehme Antwort vom 15., die demüthige Öster-

reichische vom 18. und unsre im Princip genehmigende, in den Modalitäten knappe und strenge Antwort von gestern Abend! Daneben unser Bundesantrag vom 9. und die vorläufig gewährende Bundesabstimmung von gestern: über alle diese Dinge und die daran sich knüpfenden Erwägungen, Folgerungen, Kombinationen, was ließe sich darüber nicht Erbauliches und Beruhigendes sagen und meinen! Aber Sie sind 100 Meilen von mir, und meine Feder ist zu träge, um Ihnen auch nur die nöthigen Andeutungen geben zu können.

. . . . . Zum Schluß noch ein Wort. B. geht es besser, so daß ich wieder hoffe, seine Krankheit werde uns nicht lahm legen, vorausgesetzt, daß unsre Lahmheit ihn nicht kränker macht. Dies aber wird, wie ich seit einigen Stunden wieder bestimmt hoffe, trotz aller Intriguen und Nichtswürdigkeiten, nicht gelingen. Sie werden sich bald davon überzeugen. Das aber bitte ich zu predigen: Wer den Frieden wirklich erhalten will, der darf sich an albernen und landesverrätherischen Friedensresolutionen nicht betheiligen. Solche unwürdigen Demonstrationen stärken die habsburgischen Illusionen und Prätensionen. In Wien läge man jetzt schon auf dem Bauch, wenn man sich nicht vorlöge, unser „innerer Konflikt" und die damit zusammenhängenden Friedensresolutionen machten uns den Krieg unmöglich. Selbst die Demokratie fängt an dies einzusehen und sich zu schämen. Der Krieg ist unvermeidlich, wenn Habsburg sich nicht beugt, es handelt sich nur um den Moment des Ausbruchs, und wir haben bei jeder Zögerung nur zu verlieren; dennoch darf man nichts brüskieren. Gott befohlen! Könnten Sie mich besuchen, so wäre das große Freude für

Ihren

A. v. R.

Schlimmer und hemmender noch als der Widerspruch wohlmeinender Freunde war allerdings die Opposition, welche öffentlich auftrat; insbesondere war die damalige Haltung des größten Teiles der vaterländischen Presse ganz dazu angetan, die Situation noch fortwährend zu erschweren.

Man erinnere sich, daß die Fortschrittspartei auch damals die Parole ausgegeben hatte: „Diesem Ministerium keinen Groschen" — und dem entsprach auch die Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit, mit welcher liberale Zeitungen die Schritte der Regierung und alle militärischen Maßnahmen erörterten. General von Tresckow beklagte sich in mehreren Zuschriften bitter darüber und bat Roon wiederholt dringend, ein Einschreiten dagegen zu veranlassen . . „die Zeitungen bringen täglich alle möglichen Details über die Armirung der Festungen, über die Organisation unserer Artillerie und über allerhand Dinge, die interessant für unsere Gegner sind. In Oestreich darf nichts gedruckt werden, was auf die Armee ꝛc. ꝛc. Bezug hat. Wir wissen deßhalb auch nicht, wie es jenseit der Grenze aussieht, während man in Oestreich ganz genau unterrichtet ist. Außerdem erhalten die Behauptungen, daß wir fortwährend rüsteten, durch die Mittheilungen unserer eigenen Blätter stets eine neue Unterlage.

. . . (15. April). Ew. Ex. erwähnen eines Briefes des Kaisers Franz Joseph an Se. Majestät. Ich habe nichts vernommen, was darauf hindeuten könnte . . .

In der Vossischen Zeitung vom 14. April steht ein langer detaillirter Aufsatz über die voraussichtliche Stärke unserer Kriegsbataillone, über die Jahrgänge der Reserven ꝛc. und Landwehrleute und die Vertheilung derselben zu den Linien- und Landwehrbataillonen. Demnächst eine Übersicht über die jetzige Organisation unserer Artillerie, bis auf die neueste Formation der reitenden Batterien für den Fall der

Mobilmachung. Es sind dies höchst interessante Mittheilungen für das Ausland, jedenfalls aber schädlich für uns. — —"

Roon tat, was ihm möglich, um eine größere Enthaltsamkeit der Presse herbeizuführen, anderseits war er aber auch zu gerecht, um die gelegentlichen patriotischen Leistungen auch der gegnerischen Presse zu verkennen. So schrieb er am 25. April dem Könige:

„Ew. K. Majestät haben vielleicht einen Augenblick der Muße, um einen Blick auf den Leitartikel der heutigen National-Zeitung zu werfen, den ich um deßwillen für interessant halte, als daraus hervorgeht, wie die demokratische Partei allmählig Preußisches Ehr- und National-Gefühl wieder zu gewinnen scheint — —" Der König bemerkte am Rande: „Scheint ganz erfreulich. Östreichs große Rüstungen scheinen mir sehr ernst von uns angesehen werden zu müssen." — Über die Lage im allgemeinen konnte Roon am selbigen Tage an Blanckenburg schreiben: „Außerdem will ich Dir zu Deiner Beruhigung mitteilen, daß ich seit Montag wieder an des Königs Zuversicht glaube, seitdem ich Veranlassung zu der allerschärfsten und schneidigsten Aussprache gegeben über Das, was Wir wollen, und Das, was Wir entschieden nicht wollen. Otto (Bismarck) ist darüber fast gesund geworden, hat wenigstens zwei Nächte hintereinander gut und viel geschlafen, und man kann wieder hoffen, daß es bald wieder gut mit ihm gehen werde, besonders wenn er das nächtliche Arbeiten aufgeben wollte. Wir sind heute hier in einiger Spannung, ob Kaiser Franz Joseph heute, wie er angeboten, die Abrüstung befehlen wird oder nicht. Bis jetzt fehlt noch jede offizielle Nachricht über die Aufnahme unserer Depesche vom 21. d. Übrigens liegt es auf der Hand, daß wir einem solchen Befehl gegenüber

sehr auf der Hut zu sein haben; ich hoffe daher, daß wir die Pferde nicht verkaufen werden, die wir doch in einigen Monaten wieder kaufen müßten, wenn mich nicht Alles täuscht; die Leute können wir jeden Tag wieder haben . . . .

Die Verhältnisse im Lande scheinen einem Umschlage entgegen zu gehen; ich glaube an eine Modification der alten Partheibildungen. Mag's kommen, wie es will; ich sorge dafür, daß die Armee womöglich immer besser und schneidiger wird, denn der Moment ist nicht fern, wo es mit Schiller's Reiterlied heißen wird:

„Auf des Degens Scheide die Welt nun liegt;
Drum wohl wer den Degen jetzt führet,
Und bleibt Ihr nur wacker zusammengefügt,
Ihr haltet die Welt und regieret."

Das ist meine politische Aufgabe, daß die Armee wacker zusammengefügt bleibt; das Übrige mag der Dreihärige besorgen, den Gott in Gnaden gesunden und gedeihen lassen möge! . . . ."

Mit seiner Antwort sandte Blanckenburg zu Roon's Geburtstag „ein Zimmerhäuser Federvieh „als Gratulant". Ich denke mir, daß Du in dem kommenden Lebensjahre ganz besonders gute Nerven und Muskeln gebrauchen wirst. Kampflustig war der schwarze Bursche sein Leben lang allermeist, und rot und röter wurde sein Zornkamm, wenn man ihm östreichische Melodien vorpfiff . . .

Deine Nachrichten haben mich sehr erfreut, besonders auch was unsere großen und größten Sorgenkinder anlangt! Energie im Reden ist schon gut . . . möge die That nicht ausbleiben! . . .

Über die ganze deutsche Politik kann man abweichender Meinung sein (ich nicht); aber wenn man auch nur so weit

eingeweih't ist, — wie ich —, kann ein Preuße nicht mehr rückwärts rathen. Es nimmt ja auch den Anschein, als wenn man dies an maaßgebender Stelle erkennt. Hat man den italienischen Dolch aus der Scheide fahren machen, so kann man nicht zurück, auch wenn er etwas frühzeitig zufährt; m. E. sind die Brücken rückwärts abgebrochen. Ohne Schwertschlag kann es nicht abgehen, es sei denn, daß Fr. J. ganz aus seiner lothringisch-habsburgischen Hülle herausspränge und Alles bewilligt, was wir mindestens gebrauchen.

Ich habe wahrlich keine Ursache, als Privatmann und Grundbesitzer . . . , den Krieg zu wünschen; ja ich weiß, daß Ihr in Berlin die Leistungsfähigkeit der großen Grundbesitzer weit, weit überschätzen möget — ich weiß, daß hier zu Lande $^2/_3$ keinen Krieg pekuniär ertragen können —, dessenungeachtet bin ich dafür und möchte meinerseits es nicht mit verschulden, daß die vielleicht in einem halben Jahrhundert nie äußerlich so günstig gebotene Gelegenheit vorübergeht, daß Preußen seinem wahren deutschen Rufe folgt und seine deutsche Pflicht erfüllt . . ."

Daß freilich abgesehen von der liberalen Opposition auch viele Konservative — innerhalb und außerhalb der Regierung — der letzteren damals nicht zustimmten, — ist bekannt. Minister von Bodelschwingh's Bedenken gegen den Krieg waren seit dem Ministerrat vom 28. Februar noch immer mehr gewachsen; anknüpfend an die Anfang Mai beabsichtigte Vermehrung der Pferdeankäufe ersuchte er u. a. in einem Schreiben vom 2. Mai Roon ganz direkt, diese Maßregel rückgängig zu machen resp. diesen Wunsch dem Könige vorzutragen, „weil mir sehr daran liegen muß, daß Se. Majestät in dieser ernsten Zeit über meinen Wunsch nicht in Zweifel kommen, der unverändert auf Erhaltung des Friedens und deshalb auf Vermeidung alles Provo-

zirenden gerichtet ist[1]) . ." Noch viel dringender und feierlicher lauten die Abmahnungen eines andern hervorragenden Konservativen, des Präsidenten Ludwig von Gerlach. Dieser schrieb an Roon in denselben Tagen: „Gestern nicht persönlich mich vorstellen zu können, habe ich sehr bedauert. Im Vertrauen auf die Güte und Nachsicht, welche Sie mir so oft bewiesen, würde ich Sie, bei allem was mir heilig ist, — was Ihnen und mir heilig ist, will ich sagen —, würde ich Sie beschworen haben, das ganze Gewicht Ihres ehrenhaften Charakters und Ihrer hohen Stellung einzulegen um diesen „unheilvollen" Krieg, wie unser Kronprinz ihn vor einigen Tagen genannt hat, von uns abzuwenden. Auch den Sieg vorausgesetzt, steht die Zerrüttung des Vaterlandes, des preußischen und des deutschen, in Aussicht. Die Herrschaft des Auslandes — des Bonaparte und des italienischen Revolutionswesens — und, was das allerschlimmste, die Befleckung des Gewissens des greisen Königs und des gesammten Landes sind Erfolge, die in nächster Nähe drohen. Schon bahnt sich im Innern das Eindringen derjenigen Elemente in die Regierung an, welche Ew. Excellenz und Graf Bismarck drei Jahre lang, mit Hülfe aller Ihrer treuen Verehrer, — zu denen auch ich mich zählen darf —, so tapfer und erfolgreich bekämpft haben. Hören Sie ruhig und freundlich die Warnung des 71 jährigen Greises an, der auf Erden nichts mehr sucht, und der Ew. Excellenz von Herzen alles irdische und ewige Heil erbittet." . . Roon bei seinen Anschauungen war von der Unrichtigkeit dieser Ratschläge überzeugt, so wohlgemeint sie auch waren; aber was man auch von ihnen denken mochte: in der damaligen

[1]) Bodelschwingh erbat bekanntlich bald darauf seine Entlassung und wurde durch Herrn von der Heydt ersetzt.

Situation kamen sie jedenfalls viel zu spät; die Haltung Österreichs hatte inzwischen alle Zweifel und alle Unentschlossenheit beendet, welche bisher dem Konflikte der Meinungen entsprungen waren, und man befand sich nunmehr auch auf preußischer Seite inmitten der eifrigsten Vorbereitungen zu einer sehr energischen Kriegführung; man wollte, man konnte aber auch nicht mehr zurück.

Manche Einzelheiten über die in jenen Wochen kurz vor dem Kriege stattgehabten politischen und militärischen Erwägungen sind auch neben den ausführlichen offiziellen Darstellungen bemerkenswert, sie mögen also hier noch Platz finden.

Der König an Roon (eigenhändig).

Berlin, 3. 5. 66

Österreich wird also nicht abrüsten! Mutius[1]) meldet, daß 12000 M. zwischen Troppau und Jägerndorf bestimmt stehen. Wäre nicht zu morgen das Conseil angesetzt, so würde ich sofort den Transport der Waffen und Effecten aus den Zeughäusern von Ratibor, Gleiwitz nach Cosel anordnen, und von Hirschberg, Jauer, Löwenberg, Görlitz, Liegnitz nach Glogau; Schweidnitz, Münsterberg nach Glatz; — aber es wäre möglich, daß morgen beschlossen würde, sogar diese Landwehren einzuziehen und in diese Festungen gleich zu werfen. Also muß man es noch beschlafen! W.

Mitternacht.

General Freiherr von Manteuffel an Roon.

Schloß Gottorf, 7. Mai 66

„Herzlichen Dank für Ihr Telegramm und Ihr Schreiben betreffs der Heranziehung der Lauenburger Dragoner-Es-

[1]) Damals kommandierender General in Schlesien.

cadrons. Ich habe in Folge des letzteren den bereits gegebenen Befehl sofort zurückgenommen. Aber ich hätte das Regiment gern hier zusammengehabt und ausgenutzt, ehe es in seine Ordre de bataille zurückträte. Es ist doch von politischer Wichtigkeit, daß Holstein von den Östreichern geräumt wird, und wir uns Holsteins und der Ressourcen Hamburgs mit einem Schlage bemächtigen, wenn's losgeht. Ich glaube, bis das geschehen, muß ich meine Truppen behalten, und bis dahin ist jede Ablösung aufzuschieben. Jemehr Truppen ich dann habe, je schneller werden die Östreicher geschlagen. Ist diese Östreichische Brigade (Kalik) vernichtet, so ist der moralische Eindruck hier im Lande, und ich glaube überall so, daß ich dann von Hamburg aus anstatt zwei — drei Infanterie-Regimenter abgeben will und mit 1 Inf.-Regiment und den Ersatztruppen und was man für die Befestigungen bestimmt, die Herzogtümer in Ordnung halten, auch gegen Dänemark, denn dann habe ich die ganze Bevölkerung. Die schnelle Besitzergreifung von Holstein reagirt außerdem auf Dänemark, weil es dort den Respekt gegen die Preußischen Waffen wieder lebendig macht bei dem Pöbel, von dem sonst nach meinen Nachrichten zu befürchten ist, daß er das Ministerium stürzt und zum Kriege treibt. Kurz, meine Ansicht ist, daß wenn's losgeht, die hiesige Flanke der operirenden Armee gesichert sein muß durch ein so entscheidendes Vorgehen, daß es moralischen Effekt macht, und daß noch Zeit ist, die hier dann wegzunehmenden Truppen zur rechten Stunde auf dem entscheidenden Schlachtfelde zu haben . . . Aber das sind Sentiments, die ich Ew. Excellenz vortrage . . . Östreich-Augustenburg hat verbreitet, Preußen könne Östreich und Deutschland, — dies sei gegen Preußen —, nicht widerstehen, und es müsse Schleswig nächstens räumen. Das ist Unsinn, aber die

Leute glauben es, man mag machen, was man will. Wird jetzt nur ein Truppen-Körper zurückgezogen, so erhält das Gerücht neue Nahrung und schwächt unsere Anhänger, die gerade jetzt den Muth bekommen, hervorzutreten . . ."

General von Treskow an Roon.

Berlin 13. 5. 66

„Ew. Exc. übersende ich anliegend ganz gehorsamst den Entwurf zu einer Ordre, welche den übrigen Ordres in Bezug auf die Armee in der Lausitz zu Grunde zu legen sein möchte.

Zunächst kommt es auf den Namen an, denn dieser muß in den Ordres erwähnt werden. Das Bedenken in Bezug auf den Namen „Armee in der Lausitz" kann ich nicht theilen. Es erscheint mir aber auch ebenso unbedenklich den Namen: I. Armee zu wählen . . .

Vielleicht erbitten Ew. E. morgen einen Vortrag bei Sr. Majestät . . —"

Obiges wurde, wie Roon am Rande notiert hat, durch Besprechung am 14. Mai erledigt.

Der König an Roon.

Berlin, 17. 5. 66

„Aus der Anlage werden Sie ersehen, wie bedroht die Rheinprovinz durch die Süd-Deutschen ist. Bismarck ist daher sehr erschreckt, daß heute beschlossen ist, dieselbe ganz Preis zu geben, minus der 8000 Mann unter General Beyer, die natürlich gegen 30 000 M. nichts vermögen. Theilen Sie dies Alles an General Moltke mit, und wenn Sie Beide mich sprechen wollen, so bin ich morgen von $^1/_2$12 Uhr an zu Haus[1])."

[1]) Obige Allerhöchste Erwägungen führten zu dem, das ganze VIII. Korps anfänglich am Rheine belassenden Befehle, über welchen General von Moltke klagte (vergl. seine „Denkwürdigkeiten" Band III, Seite 424, Anmerkung.)

General von Moltke an Roon.

Berlin, 18. 5. 66

. . „ich halte es ebenfalls für nützlich, daß eine Besprechung der Sachlage mit den Armee-Befehlshabern, unter Zuziehung der Generalstabs-Chefs und Oberquartiermeister stattfinde.

Die Ziele und Absichten können allerdings nur sehr im Allgemeinen angegeben werden, so lange der Entschluß zur Initiative nicht gefaßt ist, und unsere Maaßnahmen wesentlich von den Entschließungen des Gegners bedingt werden. Doch können die Hauptgesichtspunkte gestellt werden, was um so wünschenswerther ist, jemehr den Befehlshabern nachmals in der Ausführung freie Hand zu lassen sein wird. Sobald die Generale v. Voigts-Rhetz und Blumenthal angekommen sind, könnte die Besprechung stattfinden."

Contreadmiral Jachmann an Roon.

Kiel, 15. Mai 66

„Euer Excellenz beehre ich mich auf das hochgeehrte vertrauliche Schreiben vom 12. d. ganz gehorsamst zu erwidern, daß das Geschwader, bis auf den „Arminius", bereit zum Auslaufen ist . . . . .

Einem besonderen Befehl, das Geschwader in die Nordsee zu dirigiren, würde ich noch ganz gehorsamst entgegensehen.

. . . . Aus guter Quelle erfahre ich, daß die Dänen in Jütland Truppen zusammenziehen. Ferner hat gestern der französische Consul dem General Gablentz einen Besuch gemacht, um demselben im Auftrage des Kaiser Napoleon mitzutheilen, „daß zwischen dem Kaiser und dem Grafen Bismarck keinerlei Verständigung existiere, und der Kaiser durchaus keine gewaltthätige Politik billige."

Für den Wortlaut dieser Mittheilung kann ich bürgen; die Absicht einer derartigen Aeußerung werden Ew. E. richtiger beurtheilen, als ich es vermag. Es ist mir aber bekannt, daß der französische Consul hier schon mehrere Male dem General Gablentz, angeblich im Auftrage des Kaiser Napoleon, Mittheilungen gemacht hat."

Roon sandte Jachmann's Bericht mit nachstehenden Bemerkungen an Bismarck:

Berlin, 22. 5. 66

„Indem ich die Anlage s. p. rem. zur gef. Kenntnißnahme vorlege, bemerke ich, daß ich zwar das Gespenst nicht sehe, das den Admiral beunruhigt, daß indeß dennoch alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln angeordnet worden sind, außerdem daß ein zweites Kanonenboot (Cyclop) nach der Elbe gesandt worden ist, oder vielmehr werden wird. Ein Angriff von der Landseite auf unsere Flotte würde unter allen Umständen die Einäscherung von Kiel nach sich ziehen; ich kann mir daher nicht denken, daß man damit umgeht.

v. Roon.

Am 20. Mai teilte General von Tresckow einen Befehl des Königs mit, Roon solle mit Graf Bismarck und General Moltke — vielleicht auch unter Heranziehung des Generals von Voigts-Rhetz — besprechen, welche bestimmte Instruktion in bezug auf die damalige Bundesfestung Mainz für den General von Herwarth festzusetzen sei.

General von Moltke an Roon.

Berlin, 21. 5. 66

Das beifolgende Telegramm läßt schließen, daß die Brigade Kalik über Hannover-Kassel und Frankfurt abzieht [1]).

[1]) Tatsächlich hat die österreichische Brigade Kalik das Herzogtum Holstein erst vom 7. Juni an (gänzlich am 11. Juni) geräumt.

Es ist nicht anzunehmen, daß sie sofort in Mainz einrückt, nachdem die Aufrechterhaltung der Parität der Besatzung eben am Bunde allseitig betont worden ist. Aber die östreichische Brigade steht im Darmstädtischen Amt Gerau einen Marsch von Mainz mit Genehmigung der Darmstädtischen Regierung.

Das gleiche Verhältniß würde hergestellt, wenn die Abtheilung des General Beyer, etwa nach Höchst oder Biebrich rückt, aber wir werden die Einwilligung der Nassau'schen Regierung nicht haben, — die Abtheilung müßte nach der Gegend westlich von Bingen verlegt werden, wenn wir nicht formell den Bundesfrieden sogleich brechen wollen.

Das wirkliche Einrücken der Brigade Kalik, der Nassauer, Darmstädter event. Bayern in Mainz kann an demselben Tage erfolgen, wo der Bundestag (als östreichisches Organ) den Beschluß faßt. Allerdings werden wir davon rechtzeitig Kenntniß erlangen. Wir haben dann die Alternative:

entweder den General Röder [1]) in Behauptung seiner Stellung zu unterstützen, oder

die preußische Besatzung aus der Festung herauszuziehen.

Im ersten Fall ist das gewaltsame Einrücken unsrerseits nicht der Krieg allein gegen Oestreich, sondern auch gegen den Bund. — Der Erfolg des Unternehmens ist zweifelhaft. — Im Fall des Gelingens wird die ganze Abtheilung des General Beyer für die ausschließliche Behauptung dieses Platzes absorbirt.

Im andern Fall bleibt die durch das Regiment Nr. 53 verstärkte Abtheilung zum Schutze der Rheinprovinz verfügbar. Das aggressive Verfahren gegen uns ist in der

[1]) Damals Kommandant von Mainz.

öffentlichen Meinung documentirt. Aber wir beginnen damit, eine berechtigte Stellung aufzugeben. Das kann nur aufgewogen werden, wenn wir, sobald unsere Streitkräfte versammelt sind, den Krieg erklären, um in Sachsen und Böhmen größere Erfolge zu erreichen.

Die Frage ist eben so sehr eine politische wie militärische, und ich stelle Ew. Excellenz ganz ergebenst anheim, ob darüber nicht mit dem Herrn Ministerpräsidenten Rücksprache zu nehmen sein wird.

Meiner unvorgreiflichen Meinung nach könnte diesem Dilemma vorgebeugt werden, wenn wir Hannover verbieten, die Oestr. Brigade durchzulassen.

Die Oestreicher können heute noch über Berlin fahren, aber durch Hannover haben sie meines Wissens keine Etappenlinie. Will Hannover die Neutralität, so kann es unser Begehren nicht abweisen: verweigert es dasselbe, so ist es besser eine solche halbe Neutralität nicht anzuerkennen. Noch steht unsere 13. Division in Minden und General Manteuffel mit 10,000 Mann bereit. Die Hannoversche Angelegenheit kann in 3 Wochen für immer abgemacht sein, ohne daß wir uns Oestreich gegenüber wesentlich schwächen."

Bekanntlich wurde das vorstehend erwähnte Dilemma in betreff von Mainz Anfang Juni zunächst dadurch gelöst, daß infolge Bundesbeschlusses sowohl die österreichischen wie die preußischen Truppen die Bundesplätze Mainz, Rastatt und Frankfurt räumten und daselbst durch Truppen anderer Kontingente ersetzt wurden. Die betreffenden preußischen Truppen wurden unter General von Beyer in und bei Wetzlar versammelt.

Das nachstehende Billet Roon's an Bismarck, in seinem zweiten Satze, steht mit obigem im Zusammenhang.

Berlin, 10. 6. 66

„Ich erinnere ergebenst an zwei Dinge:

1. die gef. Rückgabe der meinerseits vorgelegten Bekanntmachung in Betreff der freiwilligen Gaben;

2. ob Sie wegen der Belegung von Bockenheim in Cassel anfragen wollen; ich werde mein Telegramm an General v. Beyer in dieser Beziehung vorläufig unbestimmt lassen v. Roon.

Die Konzentration der nach und nach mobil gemachten preußischen Armeen und Armeekorps an der Grenze hatte im Mai teilweise begonnen und war schon am 5. und 6. Juni im wesentlichen vollendet; der Kriegszustand aber wurde erst durch den bekannten gegen Preußen gerichteten Bundesbeschluß vom 14. Juni herbeigeführt und nun, nachdem auch der letzte Schimmer von Hoffnung auf Erhaltung des Friedens geschwunden war, entschied sich der König auch erst dafür, den Krieg offensiv zu führen und die Feinde im eigenen Lande aufzusuchen. Während die österreichischen Armeen trotz der früher begonnenen Rüstungen sich unfähig sahen, dies zu verhindern, weil sie noch nicht operationsfähig waren, hatte die preußische Kriegsverwaltung dafür gesorgt, daß die sämtlichen Feldarmeen (rund 330000 Mann) nicht nur in ihren Aufstellungen sich befanden, sondern dort schon seit 10 Tagen in jeder Hinsicht zur Lösung jeglicher Aufgabe bereit waren. Den Gegnern in und außer Landes aber begann es nun zu dämmern, daß die Armeeorganisation, welcher die Schnelligkeit dieser Mobilmachung und die innere Tüchtigkeit der aufgebotenen Streitkräfte in erster Linie zu danken war —, sehr mit Unrecht seit Jahren beanstandet und geschmäht worden war.

Nachstehend die Bemerkungen und Beobachtungen, mit denen Perthes die politische Entwickelung in den letzten Wochen begleitete:

Bonn d. 12. Juni 1866 Morgens

„So hat denn, mein lieber, verehrter Freund, die Frage ob wir dem Kriege mehr zugeschwommen oder mehr zugetrieben sind, ihre practische Bedeutung verloren und nur noch eine historische behalten; der Stein ist im Rollen und läßt sich nun nicht mehr aufhalten oder leiten; die Dinge sind den Menschen aus der Hand gekommen und machen sich selbst; für die nächste Zeit kann kein Minister und kein König deren Gang bestimmen. Das Epos, welches dermaleinst den Kampf der Revolution um die Herrschaft der Welt erzählen wird, hat für den Zeitraum vom Jahre 1866 bis — — eine Episode einzuschalten, überschrieben: wie Östreich und Preußen mit einander kämpften, um sich einander das Principat in Deutschland abzugewinnen und dabei und darüber Beide u. s. w. Dieser Krieg unter diesen Umständen begonnen mit diesen Bundesgenossen und zwischen diesen Gegnern geführt, wird den Sieg über die Revolution schwerlich leichter machen; nicht um eine Doctrin, auch nicht um ein Princip allein handelt es sich dabei, sondern um die practischsten und realsten Dinge von der Welt, z. B. ob ein König oder ein Gneist regieren, ein Bismarck oder ein Sybel das Auswärtige leiten, eine Armee oder eine Bürgermiliz uns schützen soll. Möglich, daß der König an Gewalt gewinnt; aber um welchen Preis! und jeden Falles auf neuen Grundlagen, auf Grundlagen, die denen Louis Napoleons vielleicht ähnlicher sein könnten, als denen Friedrich Wilhelm III.; und ein gewaltiges Königthum in Sinne des heutigen Frankreichs setzt nothwendig eine gewaltige Königsperson voraus. Wer den Ausgang

des Krieges, nicht bloß einen Waffenstillstand unter dem Namen eines Friedens, sondern den wirklichen Frieden erlebt, wird zu urtheilen vermögen; sectio dabit sagen die Doctoren.

Diese und ähnliche Überlegungen haben mich manche Stunde beschäftigt; aber jetzt ist das Hin- und Herwenden der Dinge vorbei; es ist keine Zeit dazu vorhanden; heute habe ich mit Ihnen gemeinsam nur das eine Gefühl: wir müssen siegen, und habe das feste Vertrauen: wir werden siegen, und hoffe mit Gottes Hülfe dieses Vertrauen auch fest zu halten, wenn es nur durch Niederlagen zum Siege gehen sollte, obschon ich durchaus weder Grund noch Nothwendigkeit sehe, daß gerade wir und nicht die Östreicher zuerst geschlagen werden müßten.

Ich habe ja von unserer Armee nichts weiter gesehen als unser achtes Corps und auch von diesem nur wenig und flüchtig, aber doch genug, um mit Staunen und Bewunderung vor der Organisation des Heeres und dem sicheren Ineinandergreifen seiner Bewegungen und Bestandtheile zu stehen; Gott lohne es Ihnen mein lieber, verehrter Freund, er lohne es Ihnen, indem er den Waffen unseres Königs und unserer Soldaten den Sieg verleiht; zu einem sehr großen Theile ist es doch Ihr Werk, daß wir ein solches Heer, ja daß wir überhaupt noch ein Heer und nicht eine Miliz dem Feinde entgegen zu stellen haben. Schwindlig wird mir, schreibt mein Rudolf, der 14 Tage hindurch, als Etappenoffizier nach Corbetha commandirt, die zahllosen Militärzüge aller Art in nächster Nähe zu betrachten hatte, schwindlig wird mir, wenn ich bedenke, was Alles vorangehen mußte, bevor so Etwas möglich wurde; wie konnte der Eine Mann alle diese Gedanken haben und sie alle bis zur Durchführung reifen lassen.

d. 13. Juni 1866

Die gestern Mittag aus Holstein, aus Frankfurt und Wien eingetroffenen Nachrichten lassen kaum noch einen Zweifel darüber, daß der Ausbruch des Kampfes sehr nahe bevor steht; Gott stehe unserm Könige und seinem Kriegsminister, unserm Lande und unsern Soldaten zur Seite und gebe uns Allen Muth und Kraft auch Schweres zu tragen und nicht zu verzagen und die Winseler auf das Maul zu schlagen, wenn sie die eigne Armseligkeit in Adressen und Resolutionen colportiren. Da Gott dem Herrn neben dem Staate auch das Haus, neben dem Volke auch die Familie, neben den Hunderttausenden auch der Einzelne nicht zu gering und zu klein ist, so dürfen wir getrosten Muthes ihm noch ganz besonders unser Fleisch und Blut an das Herz legen und um Stärke und Ergebung für die Mütter und für die Schwestern und die Väter in dem Kriegsministerium zu Berlin und dem kleinen Hause am Hofgarten zu Bonn bitten, wenn der Tod die, welche sie lieb haben, von allen Seiten und in allen Gestalten umgibt. Sonderlich gedenke ich noch der beiden jungen Frauen, deren Ältere, wie ich aus der Kreuzzeitung gesehen, ihren Liebling hat zurückgeben müssen, und deren Jüngere nun lernen soll, was es auf sich hat, eine Soldatenfrau zu sein. Wir haben zwar nicht, wie Sie, vier Söhne und einen Schwiegersohn, aber doch zwei Söhne und vier Neffen im Felde! Wäre ich gesund, auch nur halb oder viertel gesund, so wäre ich bei Ihnen und zöge mit Ihnen aus, sollte es auch als Kanzlist sein! Sie sind nun nicht allein Kriegsminister sondern auch General der Infanterie und, falls Sie nicht Papst zu werden geneigt sein sollten, haben Sie das Höchste an irdischer Stellung erreicht, was zu erreichen möglich ist; es muß doch ein eigenthümliches Gefühl sein, deßhalb auf die Erreichung eines noch

Höheren verzichten zu müssen, weil nichts Höheres mehr da ist.

Wie viel, wie lebhaft wir Alle, meine Frau, meine Agnes, auch Georg, den ich mit allem Ernste fast mit Strenge vom Eintritt in die Armee zurückhalten muß, Hasses, Mendelsohns Ihrer gedacht und der Mutter, die Mann, Bruder, Söhne und Schwiegersohn aus sicherem Gewahrsam entlassen soll, habe ich nicht nöthig ausdrücklich zu sagen.

Gott sei mit Ihnen, mein lieber Freund, und wenden Sie zuweilen einen freundlichen Gedanken mir zu; später kommt ja vielleicht auch wieder eine Zeit, wo der freundliche Gedanke mir als Brief oder Wort sich verkörpern kann.

Den herzlichsten Gruß in ernsten Tagen an Sie und alle die Ihrigen

* * * Ihr P.

Am 15. und 16. Juni begannen die Operationen.

Minister Graf Bismarck an Roon.

Berlin, 16. Juni 1866

„Falckenstein telegraphirt Sr. Majestät, daß er in Stadthagen, morgen in Stemmen, übermorgen in Hannover ist. Er marschirt also morgen in das Schaumburger Gebiet von Kurhessen, mit dem wir im Kriege sind. Falckenstein sollte daher auf der Durchreise Ablieferung der Staatskassen befehlen, jede Gestellung von Mannschaften und jede Steuerzahlung bei namhaften, den Gemeinden solidarisch aufzulegende Geldstrafen durch öffentliche Kundmachung verbieten. Den Schaumburgern wird das nicht unlieb sein."

Roon an Bismarck.

Berlin, 17. 6. 66

„Ist von Dessau keine Rückäußerung auf die Aufforderung vom 14. d. M. erfolgt? Im Begriff deshalb an General

Stockmar zu schreiben, fällt mir ein, daß es vielleicht unnöthig wäre.

Was haben Sie von Larisch erlangt? Ist es wahr das Gerücht, daß die Altenburger fort sind? ich kann es nicht glauben.

Jetzt gelangen unsere Telegramme nach dem Westen nur bis Braunschweig. Von morgen ab, hoffe ich, wird sich diese Art von Obstruction vermindern. Bitte um Antwort wegen des Eingangs."

Bismarck gab die Antwort am Rande; von Dessau war keine Antwort gekommen, Schreiben an Stockmar wäre gut; von Larisch habe er nichts erlangt; schwache Nerven, kein Glaube, daß wir siegen; die Altenburger Truppen würden, wie Larisch sagte, wohl durch Bayern abziehen; „ist denn Manteuffel in Harburg durch irgend welchen Militär-Befehl festgenagelt?" (fügte Bismarck noch hinzu). „Ich hoffte, er würde fliegen!"

Wie man aus diesen Proben sieht, ließ die Energie der Kriegführung vom ersten Augenblicke an nichts zu wünschen — an keiner Stelle! — —

Roon empfing in jenen Tagen auch einen ausführlichen Bericht des Admiral Jachmann. Dieser machte seine Vorschläge über die Verwendung der Seestreitkräfte und die dazu zweckmäßigsten Dispositionen. Im wesentlichen sind dieselben, nach erhaltener Allerhöchster Genehmigung, in der von Jachmann beantragten Weise zur Ausführung gelangt. Von einer Kooperation mit der italienischen Marine hatte unter den obwaltenden Umständen und bei der Schwäche der jungen Flotte gänzlich abstrahiert werden müssen — zumal diese, mit Rücksicht auf die zweifelhaft bleibende Haltung Dänemarks, im Norden nicht entbehrt werden konnte.

Bei der Eroberung von Stade und Emden, sowie bei Besitznahme der hannoverschen Küstenbatterien und der friesischen Inseln waren bekanntlich mehrere Kriegsschiffe und Kanonenboote, und zwar schon vom 16. Juni an, beteiligt. — —

Bald darauf donnerten auch zu Lande die Geschütze — auf beiden Kriegsschauplätzen, donnerten auch bald Viktoria!

Am 26. Juni schrieb General von Treskow an Roon[1]), Se. Majestät ließe ihn ersuchen, den Entwurf zu einem Armeebefehl vorzulegen, welchen der König bei seiner Ankunft im Feldlager erlassen wolle. Am 29. Juni wurde der Wortlaut dieses Armeebefehls festgestellt[2]), und am folgenden Tage reiste der Monarch nach dem Kriegsschauplatze ab — Bismarck, Roon und Moltke in seinem nächsten Gefolge und alle drei vereint in ersprießlicher Waffenbrüderschaft wirkend.

Auch auf diesem ernsten Wege wurde R. wieder geleitet von dem Zurufe und den Segenswünschen des treuen Perthes, welcher ihm kurz zuvor geschrieben hatte:

Bonn, d. 26. Juni 1866, Dienstag

„Vielleicht finden Sie, mein lieber, verehrter Freund, doch einmal einen Augenblick, in welchem sich zwischen den Arbeiten, die mehr oder weniger unmittelbar in den Gang der Weltgeschichte eingreifen, das Wort und der Händedruck des Freundes einschieben läßt; heute ist es noch möglich persönlicher Verhältnisse zu gedenken; bald wird es wenigstens für eine Zeit anders sein; nur der göttliche, nicht der mensch-

[1]) welcher bei dem Armeeavancement am 8. Juni 1866 General der Infanterie geworden war.

[2]) Vergl. Feldzug 1866, herausgegeben vom Großen Generalstabe Seite 240.

liche Geist kann, sei es im Kunstwerk oder einem Organismus der Natur oder in Familie, Staat und Kirche das Ganze und alle seine Teile zugleich und in gleicher Stärke mit seinem Wollen, Denken und Fühlen umfassen; man sieht den Wald vor Bäumen nicht oder die Bäume nicht vor Wald; wer den Sieg der Armee sieht, übersieht das Leiden der gebliebenen und verstümmelten Soldaten und jubelt nur Victoria; wer all das Gräßliche, was den Einzelnen getroffen, vor seine Seele bringt, wird nur deren Jammer und Noth gewahr und wendet sich mit Schauder von der gloria des Ganzen. In wenigen Tagen wird vielleicht schon ein ungeheures Geschick, mag es in Gestalt des Sieges oder der Niederlage erscheinen, den Gedanken und das Gefühl für den Einzelnen, und wäre dieser Einzelne selbst der Kriegsminister, verschlungen haben und uns unsere Söhne und Neffen und alle Einzelne und zu allerletzt mit Gottes Hülfe vielleicht auch das eigne Ich vergessen lassen; heute aber will ich, weil ich noch kann, mich unseres Kriegsministers freuen. Ich habe wohl zuweilen gewünscht noch zu erleben, daß das dankbare Abgeordnetenhaus demselben bei lebendigem Leibe ein Monument errichte; jetzt haben die Ereignisse dem Abgeordnetenhause vorgegriffen. Die Tage vom 14. Juni bis heute sind ein Roonsdenkmal, welches nicht verwittert. Nicht allein das todte und lebendige Kriegsmaterial, nicht allein der Mechanismus und der Organismus des Heeres, sondern auch die Entschlossenheit der höhern Führer und deren Sicherheit bei der Durchführung sind Ihr Werk, denn weder die Entschlossenheit noch die Sicherheit hätten die Führer haben können, wenn sie nicht jenes Material, jenen Mechanismus und jenen Organismus und die Gewißheit als Rückhalt gehabt hätten, daß unser König festhalten werde; und das Alles wäre ganz anders, wenn Sie nicht Kriegs-

miniſter geworden wären. Alles Militäriſche konnte bisher nur erfreuen, erfriſchen, erheben; wäre es mit dem Politiſchen doch auch ſo! doch davon zu reden, iſt jetzt der Augenblick nicht; Ihr Denkmal bleibt ſtehen, ſelbſt wenn ſchwere Prüfungen über uns verhängt werden ſollten; große Feldherrn konnten Sie nicht aus der Erde ſtampfen und das Schlachtenglück liegt nicht in Ihrer Hand; doch auch in dieſer Beziehung habe ich guten Mut, obſchon die Meeresſtille immer etwas Unheimliches hat, und man nicht ohne Bangen den Augenblick nahen ſieht, wo Aeolus löſet das ängſtliche Band.

Eben kommt die halbe Kreuzzeitung: armer Kriegsminiſter, was Alles liegt doch auf Ihnen! nun müſſen Sie gar den Doctors ins Handwerk greifen und für den Kurfürſten von Heſſen Abführungsmittel beſorgen.

Meine Frau und Tochter grüßen herzlich mit mir und leben mit der Mutter und den Schweſtern Ihrer Söhne auch in der Ferne jetzt viel zuſammen; die gemeinſame Sorge einigt ſtark. Wenn Sie wieder von mir hören, kann Vieles, Vieles anders ſein; Gott ſei mit uns Allen

Ihr treuer

Perthes.

Aber auch Roon hatte noch in den letzten Tagen vor ſeinem Abgange ins Feld des vertrauten Freundes gedacht und dieſen wiederum tiefe Blicke in ſein eigenes ſehr bewegtes Herz tun laſſen. Sein Schreiben das ſich mit dem vorſtehenden kreuzte, lautete:

Berlin, den 26. Juni 1866

Mein teurer, lieber Freund!

Ich würde nicht ganz getroſt von hier weggehen können, wenn ich mir nicht die halbe Stunde zu der dankbaren Beantwortung Ihrer freundlichen Zeilen verſchiedenen Datums

abzustehlen vermöchte. Es drängt mich, Ihnen — freilich nur im Geiste — vorher nochmals herzlichst die treue Hand zu schütteln.

Wenn ich Ihnen sagen sollte, wie mir zu Sinne ist, so würde ich, um dies Thema zu erschöpfen, mehr Zeit gebrauchen, als ich habe. Hören Sie denn, wie mir in den wechselnden und wallenden Wogen des Stromes selbstveranlaßter, teils anderweitig gewordener Ereignisse zuweilen zu Mute ist, während andre Stimmungen wohl auch andre Vorstellungen, ja selbst bängliches Herzklopfen bringen. Also sehr oft komme ich mir vor (und wenn ich hier ich sage, so meine ich nicht meine eigene Person, sondern vielmehr die Personifikation der jetzigen Regierung) wie ein Seiltänzer, der eine schwere, schwankende, todte Last auf dem Nacken über den Niagara trägt, wissend, daß jedes Fehltreten, Ausgleiten, ja nur ungleichmäßiges Schwanken des zu Tragenden den Sturz in den Abgrund herbeiführen wird, daß alles also von festen Nerven, starkem, sicherem Schreiten, noch mehr aber von dem Willen dessen abhängt, der die Nerven und Muskeln leistungsfähig erhält und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Wiederum aber erscheine ich mir auch als der in den Besitz einer Erbschaft mit mehr oder weniger unklarem Bewußtsein von den daran klebenden Verpflichtungen getretene Erbe, der der Vorfahren Schulden zu bezahlen Ehrenhalber verpflichtet ist und der, um es zu können, selbst gewagte Spekulationen in der Hoffnung nicht scheuen darf, daß der allmächtige Lenker der Schicksale der Völker und Menschen es dem Einfältigen gelingen lassen wird; oder wie der Anwalt, der einen alten fast verjährten Prozeß wieder aufnimmt und ausficht, den alle Advokaten verloren zu geben erachten, dessen Gewinn jedoch nicht sowohl ihm, als dem Hause, der Familie seines Klienten be-

rechtigten Gewinn, Ansehen und Einfluß bringen wird. Oder wie der Kämpe und Ritter für Recht, Licht, Freiheit, Wahrheit und alle höchsten und heiligsten Güter des Erdenlebens gegenüber dem Ungetüm der Verfinsterung, Lüge und Unfreiheit, Entsittlichung und Verwilderung u. s. w.

Alle diese Einbildungen sind Ihnen, dem Geschichtsforscher und Beobachter, gewiß sehr thöricht und eitele Donquixoterien; aber war der Ritter von la Mancha nicht ein sehr ehrenwerter Mann? Und muß denn in der Tat jeder Don Quixote immer nur mit Windmühlen kämpfen? Ich meine vielmehr, daß jeder redliche Kämpfer eine Ader von dem edlen Ritter in sich haben muß, um Großes und Neues hervorzubringen. Auch das Entsetzliche ist dabei nicht zu vermeiden. Wenn aber der — vielleicht nicht deutlich gewollte — Kampf einmal entbrannt ist, dann waltet rücksichtslos das rohe Naturgesetz der Selbsterhaltung, und der Bruder zerschmettert wohl den feindlichen Bruder. Und dieser scheußliche Vorgang spielt sich vielleicht in eben diesem Augenblick in den thüringischen Bergen ab, wo der feindliche Bruder Welf dem preußischen Aar die freie Entfaltung seiner Schwingen streitig macht und wiederholte Friedensvorschläge stolz zurückweist. Nicht mit dem Fatum kann der Christ solche grauenhafte Vorgänge entschuldigen, sondern nur erklären mit dem Schriftwort: „Die Sünde ist der Leute Verderben", womit freilich die Sünde beider Teile gemeint ist. — Wie überaus schwer ist es doch, bei allen solchen und ähnlichen Ereignissen und Handlungen im Einklange zu bleiben mit der eigenen sittlichen Erkenntnis. Im Kampfe der Meinungen wie der Schwerter sich der christlichen Bruderliebe bewußt zu bleiben, als Pflicht, und dennoch das Niederschmettern des Gegners als erkannte nothwendige Pflicht zu vollbringen und physisch oder moralisch

zu veranlassen: welch' ein entsetzlicher Widerspruch, der sich trotz aller Reflexion immer von neuem aufdrängt.

Sehen Sie, mein teurer Freund, solche Gedanken sind es, die durch meine Seele ziehen, während alles stündlichen, täglichen, nächtlichen Schaffens und Wirkens für den großartigen Kampf, den Preußen ungesucht, aber unvermeidlich auszukämpfen hat und der mit Nothwendigkeit zu eigenem Untergang oder zu den lichten Höhen des Sieges führen muß, von denen aus in freier Selbstbestimmung das Rechte, Vernünftige, Heilsame, Sittliche für Preußen, Deutschland, ja für die gesammte civilisirte Welt zur Geltung gebracht werden kann. — Preußens Kraft ist der schweren Aufgabe des Kampfes wohl gewachsen, trotz der Trichinen in den eigenen Eingeweiden. Wir haben 550000 Mann wohl ausgerüsteter und trotz allen parlamentarischen Haders vom besten Geiste beseelter Truppen auf den Beinen, gewiß genug, um den aus vielen Schlacken und wenig Gold und Silber formirten vielzungigen Goliath umzuwerfen: dennoch können wir — ist es Gottes Wille — geschlagen werden und unterliegen. Des Herrn Wege sind nicht die unsrigen, und wenn wir auch in unsrer Kurzsichtigkeit den heilsamen Zweck einer solchen Niederlage nicht erspähen können, so bleibt sie doch möglich und — vor Gottes Augen gerecht. Wohl bitten wir daher um Sieg und danach um einen ehrlichen Frieden, d. h. wenn's Gottes Wille ist; aber gerechter erscheint mir das Gebet um Bewahrung vor Schmach und Schande, das wir täglich im Herzen bewegen sollten. Mit dem „vae victis" des eiteln Oberschwaben in Stuttgart hat die willige Ergebung in Gottes gnädigen Willen wohl nichts zu schaffen. Sie fürchtet solche Worte nicht. Möge es Mfr. Varnbüler ebenso gut werden, wäre dies möglich.

Aber meine halbe Stunde ist um. Ich werde abgerufen und muß jetzt schließen, so kühn es ist, mitten in einem behaglichen Herzenserguß abzubrechen, um sich den Magen zu füllen. Nöthig ist es eben auch, so lange wir im Fleische wandeln.

Gott behüte Sie, mein teurer Freund, mit Ihrem ganzen Hause und lasse Sie die Morgenröte einer besseren Zeit noch erleben, wie Sie und alle wohl verdienen, die die Misere der Gegenwart gleich Ihnen so tief empfunden haben.

Viele Grüße an Freund C.. Bis ans Ende Ihr treuergebener

Roon.

Neunzehntes Kapitel

Roon's persönliche Erlebnisse und unmittelbare Eindrücke während des Feldzuges ergeben sich aus seinen Briefen an seine Gemahlin:

Schloß Sichrow, 1. 7. 66

„Bis hierher hat uns Gott gebracht durch Seine große Güte. — . . . Bis zur Sächsischen Grenze unmäßiger Jubel auf allen Bahnhöfen. Dann wurde es stille. Gegen 5 Uhr kamen wir in Reichenberg an. Der erste Blick fiel auf c. 1100 Oesterreichische Kriegsgefangene, die auf dem Bahnhofe bewacht wurden, darunter 400 Italiener. Einquartiert war ich, neben dem Könige und vielen andern Personen, im Schloß des Grafen Clam-Gallas, dessen Corps nun schon zwei oder dreimal tüchtig gezaufet worden ist. Magnifique Einrichtung, schöner Park, leidliches Bett. Mein Hauptkummer gestern war das Ausbleiben Kutscher Friedrichs mit Wagen und Pferden, der erst um 1 Uhr Nachts eintraf. Dabei des Königs Eile, der andern Morgens (heute) bis Gitschin vorspritzen wollte. Er war unbezwinglich, als Abends eine Meldung des Prinzen Fr. Karl einlief, wonach am 29. Abends ein heftiges, blutiges und siegreiches Gefecht — wieder gegen den mehrfach gewichsten Clam-Gallas und

die Sachsen — stattgefunden mit einem Verluste feindlicher Seits von 3 bis 4000 M. einschließlich 1000 Gefangene, unsrerseits ca. 2500 M. Verwundeter und Todter. Unter Ersteren General Tümpling mit einer Fleischwunde in der Hüfte. Mit dieser traf er gestern Abend noch in Reichenberg ein. Durch ihn erfuhr ich, daß Helm[1]) gesund geblieben, obwohl sein Regiment auch tüchtig dran gewesen ist. — Das Warten auf die Königlichen Entschließungen und unsere Wagen, namentlich letzteres, kostete mir die halbe Nacht. Um $^1/_2$ 6 Uhr wurde ich schon durch Depeschen gestört. Um 10 Uhr fuhren wir von Reichenberg ab und langten hier auf einem schönen, herrlich gelegenen Schlosse des Fürsten Rohan an, mit dem der König in Gastein Gemsen, ich im vorigen Jahre in Ibenhorst den Elch gejagt. Natürlich ist er nicht hier, aber die Dienerschaft willig. Ich wohne in seinem Schlafzimmer, zwischen seinen Schlafröcken und Jagdhüten, beschauet von Ahnenbildern. Es sieht aus, als wäre er vor wenig Tagen abgereist, ohne Gedanken an langes Ausbleiben. Ich hoffe, der König wird heute hier bleiben, um dem Hauptquartier Gelegenheit zu geben sich zu concentriren und zu formiren. Morgen denke ich nach Gitschin zu gehen, aber noch fehlen gewisse Nachrichten, die vor der Entschlußfassung abgewartet werden müssen, und der Telegraph spielt nur einstimmig. — Ueberhaupt aber wird unserer rapiden Kriegführung, die uns seit dem 27. bis 30. jeden Tag verschiedene Schlachten gewinnen ließ, ein gemäßigteres Tempo gegeben werden müssen, sonst sterben uns die Leute vor Erschöpfung. Die Vereinigung der beiden Armee'n ist bewirkt, wie es scheint; wir können

---

[1]) Roon's vierter Sohn Wilhelm, damals Leutnant im 18. Infanterieregiment.

nun die Ereignisse kommen lassen, wir haben alle Chancen für uns. . . .

Gott segne Euch! Betet fleißig und herzlich für den König und sein treues Heer, auf das wir stolz sein können. . . ."

Gitschin, 2. Juli

„Gestern Abend bin ich todtmüde um 9 Uhr in Rohan's Bett gestiegen und habe bis ½6 vortrefflich geschlafen. Um 7 Uhr bestiegen wir die Wagen und langten gegen 1 Uhr hier an. Unterwegs begegneten uns lange Wagenreihen mit Verwundeten. 1 Meile von hier, in Ober-Lubin besichtigten wir das dort etablirte Lazareth, in dem, wie im hiesigen, Preußen, Oestreicher, Sachsen in erheblicher Zahl und lauter schwere Fälle, die erste Pflege seit dem Treffen am 29. bei Gitschin empfangen. Hier liegen beiläufig etwa 750 Oestreicher und 3 bis 400 Preußen. Es war nicht ohne Interesse heute das Schlachtfeld zu passiren, auf welchem noch heute viele todte Pferde, selbst noch unbeerdigte Streiter, neben großen Mengen von allerlei Waffen und Material umherlagen. ½ Meile vor der Stadt kam Prinz Fr. Karl mit Voigts-Rhetz und Stülpnagel entgegengefahren. Am Thore war der Magistrat aufmarschirt im schwarzen Frack und weißer Cravatte, wurde aber ignorirt. Unterkommen leidlich bei einem Kaufmann, dessen Familie entflohen. Ueberhaupt sieht man fast nur militärische Einwohner. Die bürgerlichen kehren erst allmählig wieder heim. Die Schlacht am 29. wird noch viel besprochen und gewährt viele interessante Einzelheiten, über die man sich freuen muß.

Waldemar[1]) ist 3 Meilen von hier in Horicz und — wie mir heute gesagt wurde — ganz munter. Wo Helm

[1]) Roon's ältester Sohn, war Hauptmann im Generalstabe des 2. Armeekorps.

ist, weiß ich nicht genau. Verwundet ist er nicht, wie mir heute von einem seiner verwundeten Regiments-Kameraden versichert wurde. Ich werde morgen Einiges thun, um mit Beiden in Verbindung zu kommen. Von Arnold[1]) weiß ich nichts, außer daß sein Regiment noch nicht gefochten hat. Letzteres steht weit rechts. Eugen[2]) ist, so sagte mir Prinz Albrecht, der auch besuchsweise hier war, noch nicht im Gefecht gewesen, jetzt aber mit seinem Regiment auf Vorposten auf dem linken Flügel.

Das Regiment (1. Gardedragoner) hat vorgestern einen munteren Ritt quer durch das Böhmer-Land gemacht, um den Kronprinzen aufzusuchen und ist nach ausgerichteter Sache wohlbehalten und unangefochten zurückgekehrt. Dieser Zug wird ihm hoch angerechnet.

Die Oesterreicher scheinen über die Elbe mit allen Hauptkräften zurückgewichen zu sein in der Gegend von Königgrätz. Einige Tage werden wir ihnen Ruhe lassen müssen, um selbst nach so viel Fatiguen etwas zu verschnaufen und unsere Verpflegung zu sichern und zu organisiren; denn das Land bietet so gut als nichts. Es ist ausgesogen von den eigenen Truppen. Morgen wird das Hauptquartier daher hier bleiben, der König nur einen Ausflug nach Miletin machen, um mit dem Kronprinzen zusammen zu treffen. — . . . . "

Daß und aus welchen Gründen es dennoch schon am folgenden Tage zur Schlacht kam, ist bekannt. Mit frohem Herzen konnte Roon am Nachmittage auf dem Schlachtfelde dem langjährigen Kampfgenossen zurufen: „Bismarck, dies-

---

[1]) Der dritte Sohn, war der Gardelandwehr zugeteilt.

[2]) Roon's Schwiegersohn, Eugen von Wißmann, der als Leutnant beim 1. Gardedragonerregiment mitfocht.

mal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgeriſſen!“ [1])

Horitz, 4. Juli 66

„Mein theures Weib! nur wenig Worte. Waldemar ſitzt bei mir, friſch und geſund, hat Helm geſtern nach der Schlacht gleichfalls geſund geſprochen. Unſern kleinen blauen Dragoner habe ich geſtern unmittelbar nach einer glücklichen Attacke, voll Glanz und ſtrahlender Freude auf dem lieben Geſicht geſehen — einen Augenblick nur. Zwar war das Geſchäft noch nicht ganz beendet, aber der Feind war ſchon auf der Flucht; es fielen nur noch einzelne Granaten von drüben [2]).

Die Schlacht war im großartigſten Styl, ca. 200000 M. auf jeder Seite, 1500—1600 Geſchütze muſizierten. Blutige Verluſte auf beiden Seiten laſſen ſich der Zahl nach noch nicht angeben. General Hiller iſt todt, Rittmeiſter v. Bodelſchwingh vom 1. Garde-Dragoner-Regt., die Oberſten v. Obernitz und v. Wietersheim ſchwer bleſſirt, neben vielen, vielen Anderen. Manche Bataillone haben die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. In dieſer Beziehung des Entſetzens genug! — Aber Gott hat uns einen glänzenden Sieg gegeben. Der Feind iſt aus einer außerordentlich ſtarken Stellung nach 12ſtündigem hartem Kampfe herausgeſchlagen mit ſchweren Verluſten, ca. 10000 Gefangene ſind in unſern

---

[1]) Faſt zwanzig Jahre ſpäter, an ſeinem 70. Geburtstage, — als Roon ſchon längſt heimgegangen war —, erinnerte ſich Fürſt Bismarck bei dem Empfange der die Glückwünſche der Armee darbringenden Generale an dieſen Zuruf ſeines Freundes und dieſen wichtigſten Wendepunkt ihres Lebens. Was wäre aus beiden geworden, wenn die Schlacht verloren ward!?

[2]) Die „hiſtoriſchen“ Granaten von Königgrätz, aus deren Bereich der König auf Bismarck's Drängen nur ſchwer zu entfernen war.

Händen, 40 Geschütze, die ihm abgenommen, habe ich selbst gesehen, andere werden noch aufgefunden werden, mehrere Fahnen, ein ungeheures Material an andern Waffen und Fuhrwerk liegt auf dem meilenweiten Schlachtfelde zerstreut [1]). — Die Verwundeten! das Herz blutet, wenn man diese Armee auf dem Felde in Massen liegen sieht und die Unmöglichkeit nicht überwinden kann, die darin liegt, daß man nicht allen sogleich helfen kann. Als ich gestern Abend recht müde hierher ritt, waren unsere Verwundeten meist schon aufgelesen, aber Oesterreicher und Sachsen lagen noch zu Tausenden. Jetzt wird die Thätigkeit unserer Ambulancen wohl auch für sie gesorgt haben. Alle Ortschaften umher sind voll improvisirter Lazarethe, die Johanniter in Verzweiflung, weil sie sich diesen Verhältnissen gegenüber zu schwach fühlen. Gott helfe!

Unsere Truppen haben sich glänzend geschlagen und erwiesen sich als unwiderstehlich. Ueberall, wo sich der König zeigte, jubelndes Hurrah! das nicht enden wollte. Alle Schmerzen und Anstrengungen schienen vergessen. Mit Trommelschlag und Musik ging es brausend weiter. Aber Gott allein sei die Ehre!

Dein treuer A.

Hauptquartier Horic, 5./7. 66

„Gestern nach Schluß meines Briefes bekam das Hauptquartier unerwarteten Besuch von — General Gablenz, der als Parlamentair um Waffenstillstand bat für die augenblicklich keines Widerstandes fähige österreichische Armee; natür-

[1]) Auch im großen Hauptquartier konnte die Größe des Sieges am 4. Juli noch nicht übersehen werden; in Wirklichkeit wurden bekanntlich 19800 Gefangene gemacht und 161 Geschütze, 5 Fahnen, viele Tausend Gewehre ꝛc. erbeutet.

lich unter unannehmbaren Bedingungen und daher, — wie es sich gebührt —, abgelehnt. Die Oesterreicher sind in vollem Rückzuge auf Olmütz, und dieser „Gang nach Olmütz" ist wohl demüthigender als der unsrige vor 16 Jahren. Wir kennen erst seit gestern die Größe ihrer Verluste und unserer Trophäen etwas genauer . . . Die Verluste an Todten und Verwundeten sind auf ihrer Seite sehr erheblich, auf der unserigen leider nicht gering. Aber den verwegenen Versuch, Zahlen für die Verluste anzugeben, will ich nicht machen, bis sie festgestellt sein werden, was allerdings erst in einigen Tagen der Fall sein wird. Denn bisher konnte noch keine Ruhe gegeben werden. Die Armeen sind vielmehr in Bewegung geblieben, um den Oesterreichern immer von Neuem zuzusetzen. Leider wurde die Verfolgung am 3. durch den hereinbrechenden Abend nicht allein, sondern noch mehr durch die Elbe, die im Schutze der Festung Königgrätz von den Feinden passirt wurde, aufgehalten. Hätten wir ihnen ungehindert an den Leib gekonnt, so wäre ihre Niederlage noch entscheidender gewesen. Aber es bleibt dem Kaiser auch ohnedies kaum etwas anderes übrig, als um Frieden zu bitten. Er wird ihn zu erkaufen suchen durch die Abtretung Venetiens, um es mit uns allein zu thun zu haben, aber ich hoffe, wir werden ihn schlagen, auch wenn er seine italienische Armee nach Norden ruft. Gott möge ferner alles gnädig lenken! Ihm die Ehre! Nicht uns! — Der König ist in einer sehr gerührten und gehobenen Stimmung. Als ich gestern früh zu ihm kam, umarmte und küßte er mich. Hiller's Tod hat ihn sehr afficirt. Täglich hört man noch von verwundeten Offizieren. Der arme Prinz Hohenzollern, der jüngste, ist zweimal durch beide Beine geschossen, General Graf Gröben durch die Hüfte; von anderen schrieb ich Dir schon. Die Oesterreicher

haben viele Generale verloren oder schwer verwundet, darunter zwei kommandirende Generale (Festetics und Graf Thun), zwei Erzherzoge (Joseph und Ernst). Andere hat der Kaiser abgesetzt, wie Feldmarschall-Lt. Hennickstein, den Chef des Generalstabes der Armee, Graf Clam-Gallas, den commandirenden General des 1. Armee-Corps, — wie er denn in ähnlicher Weise auch nach den Schlachten von Magenta und Solferino verfuhr, ohne den Schaden gut zu machen. — Genug für heute, ich muß schließen, um zum König zum Thee zu gehen . . ."

Pardubitz, 7. 7. 66.

„Dir und der lieben E. meinen herzlichen Dank für die erquicklichen Zeilen vom 5ten d. — Wir sind gestern hier nach einem Besuch unserer Truppen im Lager vor Königgrätz (Division Zastrow) Abends nach 8 Uhr eingetroffen. Leidliche Unterkunft bei Baron Schuster. Heute früh viel gearbeitet und gesorgt, namentlich in Betreff der Verwundeten, deren Lage zum Theil noch immer eine sehr üble ist. Waren wir auch hinlänglich auf unsere 5—6000 eingerichtet, so doch nicht auf die c. 10000, die der Feind in unseren Händen zurückgelassen hat. Ich rufe und schreibe nach Berlin, aber es nutzt nichts, und unterdeß verkommen die armen Leute. Dazu kommt die Piepmeierei vieler sogen. „freiwilliger Krankenpfleger", die hier vor ungleich schwierigeren Aufgaben stehen als im Schleswig'schen Kriege . . . Die hierher gelangten französischen Vermittelungs-Vorschläge werden unseren Lauf nicht aufhalten. Wir marschiren dennoch nach Wien oder, — wenn der Feind sich entgegen zu stellen noch einmal wagt —, zu einer zweiten Schlacht. Der Entschluß ist zweifellos richtig; Gott wird ihn segnen. — Der König ist sehr ruhig und sicher. Er erzählte mir heute, der Italienische Minister habe das schamlose Anerbieten der

Abtretung Venetiens eine „cochonerie“ genannt. — Morgen rücken wir, d. h. die Gardelandwehr-Division (bei der Arnold steht) in Prag ein. Wir, d. h. das Hauptquartier, werden morgen vielleicht noch hier bleiben, dann der Armee nach Süden folgen. Eine Gelegenheit den Söhnen Lebensmittel zukommen zu lassen habe ich noch nicht finden können.

Deine Unterredung mit Ihrer Majestät soll wohl nur eine Annäherung an dies verhaßte Ministerium bedeuten; ich glaube, es war hohe Zeit, denn es wird nächstens das populärste in Europa sein! „Blut ist ein ganz besonderer Saft“ sagt der Teufel, und auch gute Christen wissen, daß rühmliche Thaten die blinde Menge blenden, die geneigt ist, die Menschen nicht nach ihren Motiven, sondern nach ihren Erfolgen zu beurtheilen. Aber — der Feldjäger will augenblicklich fort. Seid herzlich umarmt von Eurem alten Vater.“

Pardubitz, 8. 7. 66

„Das Ereigniß des heutigen Tages ist das Wiedererscheinen von General Gablenz mit neuen Waffenstillstandsanträgen, welche natürlich, wie das erste Mal, abgelehnt worden sind, obgleich man die Uebergabe der Festungen Josephstadt und Königgrätz angeboten hat. Graf Mensdorff hat die Bedingungen, die vorgeschlagen, von Zwittau datirt, welches nur 8 Meilen von hier und jetzt wohl schon von unsern Vortruppen besetzt worden sein wird. Der König hat Gablenz diesmal gar nicht gesehen, sondern durch Moltke bescheiden lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Unterhandlungen von Oesterreichischer Seite werden wieder aufgenommen werden, da schicklicherweise die Geneigtheit zu einem ehrenvollen Friedensschlusse von uns ausgedrückt worden ist. Mensdorff's Nähe deutet darauf hin, daß man unterhandeln und die Geneigtheit zu einer Conferenz mit

Bismarck anschaulich machen will. Wir aber sind sehr spröde und thun, als merkten wir es nicht. Die französische Vermittelungswolke für eine wetterschwangere zu halten überlassen wir Liebhabern ängstlicher Vorstellungen aus dem Geschlecht derer v. Piepmeier. Ich rechne, daß wir in 14 Tagen mit 130000 Mann vor den Thoren von Wien stehen werden. General Steinmetz hat gestern die nach Olmütz fliehende Kaiserliche Armee einen Augenblick eingeholt, aber sie haben nicht Stand gehalten. Wenn einer à tout prix, selbst auf Kosten der nöthigen Ordnung fortlaufen will, so holt ihn der in Ordnung bleibende Verfolger nicht leicht ein . . . — Wir leben jetzt von der Hand in den Mund, d. h. die regelmäßigen Nachschübe an Lebensmitteln sind nicht mehr möglich, da die nächsten Eisenbahnen noch nicht wieder betriebsfähig; wir nehmen also, was wir finden; wir müssen es, oder verhungern. Es wird daher, um der Willkühr der Einzelnen zu steuern, ordnungsmäßig requirirt von den Bewohnern, was wir brauchen. Das würde Benedek auch gethan haben, wenn er in Preußen eingefallen wäre; du kennst wohl seine schöne Proclamation, die er auf Vorrath gearbeitet hatte und Gottlob so überflüssiger Weise; es sind ganze Ballen davon in unsere Hände gefallen; der arme Mann hat mit seinen schriftstellerischen Versuchen entschiedenes Unglück.

Aber ich muß zum Könige. Wir gehen morgen 5 Meilen weiter nach Süden, nach Hohenmauth, wo ich einst — im Jahre 1841 — auch gewesen bin. Dort werden wir wohl nur eine Nacht schlafen und dann nach Zwittau gehen. Das Weitere findet sich dann . . . ."

Zwittau, 10. 7. 66

„So wären wir denn glücklich in Mähren angelangt. Böhmen ist ein überwundener Standpunkt. Die Oesterr.

Vorposten stehen 1½ Meilen von hier. Brünn ist nur 9, Wien nicht mehr als 24 Meilen von Zwittau. Es soll mich doch wundern, ob wir, — wie wir können —, in 10 Tagen vor der Kaiserstadt stehen werden. Die Demoralisation ist in der Österr. Armee wohl größer als glaublich scheinen könnte. Beim Eintreffen hier fragte mich meine Wirtin freundlich, ob ich wohl sehr müde sei. Übermütig antwortete ich „ja freilich, denn die Kaiserlichen laufen ja so fürchterlich, daß man gar nicht nachkommen kann." Darauf sie: „ach, das ist schrecklich, ach, das ist so schrecklich!" und da erfuhr ich denn weiter, daß die Österreicher am Sonntag, d. i. am 5. Tage nach der Schlacht, hier durchgezogen seien in größerer Stärke, von den Unsrigen verfolgt. Als diese zwei Kanonenschüsse getan, da sei eine so wilde Flucht losgegangen, daß 2 Menschen und mehrere Pferde in dem Gedränge erdrückt worden seien. Am 5. Tage nach der Schlacht! die Nervenerschütterung muß also doch sehr tief gewesen sein. Heute erfuhr ich, daß sie 2 Meilen von hier einige frische Bataillone von Wien her per Eisenbahn bekommen haben. In derselben Weise denken sie sich aus Italien her durch 100000 Mann zu verstärken. Darum müssen wir vorher soviel zerreiben, als wir können. Gestern habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich die freie Stunde dazu benutzte, unseren Söhnen zu schreiben. . . . .

Ich habe nichts dagegen, daß Du verwundete Offiziere in Pflege nimmst, am liebsten näher stehende. — Daß die arme Frau v. Bodelschwingh noch im Zweifel ist über den leider zweifellosen Tod ihres Erstgebornen! Er ist am 3. d. M. an der Spitze seiner Schwadron mit Ehren gefallen. Eine feindliche Granate, so sagte mir, tötete ihn auf der Stelle; soviel ich weiß der einzige Offizier seines Regiments.

Was sagt Eugenie zu ihrem Helden?[1]) Eine leichte Wunde an der Hand. Kann man glücklicher und ehrlicher davon kommen? . . . ."

H.-Qu. Zwittau 11. 7. 66

„Gestern Abend einige Aufregung: man fürchtete einen Oesterr. Ueberfall auf das Hauptquartier Sr. Majestät, natürlich ohne Grund. Morgen in aller Frühe gehts nach Czernahora, 3 Meilen von Brünn, das morgen früh um 10 Uhr von unserer Avantgarde besetzt werden wird. Gott wird dann weiter helfen. Der König leidet noch immer an einem schmerzhaften Herenschuß, ist aber ohne Fieber, schläft gut, hat Appetit. Ich hoffe, daß es bei warmem trockenem Wetter (die Tage vorher regnete es stets) bald wieder gut gehen wird.

Die Leute sind gesund, von meinen Pferden, von denen ich schon zwei verlor, ist aber nicht dasselbe zu rühmen. — Auch hier werden noch fortwährend Rüststücke der fliehenden Oesterreicher eingebracht: gefüllte Munitionswagen, Bataillonswagen, Infanterie- und Artilleriefahrzeuge der verschiedensten Art, die die Fliehenden wahrscheinlich aus Anlaß irgend eines panischen Schreckens haben stehen lassen, um mit den Pferden sich leichter zu retten.

Daß ich gesund bin, sage ich nicht erst, weil es sich, wenn ich nicht klage, von selbst versteht. Die in Berlin grassierende Cholera aber beunruhigt mich Euretwegen. Gott helfe! Unsere Truppen sind am 8. früh in Prag eingerückt und unterwürfig empfanden worden. Die gute Stadt wird uns täglich 100000 Brode, Hafer, Gemüse, Schuhe und Stiefeln u. s. w. liefern, was wir brauchen. Die Eisenbahn

[1]) Gerhard von Thadden, während des Krieges gleichfalls beim 1. Gardedragonerregiment.

von dort hierher ist in unserer Gewalt und von morgen ab im Gebrauch. Die Sache macht sich. Wenn ich nur erst hörte, daß Falckenstein die Reichsarmee geschlagen hätte! — Es ist doch ein schweres Stück Arbeit, so ein Krieg mit ganz Oesterreich und halb Deutschland; der alte Fritz freilich hatte es schwerer, aber wir haben nur junge Fritzen, denen die Schwingen noch wachsen werden . . . ."

Perthes an Roon.

Bonn, d. 6. Juli 1866, Freitag Morgen.

„Der 3. Juli 1866 und die vorangegangenen sieben Tage sind der preußischen Geschichte einverleibt als eine neue Basis und eine neue Kraft für die Zukunft; kein menschlicher Wille, kein Ereigniß kann sie uns wieder entreißen; sie wirken fort in alle kommende Zeit, wie die Schlacht bei Fehrbellin oder bei Roßbach, selbst wenn das Preußische Gebiet keinen Fuß Zuwachs und die Preußische Stellung zu Deutschland kein einziges neues Recht erhalten würde.

Es hat sich, mein lieber, mein trefflicher verehrter Freund heute im Großen wiederholt, was 1864 im Kleinen geschah; so lange unsere Truppen vor Düppel lagen, beachtete Europa die Preußische Diplomatie wenig oder gar nicht: von Morgens 10 Uhr 10 Minuten des 18. April an stand Europa vor der Preußischen Diplomatie mit dem Hut in der Hand und höchst verbindlicher Miene.

Oestreich umgekehrt hat vom Dienstag den 26. Juni bis Dienstag den 3. Juli 1866 einen Stoß in seiner europäischen Stellung und in seiner inneren Stellung erhalten, wie ihm weder die Abtretung eines Königreiches oder die Aufgabe der Bundespräsidialschaft hätte beibringen können; an einem Tage das Maul und am anderen Tage die Hose

voll haben, das hält kein Mensch, nicht einmal ein Östreicher oder das östreichische Kaiserreich aus.

Ja wohl, wir haben allen Grund Gott dem Herrn auf unseren Knieen heißen Dank zu bringen und wollten und könnten wir Alle es nur heißer, als wir es thun, aber Gott zu danken, um des Dankes gegen die Menschen, die Gottes Diener in diesen letzten schweren Jahren waren, überhoben zu sein, ist armselige Dummheit oder nichtswürdige Lüge; wer heute kein Hoch hat für seinen König und kein Hurrah für seinen Kriegminister, der ist und bleibt ein Lump und hat gar kein Recht Gott zu danken; ohne König Wilhelm und Minister Roon keine Armee, wie wir sie haben, und ohne solche Armee kein Tag von Sadowa; wir haben denn auch am 4. Mittags an unserem kleinen Tische unserem Könige und unserem Kriegsminister und unseren lieben Soldaten in funkelndem Rüdesheimer unseren Dank gebracht, während unsere schwarz-weißen Flaggen lustig wehten, und Abends haben wir Lichter an die Fenster gestellt, so viele das Haus nur hatte; ich war eilig mit dem Allen, denn die Gewalt der Stunde hat mein Leibesgerüste in allen Fugen erschüttert, und ich mußte mich flüchten, um nicht vor Frau und Kindern den Gießbach sehen zu lassen, den allein noch die Freude in dem kranken Körper als einzige Kraftäußerung hervorbringen konnte; einige Stunden glaubte ich den letzten starken Eindruck erhalten zu haben, den mir das irdische Leben bringen könne, aber ich bin noch da und kann noch das — betrachten, was Andere tun!

Welch rasende Eile hat die Zeit! Jeder wußte, daß die Franzosen und deren Kaiser sich hinein schieben würden in die Kämpfe der Deutschen, aber Niemand ahnte, daß schon siebenzehn Tage nach dem ersten Schusse Napoleon fürchten werde, daß Preußen aus einem Monde der französischen Sonne

selbst zur Sonne werden würde, wenn Napoleon nicht im Stande sei zur rechten Zeit, d. h. sogleich eine Mondfinsterniß zu veranstalten. Gott gebe dem Grafen B. die Kraft, deren Wurzel das Gebet, deren Kennzeichen die Ruhe, deren Ziel das Erreichbare und deren Bundesgenosse nicht die Revolution ist.

Und unsere Söhne! die Ihrigen, die Unsrigen! hat Gott sie bewahrt?"

Roon an Perthes.

Zwittau, den 11. Juli 1866

Mein theurer Freund!

Herzlichen Dank! Ihr freundlicher, lieber Brief hat wirklich den Weg nach Mähren gefunden, in dessen Luft ich seit gestern athme. Ich kann Ihnen nicht, wie ich fürchte, plaudernd antworten, denn es ist gleich 10 Uhr und morgen früh muß ich um 5 Uhr heraus. Aber ich wollte Ihnen gleich antworten, um Ihnen zu sagen, daß das 7. Jäger-Bataillon bisher keinen Verwundeten hat und sodann, daß das 8. Pionierbataillon seit heute keinen Portepeefähnrich Perthes mehr besitzt, sondern die 3. Ingenieurinspektion einen außeretatsmäßigen Secondeleutenant dieses ehrenwerthen Namens. — R . . . . steht heute in der Gegend von Iglau und rückt morgen gegen Brünn vor, wie wir andern auch, denn ich hoffe übermorgen dort zu schlafen, drei Märsche von Wien! Die, wie es scheint, aus unsrer Königgrätzer Umarmung zertrümmert und fast zerbröckelt hervorgegangene Benedek'sche Armee leistet nirgend mehr Widerstand, zieht sich theils unter die Kanonen von Olmütz, theils über Brünn gegen Wien und zwar so schnell zurück, daß es unmöglich ist, sie einzuholen für Truppen, die geordnet marschieren. Am 5. Tage nach der Schlacht durchzogen sie schon

diese Stadt, und als unsre Avantgarde zwei Kanonenschüsse auf sie that, entstand, — so erzählen hiesige Einwohner —, eine solche wilde Flucht, daß Menschen und Pferde in den engen Straßen todt gedrückt wurden. Vor den Thoren wurde heute noch ein zahlreicher Fuhrwerkspark aufgefunden, dessen Bedeckung die Stränge zerschnitten und mit den Pferden zum Teufel geritten war. Einigermaßen geordnet sind wohl nur die Kavallerie und teilweise die Artillerie, aber von 560 Geschützen, die die Benedek'sche Armee besaß, sind 200 ca. in unsern Händen, während wir nur drei Geschütze durch Demontiren verloren haben. Trotz alledem kann es doch, selbst noch vor Wien zu einem nochmaligen Zusammenstoß kommen. Ich muß ihn wünschen, um alles zu vollenden, bevor die Südarmee sich einmengen kann. Ist aber die Nordarmee zuvor zerrieben, so wollen wir mit den Siegern von Custozza mit Gottes Hilfe auch schon fertig werden. . . .

. . . . Daß eine unsrer Seitendivisionen am 8. früh in Prag eingerückt ist, werden Sie schon aus den Zeitungen wissen. Möchten wir bald erfahren, daß wir siegend den Main überschritten haben. — Inzwischen dürfen wir nicht aufhören zu organisiren und nachzuschieben. Bei Leipzig wird jetzt ein zweites Reservecorps aufgestellt, um auf Hof zu marschiren. Sachsen wird von unsern Landwehren neu besetzt, während die bisherige Besatzung nach Böhmen rückt, wohin auch zur Bewachung unsrer Verbindungslinien ca. 20 andre Landwehrbataillons vorgeschoben werden. Es ist wahr, großartiger hat Preußen nie einen Krieg geführt. Mehr als ein $^1/_{40}$ seiner Bevölkerung ist in Waffen und in Feindes Land. Es galt und es gilt nicht bloß die bisherige, sondern die ganze zukünftige Existenz des engeren wie des weiteren Vaterlandes, und es ist Gottlob gelungen die Minorennität des Willens und das erste faule Stroh des

politischen Philisteriums zu hellem Wallen und Flammen anzuzünden, und ich hoffe, es wird auch gelingen sich daran zu wärmen und zu erquicken.

Wohl möchte ich Ihnen noch ein Wort von dem entscheidenden Dienstag, dem 3. sagen, von seinen Sorgen, seinem Grauen und Entsetzen und seinen müden Jubelstunden, wie fände ich aber in meinem Dintenfaß die Worte dafür! So wie ich in der Schlacht wesentlich vielleicht allein durch ein stilles Herzensgebet in der kritischen Stunde mitgewirkt, so habe ich auch jetzt vorzugsweise nur Dank und Jubel in der Seele. Ja, Gott sei gepriesen, der uns den Sieg gegeben hat über dieses stolze, kaiserliche Heer und dessen großmäulige Führer! Ihm sei Lob, daß er uns bescheiden erhalten, ernst und selbstbewußt, eingedenk der eben so hohen als schweren Aufgaben, dem Vaterlande umgestaltend edle Ziele zu stecken und so viel Erbärmlichkeit auszukehren! Darin wird uns auch die Arglist des westlichen Nachbarn nicht beirren. Wir können untergehen in neuen Kämpfen mit neuen Feinden, — wenn's Gott will —, aber aufgeben werden, dürfen und können wir uns nicht. Aber damit sei alles Fernere Gott dem Herrn anheimgestellt. Er lenkt die Dinge nach seinem Gefallen, giebt ihnen Glanz und Farbe und läßt sie verblassen. Was ist z. B. heute die holsteinische Frage, was selbst noch der sogenannte innere Konflikt? — Aber ich muß mich loßreißen.

Gott mit uns! Tausend heiße Grüße

Ihr

Roon.

An die Gemahlin.

H.-Qu. Czernahora, 13. 7. 66

„Nur wenige Worte, Geliebte, denn in einer Stunde geht's nach Brünn, das seit gestern früh von unserer Avant-

garde besetzt ist. Wir sind gestern hier auf dem Schloß des Grafen Brieß, 3 Meilen von Brünn, sehr spät angekommen. Benedetti war in Zwittau angekommen, will Waffenstillstand unterhandeln, wird uns heute nach Brünn begleiten, wohin ein Oesterreichischer Bevollmächtigter beschieden ist. Wir haben harte Bedingungen gestellt, aber ich glaube sie werden angenommen werden, denn die Desorganisation der Oesterreichischen Armee dauert nach allen Nachrichten fort. . . . .

Dem König geht es, nach Lauer's Aussage, besser; ich fand ihn gestern angegriffen und beunruhigt durch die französische Einmischung. Bismarck ist dies nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir müssen freilich nicht zu unbescheiden sein, sonst greift der Brand weiter, und wir sind durch die gemachten Anstrengungen in kurzer Zeit auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch, der Verbrauch der Mittel war zu rapide. Aber in wenigen Wochen können wir uns wieder so stark auf die Beine stellen, als zuvor. Gott helfe zum Besten, sei es Friede, sei es Fortsetzung des Krieges.

Benedetti erinnerte mich an einen Diner-Disput, in dem er Zweifel an unserer Kriegsorganisation geäußert, und nahm sie feierlich zurück . . ."

H.-Qu. Brünn, 15. 7. 66

„Neue Eindrücke müssen verarbeitet werden . . ., daher ich gestern nicht schrieb . . Wir langten hier gestern gegen 2 Uhr an. Man hat mich in die verlassenen, schönen Räume des entflohenen Polizei-Direktors einquartirt, etwas weit vom Könige, sonst bin ich damit zufrieden. Die Bevölkerung ist friedlich und äußerlich freundlich. Der Bürgermeister Dr. Giskra, der bekannte Oppositionsmann aus dem Wiener Abgeordnetenhause, ist die Zuvorkommenheit selbst; es ist klug von ihm. Die ihm auferlegte Last ist nicht klein. Die

Stadt mit c. 60000 Einw. hatte gestern und vorgestern c. 45000 M. Einquartirung. Heute sind 2 Divisionen abgerückt auf der Wiener Straße. Benedetti's Unterhandlungsversuche scheitern an dem Widerstande des Kaisers Franz Joseph; es scheint, er will seinen Untergang, wenigstens will er das Schicksal der Waffen noch einmal versuchen, und es ist vielleicht am besten so. Gott weiß es! Jedenfalls werden wir nach einer neuen glücklichen Entscheidung keine Rücksichten ferner zu nehmen haben. Fiele sie aber gegen uns aus, was Gott in Gnaden verhüte, so werden wir hoffentlich noch immer günstig genug stehen, um einen unehrenhaften Frieden verhindern zu können. Aber unsere Chancen stehen gut. Unsere Armee hat wenig gelitten und ist in gehobener, trefflicher Stimmung. Und wir verlassen uns auf unseren Herrgott, der uns ferner beistehen und unsere gerechte Sache zu einem glücklichen Ende führen wird. Vor einer Stunde bin ich vom Feldgottesdienst der 5. Division heimgekehrt, dem der König beiwohnte. Er war äußerst erbaulich; ich glaube, Ebert hieß der Geistliche. Die andern beiden Divisionen, die heute marschiren müssen, haben gestern, Sonntag, ihren Gottesdienst gehabt.

Vorgestern sah ich Böger, der mir gute Nachrichten von Waldemar brachte und viele Grüße für Euch auftrug. Er war mit seinem kommandirenden General auf ein paar Stunden hereingekommen und fuhr nach Eibenschütz zurück, 3 Meilen von hier. Wenn Waldemar gekonnt hätte, wäre er wohl gestern hereingekommen, aber sie sind auch aufgebrochen . . . . .

Unsere Verluste am 3., — das ergeben die nun allmählig eingehenden Verlustlisten —, sind zwar erheblich genug, aber viel geringer als früher angenommen wurde; dagegen sind die Verluste, die wir in den vorangegangenen Gefechten

erlitten haben, mindestens ebenso hoch zu veranschlagen, als für die Schlacht bei Königgrätz. . . . . "

Brünn, 17. 7. 66

„Wie freue ich mich der Befriedigung über Deine mildherzige Thätigkeit![1]) Ja, es ist berechtigt sich dessen zu freuen, was man schafft und leistet, so zu freuen, daß man Gott die Ehre läßt und sich nicht über die Brüder auf ein Piedestal zum Anbeten stellt. Ich bitte und vertraue, daß Gott Dich bei Deinem Mühen und Streben unterstützen und erhalten wolle, wiewohl ich, wegen der heimtückischen Cholera, nicht ganz außer Sorge für Euch bin. . .

Daß das 1. Armeekorps vorgestern bei Tobitschau den verfolgten Oesterreichern wieder 16 Kanonen, mit einem Verlust von nur 5 Verwundeten, genommen, — beweist von Neuem die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee. Man nimmt hier an, daß sich diese nur theilweise nach Wien zurückgezogen, da wir die Eisenbahn zwischen Olmütz und Lundenburg zerstört und besetzt haben seit vorgestern und damit den ersten Fuß auf ungarischen Boden setzten. Die geschlagene Armee wird sich größtentheils wohl nach Preßburg und Comorn zurückgezogen haben, so daß wir bei Wien nur Theile der geschlagenen Nord-Armee und der italienischen Armee finden dürften. Diese werden sich in den Verschanzungen von Wien uns gegenüberstellen, und da wird also voraussichtlich noch mancher brave Mann bluten und fallen.

Seit gestern Nachmittag hat Bismarck plötzlich wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten würde. Ich hatte gehofft, er würde sich

[1]) In den Baracken und Lazaretten in und bei Berlin.

während des Feldzuges eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven aufhülfe, aber er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er den halben Tag verschläft. — Vom Main haben wir heut früh Nachricht von einem glücklichen Gefecht (bei Laufach) gegen die Darm-Hessen. Falckenstein ist in Aschaffenburg und scheint sich jetzt gegen Frankfurt und das 8te Bundescorps unter Prinz Alexander von Hessen wenden zu wollen. Uebrigens ist er abgerufen, zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt und durch Manteuffel im Ober-Commando ersetzt worden — zweifle sehr an seiner Freude darüber [1]). Von der Waffenstillstandsfrage ist es wieder ganz stille. Es wäre, soll etwas daraus werden, hohe Zeit; denn stehen wir einmal vor Wien, so müssen wir auch hinein.

In Italien geschieht immer nichts; Graf Barral war einige Tage hier, um den Waffenstillstandsabschluß zu verhindern. Er ist heute nach Berlin zurückgekehrt. Benedetti hat uns vorgestern verlassen, um über Wien nach Paris zu gehen. Heute rücken Garde-Truppen hier ein . . ."

H.-Qu. Nikolsburg, 19. 7. 66

„ . . . Gestern Abend sind wir hier auf einem Schlosse des Grafen Mensdorf oder vielmehr seiner Frau angelangt, das zur Hälfte wüst und unbewohnbar, übrigens aber fürstlich angelegt und eingerichtet ist. Ich bin ziemlich bequem und isolirt in einer Verwalter-Wohnung des Vorhauses eta-

[1]) Wie tief erschüttert General Falckenstein durch diese Abberufung wurde, das brachte er u. a. zum Ausdruck in einem ausführlichen Schreiben (datiert Münster, 21. Juli) an Roon, in welchem er „vertrauensvoll sein Herz ausschüttete" und sich über Manteuffel sehr bitter äußerte.

blirt, weil das Hofgesinde . . . jeden Vorwand benutzt, um sich breit zu machen. Ich habe übrigens, was ein bescheidener Mann braucht, und fände es unter mir, gegen solche Anmaßungen zu reklamiren. —

Wie freue ich mich der innerlichen Befriedigung, die Dir und Euch lieben Weibsen allen aus der Ausübung Eures schönen Berufes erwächst! . . .

. . . Benedetti ist wieder hier, direkt aus Paris. Ich glaube aber, daß uns Napoleons Neutralität nicht verloren gehen wird. Deßwegen rechne ich aber noch keineswegs auf einen schnellen Frieden. Kaiser Franz Joseph hat, — so scheint es —, Venetien verschenkt, aber die französische Allianz nicht damit erkauft. Wollte er, in der Rechnung hierauf, den Krieg fortsetzen, sonst aber *nicht*: so werden wir Frieden haben, natürlich vorzugsweise auf Kosten der deutschen Alliirten Oesterreichs. Aber die Wiener Verhältnisse sind unberechenbar. Wer weiß, was dort schließlich den Ausschlag geben wird! Wie unbequem, daß Bismarck seit 3 Tagen wieder an seinem nervösen Bein-Rheumatismus leidet. Auch er hat übrigens gestern 1 Reitpferd verloren und das zweite ist stocklahm. Freilich ist das heute eine große Nebensache . . .

. . . *Später*. Hier sieht's etwas kraus infolge der Benedetti'schen Vorschläge, aber es ist Niemand graulich, am wenigsten der König. —" Roon konnte dem Könige damals mit gutem Grunde melden, daß die *Mittel* zur Fortsetzung des Krieges vorhanden seien, *wenn die Politik es verlange*; und zwar nötigenfalls auf zwei Fronten; „da wir Dank der Reorganisation fast 700000 Mann unter den Waffen hätten, könnten wir früher als die Franzosen mit 2—300000 Mann operationsfähig am Rheine stehen." —

H.-Qu. Nikolsburg, 22. 7. 66

„ . . . Die Armee'n sind Wien gegenüber jetzt dicht aufgeschlossen, so daß wir wohl von hier auch noch vorwärts gehen würden, wären die Unterhandlungen nicht im Gange, die Waffenstillstand und Frieden in nahe, wenngleich noch dunkle Aussicht stellen. Davon nachher! — Getrennt von den Haupt-Armee'n steht das 1te Armee-Corps unter Bonin bei Proßnitz zur Beobachtung von Olmütz, und die 8te Division, die heute, unterstützt von der 7ten, eine kühne Unternehmung auf Preßburg versucht. Möchte sie gelingen, aber sie ist gewagt. Gelingt sie aber heute nicht, so wird wohl überhaupt nichts daraus. Ich schrieb Dir schon, daß Benedetti wieder hier ist, um Friedenswege zu eröffnen. Gestern nun, während ich mit dem Könige nach Eisgrub, einem zauberschönen Landsitze des Fürsten Liechtenstein (jetzt Hauptquartier des Kronprinzen) gefahren war, ist eine Depesche des Herzogs von Grammont, französischen Botschafters in Wien, eingegangen, in welcher eine 5tägige Enthaltung von Feindseligkeiten vorgeschlagen wird, damit die Italienische Regierung die nöthige Frist gewinne, um sich über den ihr proponirten Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes zu äußern. Da Napoleon zu diesem Zwecke Plonplon zu Victor Emanuel geschickt hat, so zweifeln die Diplomaten kaum, daß die Ital. Regierung ihre Einwilligung geben werde. Dies vorausgesetzt, würde es sich freilich immer noch fragen, ob eine Verständigung über die militärischen Vorbedingungen eines Waffenstillstandes und wenn ja, über die demselben zu Grunde zu legenden Friedens-Präliminarien zu Stande kommt. Träfe das Alles zu, woran ich noch einige wohlbegründete Zweifel hege, so würde der König wahrscheinlich in 8 Tagen etwa wieder in Berlin sein können mitsammt seinen Ministern, um die Kammern zu eröffnen — nach nur 4wöchentlicher

Abwesenheit. Man kann seine Geschäfte kaum prompter erledigen, noch dazu mit fast 70 Jahren. Freilich! welche Riesenarbeit liegt noch vor uns, um diesen Geschäften einen befriedigenden Abschluß zu geben! — — — Noch andere gewichtige Sorgen habe ich, vornehmlich über den Gesundheitszustand der Armee, noch mehr über ihre Verpflegung. In der 2ten Armee hat sich leider seit einigen Tagen die Cholera gezeigt. Man sprach gestern von 40 Fällen, worunter 5 tödtliche. Die Beschaffung der Mund-Vorräthe war schon in den letzten Tagen etwas zweifelhaft. Jetzt, wo wir wenigstens wieder über eine Eisenbahn vollständig disponiren, werden wir, hoffe ich, über den Berg sein. General Bronsart, der General-Intendant, dem alle diese Dinge obliegen, ist noch nicht bei der Armee eingetroffen, ich weiß nicht, wo er ist, und muß statt seiner sorgen[1]).

Nachmittags. Er ist aufgefunden! Graf Pückler, der heute früh angekommen, ist mit ihm bis Brünn gereiset, wo er Anker geworfen. — Vor Tafel erfuhr ich, daß heute hier ankommen werden aus Wien: Graf Karolyi, Graf Degenfeld (der ehemalige Kriegsminister) und Herr v. Brenner, ein Diplomat der ehemaligen Oesterr. Gesandtschaft in Berlin . . . Leider ist der König wieder unwohl und von einer Cholerine, die er sich vielleicht gestern bei der Fahrt nach Eisgrub in stürmischem Regenwetter zugezogen, sehr angegriffen. Ich habe zwar meinen gewöhnlichen Vortrag gehabt, aber zur Tafel ist der Herr nicht erschienen . . ."

---

[1]) Die Abreise des Generals v. Bronsart von Berlin hatte sich ohne seine Schuld verzögert. Später klärte sich das auf, sowie auch, daß wegen dringender dienstlicher Geschäfte auf der Etappenlinie der Armee und unterbrochener Verbindungen B.'s Weiterreise aufgehalten worden war.

Perthes an Roon.

Bonn, den 18. Juli 1866

„Mancher Mensch kann nur sehr wenig, das weiß ich nur zu gut, mein lieber und verehrter Freund, aber mancher Mensch kann doch auch recht viel, z. B. wenn ein General der Infanterie, der Rath und That, Gefahr und Entbehrung, Siegesstolz und Dankesdemuth mit seinem Könige theilt, wenn ein Kriegsminister, der auch mit zugehaltenem Ohre von jedem neuen Marschquartier der vorwärts eilenden Armee den Zuruf hören muß: Mann, da hast Du die Genugthuung für manche schwere Stunde manchen schweren Jahres, wenn ein solcher Mann Abends in Mähren nach des Tages Mühen des preßhaften Professors gedenkt und nicht allein seiner gedenkt, sondern auch ihm schreibt und von seinen Söhnen gute Nachricht giebt, so ist das wirklich recht sehr viel und wird nicht grade sehr oft in Mähren vorgekommen sein, wie denn freilich wohl auch noch nie ein preußischer Fähnrich seinem Könige für ein aus Mähren datirtes Offizierpatent zu danken hatte[1]).

Ihr Brief vom 11. hat eine Wirkung gehabt, an welche Sie selbst wohl schwerlich gedacht. Seit dem 4. Juli Mittags, der Stunde, in welcher wir die Siegesnachricht erhielten, fühlte ich zum ersten Mal, so lange ich Sie kenne, mich Ihnen gegenüber scheu und fast entfremdet; die Entfernung zwischen dem Manne, der die volle Aerndte jetzt hält von der Saat, die er vor Jahren ausgestreut und seit Jahren geschützt und gepflegt hatte und mir, der ich nichts zu ärndten habe, nichts mehr kann, nicht einmal das noch kann, was ich doch könnte, war gar zu groß geworden; das Verhältniß zu Ihnen, an sich schon seltsam und selten genug, schien

[1]) Bezieht sich auf einen damals zum Offizier beförderten Sohn des Professor Perthes.

mir die Möglichkeit längerer Dauer verloren zu haben; nun ist Ihr Brief angelangt, und ich sehe wieder nur das alte, wohlbekannte Gesicht, nicht mehr die dicken Generalepaulettes und nicht mehr die gewonnenen Gefechte und die große Schlacht und kann wieder unbefangen dem Freunde danken für die Nachrichten, die er über meine beiden Söhne gab.

Ich hatte fast Neigung Ihnen einiges Politische zu schreiben, aber in diesem Augenblick fließt die Tinte nicht; verzeihen Sie diese Zeilen und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken. Ihr P.

Roon an Perthes.

H.-Q. Nicolsburg, den 22. Juli 1866

Mein theurer, lieber Freund!

Was sind Sie doch für ein „wunderlicher Heiliger"! Ich lese in Ihrem, zu meiner großen und herzlichsten Freude heute empfangenem Schreiben vom 18. d. M., daß Sie immer von neuem Ihrer alten Neigung zu unbegründetem Bewundern nachgeben und Ihrem — leider nicht „bestem", aber kann doch wohl sagen „nächstem Freunde" immer wieder unverdiente Lobsprüche in den grauen Bart werfen. Wenn Sie, wie ich, wüßten, wie viel Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten — eigene wie fremde — an den großen Erfolgen haften, die die Welt anstaunt: wahrlich Ihre Bewunderung würde eher zur Verwunderung werden; Sie würden sich darauf beschränken, Gott zu preisen für unverdiente Gnade, und nicht irgend einen armen Menschen, der sich in seinen besten Stunden doch nur als ein schwaches, gebrechliches Werkzeug in des Herrn Hand fühlt. Wenn Sie aber gar vor Eingang meines letzten Briefes — wie Sie sagen — Scheu und Entfremdung vor dem Stümper fühlten und im Begriff standen, sich von ihm zurückzuziehen,

ob seiner — illusorischen Höhe, so mußte ich wahrhaftig nicht lächeln, sondern lachen. — Nun, glücklicher Weise haben Sie die alte Unbefangenheit doch wieder gefunden, um sie für immer zu konserviren. . . . . .

Der Tod Ihres lieben Neffen . . . . . betrübt mich herzlich, wie so mancher andre Fall, der mir aus dem weiten Kreise meiner zahlreichen Bekannten mitgetheilt worden; namentlich schmerzt mich der Heimgang junger Männer immer viel mehr, als der von älteren, und ich habe mir noch keine Rechenschaft über das Warum geben können. Für christliche Eltern ist ja Trost vorhanden, aber weh thut's doch! — Seit dem 18. ist das Hauptquartier Sr. Majestät von Brünn nach hierher gelangt auf ein dem Grafen Mensdorff gehöriges stolzes, altes Schloß, das in seinen Dimensionen wie in seiner beherrschenden Lage, in seiner alten Pracht, neben überwiegender Verfallenheit oder vielmehr Unausgebautheit und Nichtvollendung als ein wahres Prototyp des Kaiserstaats erscheint. Das Drama dieses denkwürdigen Krieges wird vielleicht hier zum Abschluß gelangen. Nachdem Kaiser Franz Joseph infolge der französischen Vermittelung sich bereit erklärt, aus dem Bunde zu scheiden und Preußen gewähren zu lassen in Deutschland, ist eine annehmbare Basis für Verhandlungen gewonnen. Demgemäß ist heute früh für 5 Tage eine Enthaltung von Feindseligkeiten verabredet worden und eine Demarkationslinie, welche Wien auf 3 Meilen umschließt und bis vor die Thore von Preßburg reicht. Innerhalb dieser 5 Tage wird sich das von Plonplon bearbeitete, zu Land und Meer unglücklich operirende Italien über die Statthaftigkeit von Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen erklären können. Inzwischen sind aber heute gegen Abend ganz unerwartet Graf Karolyi und Graf Degenfeldt (der frühere österreichische

Kriegsminister) hier angekommen; ich weiß nicht weshalb, glaube aber zur Besprechung von Präliminarien. Bism. wird sie um 8 Uhr, d. i. in diesem Augenblick empfangen. Man hört, daß in Wien die Abtretung Venetiens und die Vermittelung Nap.'s als neue Mißgriffe erkannt und bedauert werden, daß man endlich begriffen, wie eine Verständigung mit Preußen allen übrigen Auskunftsmitteln vorzuziehen sei, und daß man in dieser Richtung zu jedem Opfer, auch zur Aufopferung der verführten Alliirten bereit sei. Morgen werde ich den Grund oder Ungrund dieser Annahme berichten können.

Montag, den 23. Ich hatte recht mit meiner Vermuthung. Die Verhandlungen haben begonnen und hat man nur schüchterne Bitten allein für Sachsen. In wenigen Tagen, vielleicht Ende des Monats, wird der sanfte „Friedensmarsch heimwärts blasen". — „Der Soldat steigt ab, der Bauer spannt ein" — dennoch wird's nicht „bald wieder das Alte sein", denn es muß sich viel Neues gebären. Ein Feldzug von 4 Wochen mit allem Effekt! Eine promptere Geschäftserledigung kann man doch von alten Männern nicht beanspruchen. Aber Gott sei die Ehre! Ihm, der Wollen und Vollbringen giebt! Man lebt rasch in dieser unserer Zeit. Zwischen Mollwitz und Hubertsburg lagen 23 Jahre. Und wenn wir heute in 23 Tagen mehr erreichten, so muß der Herr der Heerschaaren dabei seine besonderen Absichten haben.

Mit vielen herzlichen Grüßen für Sie und die Ihren.

Ihr

R.

An die Gemahlin.

H.-Qu. Nikolsburg, 25. 7. 66

„. . . Leider macht die Cholera auch in der Armee bedenkliche Fortschritte. Gott halte seine Gnadenhand über uns,

denn wir können uns gegen diesen Feind nicht schützen. Bessere Quartiere und ausreichendere Verpflegung stehen mit den sich mehrenden Friedens-Aussichten wohl zu erwarten; ein absoluter Schutz gegen die Seuche ist aber davon nicht zu hoffen.

Friedens-Aussichten! Die am 22ten d. Mittags begonnene Waffenruhe läuft am 27ten Mittags ab. Vor Beginn derselben machte General v. Franseckỳ mit zwei Divisionen am 22. früh noch einen Versuch auf Preßburg, der wohl geglückt sein würde, wenn nicht Punkt 12 die Einstellung der Feindseligkeiten hätte erfolgen müssen. Der Übereinkunft ungeachtet überfielen am Nachmittage desselben Tages 2 Sächsische Schwadronen eine Preußische Ulanen-Schwadron. Der Schaden war mäßig durch die Partheinahme der Ungarischen Bauern für uns; die Sachsen hatten wohl von der Waffenruhe nichts gewußt.

Am 23. war hier eine Conferenz mit Karolyi und Graf Degenfeld, in welcher man sich über sehr günstige Friedensbedingungen verständigte; der König war gleichwohl nicht ganz befriedigt; Niemand wird uns Schwachheit und Neigung für einen „faulen Frieden" Schuld geben mögen; der Herr hat aber, wiewohl keine Passion für die Fortsetzung des Krieges, einen solchen Respekt vor „faulem Frieden", daß er immer noch ein bischen mehr verlangt, als billig und möglich. Gestern waren die Oesterreichischen Bevollmächtigten bei der Königlichen Tafel; ich hätte nicht an ihrer Stelle sein mögen. Der berüchtigte „Gang nach Olmütz" kann als Vergnügungs-Parthie daneben gelten. Der alte Graf Degenfeld — der frühere Kriegsminister — mein Tischnachbar, eine aufrichtige Soldatennatur, hatte starke Ausdrücke über die Veranlasser des Krieges und den Verfall der österr. Armee. Bis gestern Abend hatten die Oesterreichischen Herrn noch

keine Vollmacht aus Wien zum Abschluß auf unsere Bedingungen erhalten. Als ich von einem Spaziergange heimkehrte, kam mir Moltke mit der Nachricht entgegen: „Pfordten ist hier angekommen und hat sich bei Bismarck, der ausgefahren, melden lassen.“ Wir waren darin einig, daß dieser ungebetene Friedenssucher abgewiesen werden müßte; erst müßten wir uns mit Oesterreich verständigt haben, bevor wir uns mit den Kleinen abgäben. Ich hoffe Bismarck wird dieselbe Ansicht haben. Es ist ein kritischer, welthistorischer Moment, den wir jetzt durchleben. Gott gebe ferner helle Augen und feste Herzen! Nach meinem Wunsche müßten wir jetzt mit Wien auf unsere Bedingungen schnell zum Abschluß kommen, Pfordten weggeschickt werden, der König nach Berlin eilen, die Kammern in Person eröffnen und dann zur Main-Armee gehen, um auch dort den Dingen einen glorreichen Abschluß zu geben. Aber ach! an unnöthigen Frictionen ist kein Mangel. Die überstandene Arbeitsthätigkeit und die Mannigfaltigkeit der Eindrücke der letzteren haben die maaßgebenden Nervensysteme — wie das meinige — dermaßen überreizt, daß es bald hie, bald da lichterloh zum Dachstübchen hinausbrennt, und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer herzueilen muß. Das habe ich auch heute wieder mit einigem Erfolg gethan; Gott helfe, daß mein Löschen vorhält! — Ich bin begierig zu erfahren, ob die Oesterr. Commissarien heute endlich Vollmacht zum Abschluß der Präliminarien erhalten haben. Wenn nicht, so würde ich annehmen müssen, daß man uns nur hinhalten und Zeit gewinnen will, daß wir also übermorgen von Neuem losschlagen müssen.

Nachmittags. Wenn man einander nicht traut, dann ist die Verständigung schwer. Wer weiß also, ob der Friede zu Stande kommt. Und übermorgen sollen die Feind-

seligkeiten wieder angehen, wenn bis dahin keine Basis gewonnen. Hier ist Alles aufs äußerste gespannt. Es heißt Geduld und Ergebung in Gottes Willen.

Aber ich will ein wenig hinaus in's Freie und umarme Dich und die liebe Elisabeth[1]) eiligst, doch zärtlichst!

Dein alter A.

H.-Q. Nikolsburg, 26. 7. 66

„Der Horizont klärt sich weiter auf. Die Oesterr. Bevollmächtigten haben so eben die von uns diktirten Friedenspräliminarien unterzeichnet. Der Krieg ist daher hier wohl zu Ende. Ich hoffe, wir kehren nun unmittelbar nach Berlin zurück, wo freilich ungeheure Arbeiten meiner warten. Gott sei gepriesen, der Alles so über Hoffen und Erwarten gnädig hinausführt! Die Kriegskosten werden unsere Gegner solidarisch bezahlen. Mit Oesterreichs Einfluß in Deutschland ist's zu Ende. Preußen wird mit einem Zuwachs von 4¼ Mill. Menschen wirklich eine Großmacht; es wird außerdem über die gesammten Militär-Kräfte von ganz Norddeutschland verfügen. Wer das einen „faulen Frieden" nennt, muß selbst faul im Kopfe oder im Herzen sein. Und das Alles ist erreicht in wenig Tagen.

Gott der Herr hat Großes mit uns vor. Darum wollen wir Sein Volk sein und immer mehr werden. Dies ist vielleicht der letzte Brief aus diesem Lande. Aber sage Niemand von der nahe bevorstehenden Ankunft, denn alle Ovationen sind mir verhaßt, und entsprechen meinen Gefühlen durchaus nicht. Ueberdies kann sich die Abreise auch noch verzögern, denn wer weiß, was noch dazwischen kommt . . .

---

[1]) Roon's älteste Tochter.

Ja, auch ich träume von einem ruhigen Lebens-Abend, auf den ich wohl gerechten Anspruch machen könnte, doch wie Gott will!

Grüß' mir meine E. und den alten Bernhard[1]). Sein gerechter Schmerz wird jetzt wohl gemildert werden, da auch das 2. Reserve-Corps wohl schwerlich noch zum Lorbeer-Sammeln gelangen wird."

H.-Qu. Nikolsburg, 28. 7. 66

„. . . Die Rückkunft nach Berlin wird sich wohl noch bis zum 4. k. M. verzögern. Der König will erst nach dem 3. dort eintreffen, um nicht am Geburtstage seines seligen Herrn Vaters in das Empfangs- und Residenz-Geräusch verwickelt zu werden. Es war ihm auch nicht genehm, daß ich vorher zurückginge, so sehr meine Arbeiten es auch wünschen lassen. Die Friedens-Präliminarien sind indeß heute unterzeichnet[2]) worden in unserer Gegenwart. Als er dies vollbracht, sprang der Herr auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er diesem und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz des Hohenzollern verlieh. Alle Welt gratuliert und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — Dir sei es gestanden aber nur Dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht gewesen. Übrigens ist dieses ganze, auf die menschliche Eitelkeit berechnete Ordenswesen ein großes, wiewohl — sowie die Welt ist — un-

[1]) Roon's zweiter Sohn, der bei der Gardeartillerie stand, aber bei der Ersatzabteilung geblieben, den Krieg nicht hatte mitmachen können.

[2]) Austausch der Ratifikationen.

vermeidliches Uebel. Was in diesem Kriege geleistet, das ist geschehen durch Gottes gnädige, unmittelbare Fügung. Da hat Niemand Dank *verdient*, als der Herr des Himmels, der Alles gethan hat. Das ist auch des Königs innerlichstes Empfinden, dem er heute wieder Worte zu geben sich bemühte, aber sein überwallendes Herz nöthigt ihn zu Dankesbezeugungen; er kann nicht anders! — Was mich freute, das war des heute hier anwesenden Kronprinzen herzliche Gratulation, als er quer über den Saal schreitend (vor Tafel) auf mich zueilte und händeschüttelnd versicherte, wie herzlich er sich über die Verleihung gefreut habe. Nachher bei der Tafel trank er mir nochmals gratulirend zu . .

. . . Der König geht morgen und die nächsten Tage mit ganz kleinem Gefolge zur Elb-Armee und zur Ersten Armee, um Truppen zu sehen, die er bisher zu begrüßen noch keine Gelegenheit gefunden. Leider ist dies Dankes-Opfer nicht zu bringen, ohne die Truppen für einige Tage noch in ihren engen und ausfouragirten, unbequemen Quartieren zu belassen. Ich bin noch unschlüssig, ob ich mich anschließen oder nach Prag vorausgehen soll; ich neige zu letzterem, vorzüglich weil ich weiß, wie schwierig unsere Unterbringung in Ladendorf sein wird, wo der König 3 Nächte schlafen wird; am 1. August erfolgt die Rückkehr nach hier und am 2. 3. und 4. die Reise nach Berlin, wo Se. Majestät am 6. den Landtag in Person eröffnen will.

Jetzt kommen die Büßenden alle. Bayern hat seinen Premier-Minister, der Herzog v. Meiningen seinen ersten Adjutanten hergesandt; ebenso der König von Hannover, und der Württembergische Minister v. Varnbüler ist zu Bismarck's Aerger angekündigt. Natürlich wird sie der König nicht empfangen; Herr v. d. Pfordten hat indeß nach langem Bitten

einen Waffenstillstand erlangt. — Aber ich muß zum Thee zu Sr. Majestät u. daher schließen.

Dein A.

Wie beabsichtigt, traf Roon im Gefolge des Königs am 4. August über Prag und Görlitz wieder in Berlin ein.

Zwanzigstes Kapitel

Neue ungeheure Aufgaben auf politischem wie militärischem Gebiete harrten in der Heimat ihrer Lösung durch die zurückkehrenden Sieger.

Am 5. August eröffnete König Wilhelm bekanntlich in eigener Person die Sitzungen des neugewählten Landtages. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß dessen Mitglieder an *demselben* Tage ihr Mandat empfangen hatten, an welchem die alten und jungen Regimenter des „Volkes in Waffen" die österreichisch-sächsische Heeresmacht zertrümmerten. Vielleicht war dies Zusammentreffen kein *ganz* günstiges für die Regierung gewesen; es ist sogar wahrscheinlich, daß letztere in dem inneren politischen Kampfe einen *vollständigen* Sieg erfochten haben würde, wenn der Schlacht- und der Wahltag nicht zusammengefallen, sondern der letztere etwas später, vielleicht eine Woche nach Königgrätz, angesetzt gewesen wäre; und die — jetzt freilich müßige — Betrachtung entbehrt nicht eines gewissen Interesses, wie alsdann die Ereignisse auf dem Gebiete der inneren Politik, einen entscheidenden Wahlsieg der Regierung vorausgesetzt, sich fernerhin entwickelt haben würden.

Indessen, der Umschwung, welcher sich im Lande vollzog, war auch ohnedies ein ganz gewaltiger. Wohl behielt, der Stimmenzahl nach, die Opposition auch in der neuen Kammer noch die Oberhand, während die Männer der Mitte, die sogenannten Altliberalen, eine trostlose Niederlage erleben mußten. Aber die konservative Partei trat doch sehr erheblich verstärkt in die Schranken, manche neue Männer bekannten sich als unbedingte Anhänger der Regierung; und fast noch wichtiger war es, daß ein großer Teil der bisherigen Opposition, angesichts der Logik der Tatsachen und der sieghaften Beweise, wie richtig die Regierung seit Jahren gehandelt, wie energisch, umsichtig und erfolgreich sie die öffentlichen Angelegenheiten geleitet hatte — jetzt endlich ihren Widerspruch aufgab und sogar begierig nach einem anständigen Rückzuge und nach Versöhnung trachtete.

Die Regierung ihrerseits war bekanntlich von ähnlichen Gesinnungen erfüllt, als sie „Indemnität" beantragte und dies schon in der Thronrede verkündete. Es entsprach der Großmut des großmütigsten aller Könige, die je einen Thron geziert haben, diesen Schritt zu tun; und er würde ihn wahrscheinlich auch dann getan haben, wenn eine Kammer mit zweifellos regierungsfreundlicher Majorität sich damals um seinen Thron versammelt hätte. Übrigens hatte das Staatsministerium hierbei die Initiative ergriffen; es hatte die Möglichkeit, durch versöhnliches Entgegenkommen den innern Konflikt nunmehr zu beenden, schon früher in eingehenden Erörterungen erwogen. In Roon's Nachlasse befinden sich dafür die vollgiltigsten Beweisstücke. Bereits am 28. Juni, als der Sieg der preußischen Waffen also noch keineswegs entschieden war, richtete der Minister des Innern Graf Fritz Eulenburg ein ausführliches Schreiben an den Ministerpräsidenten, dem auch schon ein entsprechen-

der „Entwurf eines Passus der Thronrede" beigefügt war. In diesen Aktenstücken, deren Abschrift gleichzeitig auch Roon erhielt, beantragte und motivierte Eulenburg eingehend die Notwendigkeit, es zur Beruhigung der Gemüter im Lande seitens der Regierung ausdrücklich anzuerkennen, „daß nach dem Sinne der Verfassungsurkunde Ausgaben, welche nicht auf Gesetzen beruhen oder . . . von der Landesvertretung nicht bewilligt worden sind, nicht geleistet werden dürfen." Eulenburg beantragte ferner ausdrücklich, daß dies auch in die Thronrede aufgenommen und in derselben die Landesvertretung noch besonders um „nachträgliche Gutheißung" angegangen werde solle; ja, derselbe Minister Eulenburg wünschte sogar die Vorlage eines „Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit"!

Als Bismarck und Roon wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens den König ins Feld begleiteten, setzte das Staatsministerium die Erörterungen über diese Angelegenheit in Abwesenheit jener beiden Minister fort; das Resultat war ein Entwurf zur Thronrede, welcher vom Finanzminister Freiherr von der Heydt aufgestellt war in der Voraussetzung, daß dieser als ältester anwesender Staatsminister, in Abwesenheit des Monarchen, mit Eröffnung des neugewählten Landtages beauftragt werden würde. In Motiven und Anträgen stimmte dieser Entwurf fast völlig, zum Teil sogar wörtlich, mit den Eulenburg'schen Vorschlägen vom 28. Juni überein. Doch ist das Wort „nachträgliche Gutheißung" in dem Heydt'schen Entwurfe durch „Indemnität" ersetzt. [1])

Der Heydt'sche Entwurf wurde (beiläufig bemerkt), obwohl auch Bismarck und Roon ihm prinzipiell zustimmten, zunächst sistiert, da der König beschlossen hatte, den Land-

[1]) Sybel (V, 342 f.) schildert diese Episode also ungenau.

tag persönlich zu eröffnen; doch ging der Inhalt desselben zu einem großen Teile in die am 5. August wirklich gehaltene Thronrede über.

Dagegen ist es gleichfalls unrichtig, wenn versichert worden ist[1]), die Majorität des Staatsministeriums habe dem Indemnitätsgesetze resp. der Verheißung zu dessen Vorlage widersprochen, und nur Graf Bismarck im Verein mit Freiherrn von der Heydt hätten die Sache durchgesetzt. Vielmehr war in der Sache selbst nur Graf Lippe, der Justizminister, nicht einverstanden und reichte ein bezügliches dissentierendes Votum ein; und außerdem stellte der Kultusminister von Mühler ein Amendement, durch welches eine etwas andere Begründung des Antrages beabsichtigt ward; die übrigen Minister, und unter ihnen vornehmlich Graf Eulenburg, sind dagegen mit dem Heydt'schen Entwurfe ganz einverstanden gewesen — wie im Interesse der historischen Wahrheit hierdurch konstatiert werden mußte.

Für Bismarck's Zustimmung war es jedenfalls entscheidend, daß er die versöhnlichen Anschauungen seines Monarchen genau kannte, und er hielt daher an dem Indemnitätsgesetze fest, obwohl viele seiner Anhänger und ein Teil der Konservativen, im Lande sowohl wie in beiden Kammern, dringend abrieten und ein solches Nachgeben für verderblich hielten.

Was nun endlich Roon betrifft, so stand er im allgemeinen zunächst auf dem Standpunkte — wie wir schon früher erfuhren — daß er als Kriegsminister nicht berufen sei, staatsrechtliche Kontroversen zu lösen, und bei seinem großen Vertrauen zu Bismarck's politischer Führung auch in dieser Frage keinen Anlaß zum Widerspruche habe. Aber —

---

[1]) ebenfalls durch Sybel, an der vorbezeichneten Stelle.

er fand auch sachlich dazu nicht Veranlassung. Wohl war er persönlich nach wie vor der Meinung, daß es nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Regierung gewesen sei, die vorhandene Lücke in der Verfassung so zu ergänzen, wie es das Wohl, die Macht und das Ansehen der Krone und des Vaterlandes durchaus erfordert hatten; darum hatte er, eingedenk des Gebotes: „salus reipublicae lex suprema" in bewußter und gewissenhafter Überzeugung dieses Wohl des Vaterlandes für heiliger gehalten als eine einzelne Verfassungsbestimmung, deren buchstäbliche Auslegung streitig war und blieb. Auf der andern Seite war es ihm aber während des Budgetstreites und des damit zusammenhängenden Verfassungskonflikts niemals zweifelhaft gewesen, daß der budgetlose Zustand keineswegs ein normaler und erwünschter sei; und niemals hatte er bestritten, daß auch in seinen Augen der Buchstabe der Verfassung durch das mehrjährige Verfahren der Regierung nicht erfüllt worden sei. Er war ferner immer der Meinung gewesen und hatte dem Monarchen gegenüber schon in seiner Denkschrift vom 1. März 1861[1]) in freimütigster Weise geltend gemacht, „daß nur der Starke und Reiche freigebig sein könne ohne Schaden zu nehmen." In diesem Sinne konnte er also jetzt, nachdem das Ansehen der preußischen Krone durch ihre neuesten Erfolge so erheblich gestiegen war, für die Indemnitätsvorlage und damit für die Wiederherstellung des innern Friedens stimmen, wenn er auch die nicht grundlosen Zweifel der konservativen Partei über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel bis zu einem gewissen Grade teilte.

Durch den Beschluß vom 14. September 1866 hat die Regierung bekanntlich die gewünschte Indemnität erhalten;

[1]) Siehe 14. Kapitel, Seite 43 dieses Bandes.

auch wurde später das Budget für 1867 verfassungsmäßig festgestellt, sowie den dringenden Anträgen Roon's auf eine Solderhöhung der Mannschaften und die notwendige Verstärkung der Marine — durch Bereitstellung eines Teiles der Kriegskontribution — entsprochen.

Sehr interessant sind die historischen, politischen und staatsrechtlichen Betrachtungen, mit welchen Perthes die soeben vollzogenen Ereignisse, unter dem unmittelbaren Eindrucke des Geschehenen, begleitete. Er schrieb damals an Roon:

Bonn, d. 2. September 1866

Also mein verehrter, lieber Freund, die Bewohner von Celle und Hanau, vom Rheingau und dem Lande Hadeln, von Wandsbeck und Kleinschmalkalden und noch von manchen anderm Orte, dessen unpreußisches Gesicht mich als Jüngling schon frappirte, sind nun Preußen! Vom 1. Oktober 1867 an werden die Har-, Mar-, Lim- und Lüneburger im Hause der Abgeordneten das Geschick der Monarchie bestimmen helfen und dagegen das Privilegium erhalten, sich in eigener Person statt in der eines Stellvertreters todtschießen lassen und die bestehenden Steuern und Abgaben fortzahlen zu dürfen bis Selbige durch ein Gesetz abgeändert sind.

Mit einigen Ausnahmen lacht freilich jedem evangelischen und manchem katholischen Rheinländer wie Brandenburger das Herz im Leibe, wenn er lange auf der Stielerschen Karte von Norddeutschland suchen muß bevor er ein nichtpreußisches Fleckchen Erde ausfindig macht und selbst Herr v. Gerlach wird sich, obschon er öffentlich seiner Verpflichtung „das Gewissen der Partei" zu sein, Genüge leisten muß, schwerlich wenn er hinter vorgezogenen Gardinen allein in seiner Stube auf und ab geht, eines wohlgefälligen Lächelns bei dem Gedanken an die erweiterten Gränzen erwehren, aber hierdurch hat die

Frage, ob der Gang unserer Geschichte die Einverleibung forderte oder gestattete oder verbot, ihre Antwort noch nicht erhalten.

Deutsche Nationalität und deutsche Geschichte haben nun doch einmal von allem Anfange an darauf hingewiesen, daß die politische Form für die deutsche nationale Einheit nicht der Staat, sondern die Föderation sei. Das Providentielle in dieser Thatsache scheint mir heute kaum zu verkennen; der slavische Osten wie der romanische Westen haben die lebendige Einheit des Staates und die selbstständige Bewegung seiner Glieder und Gliederungen verkümmert, haben mit wachsendem Erfolge mechanische Einheit erstrebt und wollen den Staat nur als Mittel gebrauchen, um nach Außen einen Alles überwältigenden Druck zu üben. Slaven und Romanen auseinander haltend sind die Deutschen bisher durch ihren föderativen Zug vor der Versuchung bewahrt, die Bedeutung des politischen Lebens in der Gewalt nach Außen zu suchen. Wenigstens nicht dem Gelüste nach militärischem und diplomatischem Principat zu Liebe haben sie die Selbstständigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Freiheit im Innern opfern und Kirche und Wissenschaft und Kunst und Sitte nur als Mittel zum Zweck verwendet wissen wollen. Es ist in der Geschichte wie mich dünkt auf die deutsche Föderation als Herz von Europa gezählt.

Das Deutsche Reich war freilich im 18. Jahrhundert Carricatur geworden, aber nicht weil es föderative Natur besaß, sondern weil Deutschland wie der europäische Continent überhaupt seine politisch bildende Kraft verloren hatte; der französische, spanische, portugiesische, italienische Staat war nicht minder Carricatur, als die deutsche Conföderation.

Die Napoleonische Zeit konnte nicht schaffen, aber sie schob zwei Haupthindernisse des conföderativen Lebens der Deutschen bei Seite, indem sie

1. Die Zahl der Conföderationsglieder durch das Begraben der vielen todten Territorien auf ein zulässiges Maß zurückführte.

2. Das Kaiserthum, den Reichstag und die andern Formen der Reichslehnsverbindung, welche abzustoßen die Nation selbst nicht vermocht hatte, zertrümmerte.

Dem Wiener Congreß lag die Beseitigung zweier andern Hindernisse als Aufgabe vor.

1. Die Conföderation entbehrte ihres natürlichen Leiters d. h. der preußischen Monarchie, weil die nicht vom deutschen, sondern vom östreichischen Interesse politisch bestimmten Lothringer das vom Hause Habsburg ererbte Primat über Deutschland festzuhalten hatten.

2. Die Conföderation war der Gefahr innerer Zersetzung verfallen, weil Napoleon die Territorien Baiern und Würtemberg, so verstärkt hatte, daß sie sich wie Sachsen schon früher, nicht als Glieder einer Conföderation, sondern als selbstständige Staaten fühlten und, weil sie für die europäischen Mächte eine Bedeutung hatten, geneigt waren, ihren Halt nicht innerhalb, sondern außerhalb der Conföderation zu suchen.

Der Wiener Congreß und das auf denselben folgende halbe Jahrhundert wußten weder das Lothringische Primat noch die halbeuropäische Stellung Sachsens, Baierns und Würtembergs zu beseitigen; der Congreß hatte vielmehr den kleinen Königreichen noch Hannover als viertes hinzugefügt.

Wie früher in der Reichslehnsverbindung und später in der Reichsconföderation prägte sich das deutsch conföderative Leben jetzt in Form des deutschen Bundes aus. Obschon Deutschland während dessen fünfzigjährigen Bestehen einen fast beispiellosen Aufschwung nahm, fühlte es sich dennoch

politisch wenig befriedigt; die Verfassung des Bundes litt ohne Zweifel an großen Gebrechen, aber nicht diese, sondern das Primat des Lothringischen Hauses und die halbeuropäische Stellung der vier kleinen Königreiche tragen die Schuld daran, daß nur unter dem Bunde, nicht durch den Bund, politisch Großes erreicht ward.

Ein halbes Jahrhundert nach dem Wiener Congreß nahm Preußen die Wiedergeburt Deutschlands in die Hand und that einen kühnen Griff nach dem andern.

1. Graf Bismarck beseitigte die Gebrechen des deutschen Bundes, indem er den deutschen Bund in die Luft sprengte; „Wenn das nicht gut für die u. s. w."; doch ist nicht zu übersehen, daß 1848 die Volksversammlungen und Regierungen aller deutschen Länder ebenso wie die Frankfurter Nationalversammlung den Bund als in den letzten Zügen liegend, als todt, als begraben, als verwesend, als verfault ansahen und bezeichneten, und daß der Bundestag in feierlicher Plenarsitzung sämmtlicher Gesandten sich selbst um das Leben brachte und einige Stunden später seine eigene Leichenfeier hielt und daß dennoch im Jahre 1851, ich meine der 23. August war der denkwürdige Tag, die Ernennung des Herrn von Bismarck-Schönhausen zum Preußischen Bundestagsgesandten durch Herrn von Rochow der hohen Versammlung angezeigt wird. Der bereits verwestе Bundestag bewegte sich wieder frisch und munter, nicht weil die 1815 festgestellten Formen vortrefflich, sondern weil sie 1851 die einzig möglichen Formen für das deutsche conföderative Leben waren.

2. Die reorganisirte Armee erzwang von Oestreich durch ihre Siege die Verzichterklärung auf das deutsche Primat, aber nicht die Verzichtleistung, denn auch früher hatte Oestreich, wie der intellectuelle Urheber unserer Siege sich

geneigtest erinnern wird, den Frieden von Campo-Formio, Lüneville, Preßburg, Wien schließen und 1849 im April im Kampfe mit sich selbst die Russen zu Hülfe rufen müssen und ist dennoch immer wieder auf dem Platze gewesen. Von dem Tage an, an welchem die Friedenspräliminarien zu Nicolsburg festgestellt wurden, sinnt Oestreich ohne Zweifel darauf, wie es wieder gewinnen kann, was es verloren hat, obschon ihm, Gott sei Dank, im Friedensvertrage Nichts genommen ist, was durch eine Kriegserklärung wieder zu erlangen wäre.

3. Graf Bismarck befreite Deutschland von der halbeuropäischen Stellung Hannovers; aber nicht, indem er die demselben 1815 angeleimten Stücke z. B. Hildesheim, Goslar, Osnabrück u. s. w. wieder ablöste und dieselben hinthat, wohin sie gehörten, nämlich zu Preußen, sondern indem er ein wirklich politisches Leben — denn das hatte und war Braunschweig-Lüneburg seit Jahrhunderten und auch heute noch — tödtete. Sachsens Zukunft ist Monate hindurch in der Schwebe geblieben, 1866 wie 1814 und 1815 und wird jetzt wie damals für heute und morgen große Schwierigkeiten bereiten und das kommt nicht von Ungefähr. Baierns und Würtembergs halbeuropäische Stellung zu beseitigen lag nicht in des Grafen Bismarck Macht, aber auch sein (mir bis heute noch nicht verständlicher) Versuch, Baiern 1866 durch Anschluß an Preußen noch mehr europäisch zu machen, als es 1805, 1806, 1809 durch Anschluß an Napoleon geworden war, mißlang, weil Baiern nicht auf Oestreichs, sondern auf Preußens Niederlage seine Hoffnung setzte.

Beseitigt durch die kühnen Griffe ist daher, wenigstens vorläufig:

Der Deutsche Bund,
Oestreichs Primat,
Hannovers halbeuropäische Stellung.

Geschaffen dagegen:

nördlich vom Main der norddeutsche Bund

südlich vom Main das Nebeneinander der fünf sehr ungleichen politischen Körper mit fingirtem Staatscharakter.

Der norddeutsche Bund hat wohl jeden Falles sich unter falschem Namen in die europäische Gesellschaft eingeführt, denn die Verbindung, in welche das durch eine Provinz Hannover, eine Provinz Hessen, eine Provinz Nassau-Frankfurt und eine Provinz Schleswig-Holstein vergrößerte Preußen den Staat von Greiz, Waldeck, Schleiz, Detmold, Rudolstadt, Bückeburg, Sondershausen und Consorten hineingezwungen hat, kann nicht Föderation, sondern muß eine Verbindung werden, in welcher Preußen herrscht und alle Anderen gehorchen. Sobald, etwas früher oder später der cismainische Bund mit dem transmainischen Nebeneinander sich politisch verbindet, wird sich Preußen nothwendig die Aufgabe stellen müssen, Baiern, Würtemberg, Lichtenstein, Baden und Darmstadt ebenso wie jetzt Waldeck, Weimar, Oldenburg u. s. w. unter irgend welchem wohlklingenden Namen zu Provinzen Preußens zu machen und dadurch den deutschen Staat mit dem Könige Preußens als Kaiser oder anderweitig titulirtes Oberhaupt an der Spitze zu begründen.

Darüber kann, scheint mir, kein Zweifel sein, daß der 1866 von der Regierung Preußens eingeschlagene Weg nicht die föderative, sondern die staatliche Gestaltung zum Ziele hat; ob es möglich ist, dieses Ziel zu erreichen, weiß ich nicht; mag die Erreichung möglich sein oder nicht, Preußen kann, ohne sich selbst aufzugeben, den Weg, nachdem es denselben einmal eingeschlagen, schwerlich wieder verlassen, aber wenn wie ich überzeugt bin, der Staat als politische Form der deutschen nationalen Einheit mit unserer Nationalität

und unserer Geschichte und mit dem Bedürfnisse Europas im Widerspruche steht, so wird der jetzt eingeschlagene Weg durch die furchtbarsten Zuckungen im Inneren und durch die schwersten Kämpfe mit Europa bezeichnet werden.

Auch in dem Kampfe gegen die Revolution innerhalb und außerhalb Preußens ist die Stellung der Regierung im Jahre 1866 doch wohl eine neue geworden. Große Opfer wird sie dem Baal bringen müssen und große Opfer hat sie ihm schon gebracht: ein halbes deutsches Parlament, daß Reichswahlgesetz vom März 1849, die Bitte um Indemnität, für deren Gewährung die Majorität nur erlangt wird, weil die Regierung gegen die gefährlichste Auslegung des Wortes die Ohren verschloß. Mit Bennigsen, Bluntschli und Genossen und auch mit — — Roggenbach!!! wurde auf das Verbindlichste verhandelt, so daß Herr v. Roggenbach sich herabließ dem Ministerpräsidenten Preußens seine Protection in Aussicht zu stellen, wenn derselbe ihm das und das versprechen wolle; unsere Generale, Commissare und Gouverneurs suchten in Hessen, Hannover, Nassau, wie die Proclamationen nachweisen, Verbündete in den Kreisen der schalen, aber giftigen Opposition; der König selbst empfing nicht nur Gelzer, sondern auch die Deputation des Nassauischen Liberalismus.

13. Sept.

Die sogenannten Conservativen innerhalb und außerhalb Preußens sind schon jetzt unsicher und verstört auseinander gefahren; die Kreuzzeitung hat sich gegen einen Theil ihrer alten Genossen abgeschlossen; der andere Theil und die rechte Seite des Landtages dreht und wendet sich um darzuthun, daß sie auch jetzt mit Graf Bismarck gehen könne ohne ihre eigene Vergangenheit und ihr bisheriges politisches Princip zu verläugnen, aber weder Freund noch

Feind vermag sie zu überreden. So gewiß es ist, daß nicht allein die politischen Mittel, sondern auch die politischen nächsten Zwecke und Ziele nach Zeit und Umständen wechseln und von dem politischen Steuermann die Fähigkeit fordern bald diesen und bald jenen Curs einzuhalten, so muß doch ein Jeder darüber mit sich in das Reine kommen, ob er sein politisches Urtheil und sein politisches Handeln bestimmen lassen will durch die Anforderungen, welche in dem historischen, durch Schaffen und Werden herbeigeführten Zustande liegen oder durch die Subjectivität eines einzelnen, vielleicht sehr genialen Individuum und durch das Meinen und die Einfälle einer Summirung von meistens sehr wenig genialen Individuen; man muß die Autorität oder die Majorität — denn auch hier läßt sich Stahls Schlagwort, wenn auch in etwas anderem Sinne gebrauchen — anerkennen; ein Compromiß zwischen Beiden giebt es nicht, und die Leichtigkeit, von dem einen Princip zum Andern überzugehen bekundet weder den Beruf zum practischen Staatsmann, noch daß Herr Wagener nicht allein älter, sondern auch einsichtiger geworden sei, wie er für sich und seine Parteigenossen in diesen Tagen behauptete.

Nur noch eine Bemerkung. So oft die Geschichte einer Nation in eine ihrem inneren Zuge entgegengesetzte Bahn gerieth, geschah es fast immer durch die Energie eines einzelnen ungewöhnlichen Mannes; die Energie aber eines einzelnen ungewöhnlichen Mannes steht immer auf zwei Augen. Wenn nun diese vor vollendetem Werke sich schließen, was dann!

Trotz Alledem kann die Regierung jetzt nicht anders, als den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen, und es würde für jeden Preußen ein politisches Unrecht und ein politischer Fehler sein, ihr jetzt Schwierigkeiten auf demselben zu bereiten;

das Bemühen indessen, die Gefahren zu erkennen, macht dieselben nicht größer, sondern kleiner.

Verzeihen Sie auch diesen Herzenserguß

Ihrem treuen

Perthes.

Durch die oben erwähnten Vereinbarungen über die Indemnität war also der allseits ersehnte Frieden wieder hergestellt worden.

An den bezüglichen Verhandlungen mit der Landesvertretung war Roon persönlich indessen nur wenig beteiligt, was ihm auch sehr erwünscht war, weil die Demobilmachung der Armee und neue aufreibende Arbeiten behufs Gliederung der Wehrkraft der neu erworbenen Provinzen seine Kräfte ohnehin schon ungewöhnlich in Anspruch genommen hatten.

Am 26. August schon war die neue Einteilung der Armee (ein Garde- und 12 andre Armeekorps) genehmigt worden, und am 17. September wurde die Neuformation von 16 Infanterieregimentern, 3 Jägerbataillonen, 8 Dragoner-, 4 Husaren-, 4 Ulanen-, 3 Feldartillerieregimentern, 3 Pionierbataillonen und 3 Trainbataillonen verfügt. Später, am 10. November, erfolgte noch die Formierung fünfter Eskadrons bei den alten Kavallerieregimentern.

Alle diese neuen Schöpfungen konnten diesmal ohne aufregende Reibungen und Verhandlungen ins Leben gerufen werden. Neben der Freude, die Roon darüber empfand, konnte es ihm auch zu großer Genugtuung gereichen, daß nun endlich von allen Seiten, zum Teil sogar von früher erbitterten Gegnern, seiner bisherigen Tätigkeit vollste Anerkennung und lauter Dank dargebracht wurde. Die politische Feindschaft verwandelte sich vielfach in größte Bewunderung; auf die maßlosen Angriffe gegen ihn und Bis-

marck folgte jetzt endloser Beifallsjubel — mit überraschender Schnelligkeit waren die „verbrecherischen" und „unfähigen" Ratgeber der Krone — die populärsten Männer im ganzen Lande geworden. Dies zeigte sich u. a. bei dem Einzuge der heimkehrenden Truppen am 20. September, da auf Allerhöchsten Befehl Roon nebst Bismarck und Moltke unmittelbar vor dem Sieger-Könige einherritten, der es damit zum Ausdruck bringen wollte, daß die Arbeit und die Leistungen dieser drei Männer die nachfolgenden großartigen Erfolge allein möglich gemacht hätten.

Die große körperliche und geistige Anspannung der letzten Monate war indessen von nachteiligen Folgen auf Roon's Gesundheit. Zur Wiederherstellung derselben mußte er daher Anfang Oktober einen längeren Urlaub erbitten und blieb bis Ende November den Geschäften fern.

Bemerkenswert aus jenen Tagen ist noch das nachfolgende Handschreiben, welches Roon von Ihrer Majestät der Königin Augusta empfing, da dasselbe aufs neue beweist, wie wirksam die hohe Frau schon damals zum Nutzen der Vervollkommnung und Organisation des Sanitätswesens eingegriffen hat:

Baden, den 10. Oktober 1866

„Es scheint Mir dringend nothwendig, daß noch ehe die Erinnerung an den letzten Krieg in den Hintergrund tritt, die Erfahrungen, die während desselben auf dem Gebiete des Lazareth- und Militärmedizinalwesens gemacht worden sind, gesammelt und veröffentlicht werden, damit die Mängel unserer im Ganzen gewiß trefflichen Organisation aufgedeckt, und das nothwendige Material zusammengebracht werde, um alle Mißstände zu beseitigen und das bestehende System zu vervollkommnen. Mit dem Wunsche diese Idee nicht nur anzuregen, sondern auch ihre Verwirklichung zu erleichtern,

will Ich die Summe von zweitausend Talern für die Veröffentlichung eines Werkes bestimmen, welches vor Allem die Berichte unserer größten Autoritäten über ihre Tätigkeit und ihre Erfahrungen in den Kriegslazarethen, über die dabei beobachteten Mängel und über die Mittel, denselben abzuhelfen, überdies aber auch zwei Aufsätze enthalten müßte, von denen der eine die Grundsätze übersichtlich behandelte, nach denen Militärlazarethe in Zukunft einzurichten sein würden, der andre die Vervollkommnungen bespräche, deren unser Militärmedicinalwesen fähig sein möchte. Bei diesen Aufgaben habe ich besonders an Männer wie Langenbeck, Wilms, Busch, Bardeleben, Middeldorpf, Böger, Lauer, Löffler, Esmarch, Esse, Velten und Strohmeier gedacht. Die Veröffentlichung des Werkes müßte im Interesse der Sache möglichst beschleunigt werden, und darin zugleich für die Verfasser die Notwendigkeit liegen, sich auf die Hauptpunkte zu beschränken und diese möglichst gedrängt darzustellen. Ich kann dies Unternehmen indeß nicht in's Leben treten lassen, ohne Ihrer ausdrücklichen Zustimmung dazu gewiß zu sein. Erst dann würde Ich den genannten Herren den Plan vorlegen, und sie auffordern, denselben im Einzelnen festzustellen und aus ihrer Mitte einen Redacteur zu bestimmen, der die Leitung des Ganzen übernehme. Ich wende Mich daher an Sie mit der Bitte, Mir Ihre Zustimmung bald möglichst zu erteilen, die Ich um so zuversichtlicher erwarte, da Ich weiß, eine wie erfolgreiche Teilnahme Sie dieser Aufgabe widmen, in deren vollkommenen Lösung Sie mit Recht den Schlußstein unserer großartigen Militärreorganisation erblicken.

Augusta.

Die oben erwähnte Urlaubsreise auf welcher Roon von seiner Gemahlin und ältesten Tochter Elisabeth begleitet

wurde, war zunächst nach Bonn gegangen, wo Freund Perthes besucht wurde. Leider gab dessen durch sein Herzleiden schwer erschütterte Gesundheit zu noch größeren Besorgnissen Anlaß als beim letzten Wiedersehen. Dennoch konnten einige gemeinsame Ausflüge (zur Besichtigung des im Bau neuerdings sehr fortgeschrittenen Kölner Domes, sowie nach Rolandseck, Plittersdorf ꝛc.) gemacht und alte liebe Erinnerungen aufgefrischt werden; und der geistige Verkehr war trotz aller Wehmut, in Vorahnung der baldigen Trennung, für beide Freunde ein sehr erfrischender. — Nach einer mehrtägigen Station in Zürich nahm Roon dann mit den Seinen längeren Aufenthalt am Genfer See (meist in Glion). Dort befanden sie sich u. a. wochenlang in derselben Pension mit General von Moltke und seiner Gemahlin und genossen vielfach behagliche Stunden gemütlichen Zusammenseins, was sie sehr erfreute. Mit der Besserung von Roon's Gesundheit ging es aber nur sehr langsam vorwärts. Die mit dem hartnäckigen Kehlkopfleiden verbundene Atemnot hatte schon seit längerer Zeit den Charakter eines chronischen Asthmas angenommen, welches fortgesetzt große Pein verursachte, den Schlaf raubte und dadurch auf die Nerven und das Allgemeinbefinden trotz aller Vorsicht sehr nachteilig wirkte. Roon mußte daher zunächst um Verlängerung seines Urlaubs bitten und dachte ernstlich an einen langen Winteraufenthalt im Süden, oft auch an gänzlichen Rückzug aus seinen amtlichen Stellungen, weil er sich zuweilen ganz unfähig zu dienstlicher Tätigkeit fühlte. Solche, immer häufiger und stärker wiederkehrende Gedanken wurden von den Freunden nah und fern freilich bekämpft, ohne daß jedoch die trüben Stimmungen ganz gebannt werden konnten. Auch in dem fortgesetzten Briefwechsel mit Perthes kamen sie wiederholt zur Sprache:

„Ihr Brief vom 21.," schreibt Perthes ihm z. B. am 26. Oktober, „für den ich Ihnen, mein lieber und verehrter Freund, herzlich danke, hat mich doch auch etwas schmerzlich berührt, weil seine Färbung zeigt, daß Ihnen Ihre alte frische Stimmung, Ihre alte muthige Zuversicht zu dem, was Sie in unsers Gottes Hand und als sein Organ und mit seiner Hilfe vermögen, noch nicht wieder zu Theil geworden ist. Die übermenschlichen Anstrengungen, die Ihrem Geiste, und ich möchte hinzufügen auch Ihrem Gewissen, zugemutet worden sind, die Verantwortung, welche sich von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat steigerte, bis sie in den gewaltigen Mittagsstunden des 3. Juli sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor Ihnen aufstellte; die Fieberglut des Preußenherzens, welche der Sieg und dessen Folgen herbeiführte, haben Ihren Körper müde und mürbe gemacht und dadurch Ihrem Geiste sein Werkzeug geschädigt. Es ist die Ordnung im Reiche der Natur, daß auf Anspannung Abspannung folgt, aber es ist nicht die Ordnung im Reiche des Geistes, daß Ausspannung auf Abspannung folge; und auszuspannen, weil Sie abgespannt sich fühlen, kann Ihnen demnach nicht erlaubt werden. Nein, mein lieber Freund, Ihre Frau, Ihre Kinder, Ihre Freunde, Ihr König, unser Land können Sie heute noch nicht und morgen noch nicht und noch lange nicht entbehren, und darum hoffe ich und bitte von Gott und mit mir viele, viele andere, daß Sie uns nicht nur erhalten, sondern auch erfrischt und gekräftigt werden. Sie aber müssen auch Ihrerseits als guter Haushalter Ihre Kräfte verwenden und sparen, jedes zu seiner Zeit, und müssen vor Allem lernen sich richtig zu taxiren und die Oktober-Nebel aus Ihrem Kopfe zu vertreiben.

Wenn die nächsten Wochen oder Monate wider alles Erwarten Wendepunkte unserer Geschichte, Tage großer Ent-

scheidung bringen sollten, so werden Sie auf Ihrem Posten sein, werden Gesundheit und Leben einsetzen, wie der Feldherr, wie der König sie einsetzt in den Augenblicken, in welchen der Sieg und mit dem Siege der Staat auf dem Spiele steht. Wenn aber die nächsten Wochen oder Monate solche entscheidende Augenblicke nicht bringen, dann ist es Ihre Pflicht, sich und Ihre Kräfte zu sparen, also jedenfalls fern zu bleiben von Berlin, vom Ministerium, vom Abgeordneten-Hause. Kehren Sie jetzt nicht zurück. Zwar werden sich aus Ihrer Abwesenheit mancherlei Nachteile im Kriegsministerium- und im Abgeordnetenhause ergeben, aber wenn Sie, um denselben vorzubeugen, den Winter in Berlin zubringen wollten, so würden Sie sich an Leib und Seele zerstören, und dann müßten Abgeordnetenhaus und Kriegsministerium dennoch auch ohne Sie fertig werden, und es würde überdies in großen entscheidenden Augenblicken der Mann lahm gelegt sein, auf den nun doch einmal in dieser gewaltigen Umgestaltungszeit gezählt ist; lange aber werden solche große entscheidende Augenblicke schwerlich auf sich warten lassen.

Wenn Sie zum Frühjahr zurückkehren und, so Gott will, erfrischt und gekräftigt zurückkehren, so muß Ihre Aufgabe, scheint mir, eine andere sein wie bisher. Sie sind der Meinung, daß Ihnen eine Leichenrolle zufalle, wenn Sie nicht produciren und immer wieder produciren könnten! Als ob nur die Producenten Leben hätten! Auch ist doch vorläufig producirt genug, wenn eine Armee producirt ward, welche that, was die unsrige gethan hat; jetzt soll das Producirte wachsen, erstarken, reifen, dazu bedarf es der Pflege; es will begossen, ernährt, beschnitten werden; Arbeit ist nötig: arbeiten aber müssen Andere, nicht Sie; Sie dürfen künftig nicht wirken durch das, was Sie können und

thun, sondern durch das, was Sie sind; wenn nicht Ihre Persönlichkeit im Wege stände, so würde ich sagen: werden Sie Staatsminister ohne Portefeuille, aber weil Sie sind, der Sie sind, müssen Sie Kriegsminister bleiben, um Staatsminister sein zu können. Um aber bei einer Gesundheit, an welcher die Riesenfäuste der Geschichte gerüttelt haben, Kriegsminister bleiben zu können, werden Sie zur Kriegsministerium-Regierung eine Stellung einnehmen müssen, wie der König sie zur Staats-Regierung hat. Wenn Sie auch die eigentlichen Geschäfte, große wie kleine, in Ihrer Hand behalten, so wäre das ohne Zweifel für die Geschäfte sehr vortheilhaft; da Ihre Gesundheit dies aber nicht zuläßt, so ist es für die Armee und den Staat sehr vortheilhaft, wenn Sie die eigentlichen Geschäfte aus der Hand geben, um noch eine Anzahl Jahre Kriegsminister und Staatsminister sein zu können. Eine solche Stellung läßt sich ganz gewiß bei einigem guten Willen von Ihrer Seite ausfindig machen; Feinde, Neider haben Sie merkwürdig wenig; der König, die Collegen halten Sie für unentbehrlich; selbst der süße Pöbel meint: der Mann muß bleiben; aber freilich das hilft Alles nichts, wenn der Mann selbst die hypochondren Grillen vom „Ausbleiben des Nervensaftes" — o Materialismus, bis wohin bist du gelangt — von Leichenrolle, Dienstenthebung u. s. w. sich nicht vom Halse schafft.

Übrigens ist mir selbst auch nicht sonderlich zu Mute; nach vierzehn Tagen, in denen ich im Genusse des Sauerstoffes schwelgte, schnappe ich jetzt wie ein Karpfe auf dem Sande. — — —

— — Meine Frau und Kinder möchten Ihrem freundlichen Andenken empfohlen sein und wünschen von ganzem Herzen, daß Ihnen und den Ihrigen die Oktoberluft der Alpen Gesundheit gebe und erhalte.

Behalten Sie mich auch in herben Stunden in Ihrem Herzen!

Ihr Perthes.

Ähnliche Mahnungen ließ auch der König selbst an Roon gelangen. Der vortragende Generaladjutant von Treskow schrieb ihm — am 3. November — im Allerhöchsten Auftrage:

„. . . Sr. Majestät, dem ich in allgemeinen Umrissen von dem Inhalte Ihres Schreibens Kenntniß gegeben habe, beauftragt mich, Ew. Excellenz zu sagen, wie es sein ausdrücklicher Wunsch sei, daß Sie nicht an die Rückkehr nach Berlin denken, sondern so lange im milderen Klima verweilen möchten, als dies für Ihre Gesundheit irgend erforderlich erscheine. Se. Majestät fügten hinzu, daß alle anderen Rücksichten weniger in Betracht kämen, wenn es sich um Ihre Wiederherstellung handele, und daß diese nur gefördert werden könne, wenn Ew. Excellenz jetzt alle Sorgen für die Zukunft von der Hand wiesen.

Dr. Böger, mit dem ich ausführlich Rücksprache genommen habe, fordert gleichfalls, daß Ew. Excellenz mindestens noch mehrere Wochen oder Monate am Genfer See oder in einem noch mehr südlich gelegenen Orte verweilen, um vor den scharfen Temperatur-Übergängen geschützt zu sein, von denen wir hier im November und Dezember zu leiden haben. Später würde er Ihre Rückkehr eher gestatten, besonders wenn sich schon eine gründliche Besserung bemerkbar gemacht hat. — — So werden Ew. Excellenz denn wohl gehorsam sein müssen —, auch bitte ich um Erlaubniß die Frage wegen der Zukunft des Ministeriums für heut nicht behandeln zu dürfen. Gott der Herr wird Sie da wohl auf den richtigen Weg führen, wenn es Zeit ist eine Entscheidung zu treffen. Vorläufig aber wollen wir hoffen, daß Sie und

Graf Bismarck das Weihnachtsfest wieder in Berlin, neu gestärkt, feiern mögen. Bis dahin aber müssen Sie ausschließlich Ihrer Gesundheit leben. . . .

Mit Graf Bismarck's Besserung geht es langsam, aber es geht doch vorwärts; er ist bereits einige Male auf Jagd gegangen, doch fühlte er sich noch immer sehr angegriffen. Die Briefe, die von der Gräfin hier eingehen, lauten bereits freudiger. — —"

Mitte November fühlte Roon sich wieder entschieden wohler, die längere Ruhe hatte ihn auch seine Kräfte wiederfinden lassen; sein Pflichtgefühl gestattete ihm daher nicht, seinem Amte noch länger fern zu bleiben —, so daß wir ihn schon Ende November auf dem Heimwege finden. Wiederum begrüßte ihn hier der Zuruf des treuen Freundes.

Perthes schreibt ihm:

Bonn, den 22. November 1866

Gestern Abend wird das Heimathland Sie wieder aufgenommen haben, aber es scheint sich noch nicht recht darin finden zu können, die Heimath des Preußischen Kriegsministers zu sein, wenigstens empfängt es den, ohne welchen es heute noch als „Ausland" sich uns gegenüberstellte, mit Pfeifen und Heulen, mit Sturm und Schnee; in der That, es war ein grausiges Wetter, mit welchem Sie in Wiesbaden und das eidevant Nassauer Land eingezogen sind, und heute ist es womöglich noch schlimmer; Gott sei Dank, daß Sie gestärkt genug sind, um mit Gleichmuth auch diese Stürme über sich dahin wehen zu lassen und „angenehme Temperatur[1])" wohl behaglich zu finden, aber doch entbehren zu

[1]) Anspielung auf eine Redewendung, welche Roon vor Jahren bei einer Rede im Herrenhause gebraucht hatte und die seitdem zum geflügelten Worte geworden war.

können, es wäre wohl nicht ganz unmöglich, daß des Nassauer Himmels Empfang symbolische Bedeutung hätte; es fliegt und kriecht schon manches Ungeziefer zu Tage, was eine Weile sich im Dunkeln verborgen hielt.

Sie sind wieder auf dem Platze, kampfesmuthig und nach neuen Schöpfungen dürstend, die Untersuchung der Frage also, ob Sie nicht in einer andern als in der Berliner Kammer mehr Ruhe, Kräftigung, rechte Stimmung und daher erst bessere Vorbereitung für ein neues Eingreifen in die Geschichte, wenn solches nothwendig werden sollte, gefunden hätten, ist daher nur noch von antiquarischem Interesse. Alles aber kommt darauf an, ob Sie nach Berlin zurückgekehrt, es nur bei der Erkenntniß des Unrechts bewenden lassen, welches Sie an Frau und Kindern, an König und Land, an sich selbst und an — — dem gehorsamst Unterzeichneten begehen würden, wenn Sie wieder in der Art arbeiten wollten, wie bisher — oder ob Sie zu dem Erkennen das Wollen, und zu dem Wollen das Vollbringen hinzufügen werden; Letzteres hoffe ich, aber Ersteres fürchte ich.

Herzlichen Dank für Ihre Sorge um meinen kranken Körper; auch ich habe Tage, an denen ich mich nach Berges- und Waldesluft sehne, aber Sie werden mich doch in diesem schändlichen Wetter weder dem Mönch noch der Jungfrau in die Nähe bringen wollen! und zum Sommer? ja, wer weiß, in welcher Gesellschaft dann der kranke Körper sich befindet! — — —"

Die am 27. September vertagte Landtagssession war bereits Mitte November wieder aufgenommen worden, Roon fand also bei seiner Rückkehr nach Berlin die Maschine wieder in voller Tätigkeit, zumal auch der Ministerpräsident, Graf Bismarck, ziemlich in denselben Tagen heimgekehrt

war. — Eingedenk aller erhaltenen Mahnungen beteiligte er sich indessen auch während der neuen Tagung verhältnismäßig nur wenig an den parlamentarischen Arbeiten. Bei den öffentlichen Schlußberatungen über den Militäretat pro 1867 erklärte er in Kürze, daß die Regierung eine neue Erörterung der lange bestrittenen Grundsätze vermieden zu sehen wünsche; sie sei deshalb mit der einfachen Annahme des Etats einverstanden und werde daraus nicht folgern, daß damit allen ihren gesetzgeberischen Vorschlägen der letzten Jahre zugestimmt sei; doch müsse die Regierung verlangen, daß der von ihr vorgelegte wirkliche Etat, nicht etwa bloß ein Pauschquantum bewilligt werde. Darauf wurden zwar die Waldeck'schen Resolutionen, durch welche aber die Regierung zu nichts verpflichtet ward, angenommen, die Anträge der Linken auf bloße Gewährung eines Pauschquantums dagegen abgelehnt, und unter Roon's Zustimmung ein Antrag auf Bewilligung der ungefähren Gesamtsumme und zwar mit ausdrücklicher Hinweisung auf den Etat schließlich mit großer Mehrheit angenommen.

Roon war zu seiner reservierten Haltung um so mehr berechtigt, als er wußte, daß es das letzte Mal sei, daß das preußische Abgeordnetenhaus mit dem Militäretat und den Details der Militärfragen sich zu beschäftigen habe. Für die Zukunft waren dieselben vom Reichstage des Norddeutschen Bundes zu erledigen; alle prinzipiellen Erörterungen wären also an jener Stelle überflüssig gewesen.

Zudem wäre bei der grundsätzlich auch jetzt ablehnenden Haltung eines großen Teiles der Fortschrittspartei der Ausgang eingehender Erörterungen über die Militärfragen noch immer ungewiß geblieben. Denn jene Herren hatten „nichts gelernt und nichts vergessen" und — wollten es auch nicht; erklärten doch bei der Schlußberatung über den ganzen Etat

die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und Genossen abermals, es sei nutzlos, dieser Regierung gegenüber von Budgetrecht zu sprechen; die Regierung müsse das Budget so annehmen, wie das Abgeordnetenhaus es beschließe; und Johann Jakoby mit vier andern „Unversöhnlichen" stimmte sogar gegen das ganze Etatsgesetz.

Dieselbe Feindseligkeit gegen die siegreichen, aber ihr so verhaßten Minister Bismarck und Roon zeigte die Mehrheit der Männer des Fortschritts auch bei der Beratung des Gesetzes über die Nationalbelohnungen, welche ebenfalls in dieser Tagung behandelt wurde.

Es ist nicht ohne Interesse, die Einzelnheiten jener Verhandlungen kurz in Erinnerung zu bringen.

Mitte November ließ die Regierung, welche für die Invaliden und die Familien der im Kriege Gebliebenen schon vorher nach Kräften gesorgt hatte, dem Landtage eine Vorlage zugehen, in welcher sie die Ermächtigung nachsuchte, $1\,^1/_2$ Millionen Taler zu Nationalbelohnungen (Dotationen) an die Männer zu verwenden, die zu dem glücklichen Ausgange des Krieges in hervorragender Weise beigetragen hatten. Die Verwendung im allgemeinen sollte der Bestimmung des Königs vorbehalten werden.

Angesichts der günstigen Finanzlage und der ungeheuren politischen und militärischen Erfolge, welche errungen worden waren, hätte die Landesvertretung ihre Ehrerbietung gegen den König und ihren Dank wohl am angemessensten bekundet, wenn sie den gestellten Antrag in patriotischer Erhebung auf dem kürzesten Wege angenommen hätte.

Statt dessen beschloß das Abgeordnetenhaus, die Angelegenheit zunächst im Schoße einer Kommission zu beraten.

Diese zeigte zwar Geneigtheit zur Bewilligung des Regierungsantrages, ihre Mehrheit hielt aber trotz der Einwendungen der Königlichen Kommissare daran fest, daß die Namen der zu dotierenden in dem Gesetze selbst genannt werden müßten; es wurde dafür u. a. geltend gemacht, daß dies auch besonders darum erforderlich sei, weil die beabsichtigten Dotationen den Charakter eines Nationaldankes und die Bedeutung einer nationalen Gedenktat haben sollten.

In geheimer Sitzung nannte darauf die Regierung die Namen der sechs Generäle, welchen der König und Kriegsherr die Nationalbelohnungen zugedacht hatte (unter ihnen Roon und Moltke). Die Kommission stimmte zu, machte aber aus eigener Initiative ihrer Mehrheit geltend, daß an erster Stelle unter den zu dotierenden Männern der Ministerpräsident Graf von Bismarck, in Anerkennung seiner großartigen politischen Leistungen, genannt werden müsse; die Minister widersprachen nicht — und nunmehr einigte die Kommission sich Anfang Dezember, dem Plenum vorzuschlagen, das Gesetz in folgender Fassung anzunehmen:

„Zur Verleihung von Dotationen an den Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck, in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten äußeren preußischen Politik, und an diejenigen preußischen Heerführer, welche in dem letzten Kriege zu dem glücklichen Ausgange desselben in hervorragender Weise beigetragen haben: die Generäle der Infanterie von Roon, Freiherr von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz, Vogel von Falckenstein, wird eine Summe von ein und einer halben Million Taler aus der eingehenden Kriegsentschädigung bereit gestellt.

Die Verteilung dieser Summe bleibt Königlicher Bestimmung vorbehalten."

Nach dem Gange der Vorberatungen durfte man die Hoffnung hegen, daß der Vorschlag der Kammer einmütig vom Hause angenommen werden würde.

Da aber geschah das Unerhörte, das Unglaubliche: die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und einige Genossen von der Fortschrittspartei stellten das Amendement:

Die Minister Graf Bismarck und von Roon aus der Zahl derer, welchen eine Nationalbelohnung zuteil werden sollte, zu streichen.

Hoverbeck führte zur Begründung aus, Dotationen dürften nur Heerführern für glänzende Kriegstaten verliehen werden, niemals aber Ministern im Amte.

. . . Den jetzigen Ministern aber wolle er vollends keine Belohnungen bewilligen, weil sie dieselben nicht verdienten. Ihnen sei Indemnität, d. h. Straflosigkeit für „ihre früheren Sünden", bewilligt worden (welche Bewilligung aber dieselben Fortschrittsleute ihrerseits verweigert hatten!); nun noch eine Nationalbelohnung hinzuzufügen, das sei zu viel u. s. w.

Die Mehrheit des Hauses hielt es indessen nicht für schicklich, auf diese Ansichten auch nur zu antworten; sie erkannte es vielmehr für angemessen, dem einmütigen Dankgefühle des Landes gerade auch gegen die beiden zu Nationalhelden gewordenen Minister ohne weitere Debatte Ausdruck zu geben. Nach Verwerfung des Hoverbeck'schen Antrages wurde ihnen und den genannten Generälen der öffentliche Dank des Volkes durch Annahme des Kommissionsantrages (219 gegen 80 Stimmen) in feierlicher Weise ausgesprochen. Die abweichenden Stimmen gehörten zur Hälfte der Fortschrittspartei, zur andern Hälfte den Katholiken und Polen an; schon vor Weihnachten fand der Gesetzentwurf auch die unveränderte, einmütige und be-

geisterte Annahme seitens des Herrenhauses; am 28. Dezember 1866 wurde das Gesetz durch die Allerhöchste Genehmigung vollzogen, und am 12. Februar 1867 empfing Roon die nachstehende Königliche Ordre:

„Im Rückblick auf die entscheidenden Kämpfe des vergangenen Jahres, welche dem Preußischen Namen neue unvergängliche Ehren eingetragen haben, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, welchen Antheil Sie an der unübertrefflichen Ausbildung Meines Heerwesens gehabt haben, ohne welche die glorreichen Erfolge des Krieges nicht hätten erreicht werden können. Diesem Ihrem hohen Verdienste habe Ich durch Verleihung einer Dotation von Dreihundert Tausend Thalern eine erneute Anerkennung zu gewähren beschlossen. Der Finanzminister ist angewiesen, diese Summe zu Ihrer Verfügung zu stellen. Es würde Meinen Wünschen entsprechen, wenn Sie diese Dotation, deren Verleihung Meinen und des Vaterlandes Dank bethätigen soll, durch fideicommissarische Anordnungen zu einem Grund- oder Kapitalbesitze bestimmten, welcher mit dem Ruhme Ihres Namens auch Ihrer Familie dauernd erhalten bliebe.

Ihr dankbarer und treu ergebener König

Wilhelm.

Dieselbe Dankbarkeit hatte der Monarch einige Wochen vorher seinem treuen Waffenmeister u. a. bei dem großen feierlichen Neujahrsempfange in ganz besonders auszeichnender Weise ausgedrückt. Der König feierte an demselben Tage auch sein 60jähriges Militärdienstjubiläum; vor versammelter Generalität wandte er sich, nachdem diese ihre Glückwünsche dargebracht hatte, mit erhobener Stimme und unter herzlichem Händedruck an Roon mit den Worten: „Sie sind mir viel gewesen!“

So erhebende Beweise königlicher Huld waren wohl geeignet, den treuen Mann zu entschädigen für die Jahre lang erduldete Verkennung und Schmähung seiner Tätigkeit durch die irregeleitete „öffentliche Meinung"; sie stärkten zugleich die durch seine jetzt sehr häufig schwankende Gesundheit erschütterten Kräfte zu immer neuer und nutzbringender Tätigkeit.

Die im Frühjahr 1867 mit Frankreich hinsichtlich Luxemburgs drohenden Verwickelungen erforderten ohnehin die größten Anstrengungen des Kriegsministers und seiner Organe zum Zwecke des beschleunigten Retablissements der Armee und aller Kriegsvorräte. Auch wurde damals ein neuer Mobilmachungsplan aufgestellt.

In der Luxemburger Streitfrage stand übrigens Roon mit seiner Ansicht wiederum ganz auf Bismarck's Seite, während die meisten übrigen Militärautoritäten, soweit ihnen die ungenügende Verfassung, in welcher die französische Armee damals in noch weit höherem Grade als 1870 sich befand, bekannt war, entschieden rieten, den hingeworfenen Handschuh schon jetzt aufzuheben. Sie waren der in mancher Hinsicht wohl nicht unbegründeten Meinung, daß der Krieg mit Frankreich — bei der täglich zunehmenden Eifersucht, welche sich dort gegen Preußen zeigte, und bei der wachsenden Schwäche des kaiserlichen Regiments gegenüber den im Innern Frankreichs tobenden Parteien — doch binnen kurzem unvermeidlich sei, und es daher geratener wäre, die im Frühjahr 1867 zweifellos vorhandene eigene militärische Überlegenheit durch sofortiges Losschlagen auszunutzen, anstatt jetzt nachzugeben und Frankreich Zeit zur Verstärkung seiner Wehrkräfte zu lassen.

Bismarck und Roon konnten jedoch nicht nach einseitig militärischen, wenn auch noch so beachtenswerten Rücksichten ihre Ratschläge erteilen; sie brauchten Zeit, um das politisch

Errungene zu konsolidieren; sie kannten und teilten die Abneigung ihres 70jährigen Königs, die gewonnene Stellung in Deutschland und Europa durch einen neuen großen Krieg aufs neue in Frage zu stellen; sie wollten es ihrem im Grunde friedliebenden alten Herrn gern ersparen, abermals ins Feld ziehen zu müssen; sie hatten ferner alle übrigen politischen Chancen zu erwägen und hofften, — oft haben sie es beide in jenen Tagen ausgesprochen —, auch vom allgemeinen humanen Standpunkte aus, Gottes Weisheit und Gnade würde es vielleicht so führen, daß die furchtbaren Schrecken und das grausige Elend, welche ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, mochte er uns nun Sieg oder Niederlage bringen, in jedem Falle im Gefolge haben mußte, dennoch ganz vermieden werden könnten. Wurde z. B. Napoleon III. durch eine Revolution gestürzt, so konnte man darauf rechnen, daß die darauf folgende innere Verwirrung Frankreich noch auf Jahre unfähig zu einer Aktion nach außen machen würde. Dies sind in Wahrheit die Motive gewesen, aus welcher damals die Luxemburger Frage so erledigt wurde, wie geschehen ist, und wie es dem von allen Weltherrschaftsgelüsten weit entfernten, bescheidenen und gemäßigten Sinne des Königs allein entsprach, mochte er auch von der ganzen Welt als größter Sieger gefeiert werden. Es wurde ihm mit der Beilegung dieses Streites sicherlich eine Last vom Herzen genommen, was u. a. auch das nachfolgende Handbillet an Roon erkennen läßt:

Berlin 12. 5. 67

„Da also seit gestern Abend 7 Uhr Friedensdauer existiert, so bitte ich Sie, mir nur Brieflich Ihre Ansicht über die künftige Dislokation der Luxemburger Garnison niederzuschreiben, wie wir sie neulich Conversationsmäßig austauschten, um mir die Sache reiflich zu überlegen.

Wilhelm.

Inzwischen waren auch die sonstigen militärischen Organisationsarbeiten rüstig gefördert worden: mit fast allen norddeutschen Bundesstaaten wurden Militärkonventionen geschlossen; es entstand eine einheitliche, gleichmäßig bewaffnete und ausgebildete deutsche Armee, das alte Bundesheer mit seinen zehn zusammengewürfelten Armeekorps hatte aufgehört zu existieren, und ein straffer, einheitlicher Heeresorganismus war an die Stelle jenes unvollkommenen Apparates getreten.

Die im Feldzuge 1866 gemachten Erfahrungen wurden auf allen Gebieten des Heerwesens gründlichst ausgenutzt, alle Vorbereitungen hinsichtlich des Aufmarsches der Truppen, im Einvernehmen mit dem großen Generalstabe, sowie zu ihrer Verpflegung wesentlich verbessert. Zugleich wurde auch das Trainwesen, welches 1866 noch Mängel gezeigt hatte, gründlich reformiert. Hierdurch wurde die Offensivkraft der Feldarmee erheblich gesteigert und auch durch andere Maßregeln dafür gesorgt, daß die Kriegführung in Zukunft noch unabhängiger in bezug auf Verpflegung, Ersatz an Material und geregeltem Nachschub würde. Damit stand im Zusammenhange die Reform des Etappenwesens sowie die schon erwähnten Verbesserungen im Lazarettwesen und in der Feldkrankenpflege.

In der Voraussetzung des Zustandekommens des lange erstrebten Wehrgesetzes wurde die Organisation der Reserve und Landwehr vorläufig durch Verordnungen festgestellt und die Kontrolle des Beurlaubtenstandes neu geregelt. Aus dieser Veranlassung gelangte auch die schwierige Arbeit der neuen Einteilung des ganzen Bundesgebiets in Landwehrbezirke zur Ausführung, bei welcher, auch in den altpreußischen Provinzen, zugleich die vielfach veränderten Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse berücksichtigt werden konnten.

Endlich hatte Roon nun auch die Möglichkeit gewonnen, die Ausführung seiner Pläne für die Marine anzubahnen Die reichlicher fließenden Geldmittel gestatteten die planmäßige Vergrößerung der Flotte, während die Küstenverteidigung gleichzeitig einheitlich organisiert wurde. Die seemännischen Einzelheiten konnte er, schon weil es ihm dazu an Zeit mangelte, freilich nicht regeln. Diese lagen vielmehr in der Hand des Admirals Prinzen Adalbert und des Admirals Jachmann; aber im Einvernehmen mit diesen ausgezeichneten Autoritäten von Fach förderte er mit Energie deren Zwecke und Wünsche und wußte diese nach großen, allgemeinen Gesichtspunkten allmählich zu verwirklichen. Insbesondere sorgte er für die gründliche Ordnung in allen Verwaltungssachen der Marine und Heranbildung eines in den alten preußischen Traditionen gegründeten Offizierkorps — Ziele, die er schon seit Übernahme des Marineministeriums vor allem ins Auge gefaßt hatte. Das Offizierkorps der Marine dankte ihm dagegen seine Fürsorge durch besondere Verehrung und Liebe und wußte auch seine neuen Bestrebungen für das Wohl der Flotte sehr wohl zu würdigen.

Noch bevor dies alles zur Ausführung kommen konnte, hatten die Wahlen zum Norddeutschen Reichstage und die Beratung der demselben vorzulegenden Verfassung auch neue politische Arbeiten gebracht, an denen Roon sich mehrfach persönlich beteiligen mußte. In dem am 24. Februar 1867 in ganz besonders feierlicher Weise von des Königs Majestät eröffneten konstituierenden Reichstage hatte — seit langer Zeit zum ersten Male — die Regierung endlich eine feste, zuverlässige Majorität. Von den 193 Abgeordneten gehörten 95 bis 100 zur Rechten (Konservative und freie konservative Vereinigung); dazu kamen 20 bis 25 gemäßigte Altliberale, die sich als entschlossene Anhänger der Regierung

schon bei den Wahlen erklärt hatten, und ferner die Konservativen aus den nicht preußischen Staaten, so daß aus diesen drei Gruppen die Regiernng in allen Hauptfragen über 135 bis 145 Stimmen verfügte. Die Linke bestand zum größten Teile aus Nationalliberalen, — die Demokraten, unter denen sich auch einige Mitglieder der bisherigen Fortschrittspartei befanden, zählten nur etwa 25 Stimmen. Die Opposition hatte also trotz des bedenklichen neuen radikalen Wahlmodus nach dem direkten allgemeinen und geheimen Stimmrecht eine vollständige Niederlage erlitten.

In mehreren Wahlkreisen als Kandidat aufgestellt, wurde auch Roon zum Abgeordneten für den Norddeutschen Reichstag gewählt. Er hatte die in dem Wahlkreise Teltow-Beeskow-Storkow auf ihn gefallene Wahl angenommen. Auf den darauf erstatteten freudigen Dank des Landrats des Teltower Kreises hatte Roon am 25. Februar u. a. erwidert:

„. . . Wenn ich es nicht mit meiner amtlichen Stellung für vereinbar erachten konnte, mich überhaupt um irgend ein Mandat zu bewerben, so ist es mir um so erfreulicher und schmeichelhafter gewesen, ein solches ohne mein Zuthun in demjenigen Wahlkeise wieder zu erhalten, den ich bereits vor Jahren in dem Abgeordnetenhause unseres engeren Vaterlandes zu vertreten den Vorzug hatte.

Meine dortigen Freunde und Gesinnungsgenossen sind, im Gefühl ihrer patriotischen Hingebung für König und Vaterland, des Verhältnisses eingedenk gewesen, in welchem ich seit mehr als sieben Jahren, als berufener Diener und Rathgeber unseres Königlichen Herrn, zwar unter zahllosen Schwierigkeiten und persönlichen Widerwärtigkeiten mit erschöpfender Anstrengung, jedoch zugleich unter Gottes gnädigem Beistande für Preußens nunmehr sieggekrönte Wehrhaftigkeit nicht ohne Erfolg einzustehen und zu streiten bemüht war.

Wenn meine Wähler aus einer solchen Vergangenheit, aus dem Gedenken an das Verhältniß, in welchem der Kriegsminister von Amtswegen, wie bisher auch künftig, für ihre Söhne treulich zu sorgen und zu wirken berufen ist, das Vertrauen schöpften, daß ich auch in der ferneren Entwickelung der großen Aufgabe Preußens es nicht an Hingebung und Treue für König und Vaterland fehlen lassen werde, so hoffe ich solchem Vertrauen, soweit meine Kräfte reichen, mit Gottes Hilfe zu entsprechen. Wenigstens können meine Wähler — sagen Sie ihnen dies — mit Sicherheit darauf zählen, daß ihr Vertreter immerdar treu und ganz auf derjenigen Seite zu finden sein wird, auf welcher, — wenn es sein muß —, für die Ehre und Größe des Vaterlandes — des engeren wie des weiteren — am wärmsten und aufopferndsten gekämpft wird, auf der Seite, für welche die Söhne auch Ihres Wahlkreises auf den Schlachtfeldern Böhmens muthig gestritten und geblutet haben, nämlich da, wo das stolze Panier Preußens und seines Königs weht, des tapferen Mehrers vaterländischer Macht und Ehre, des Schöpfers und Schirmherrn lang vermißter deutscher Eintracht und Größe.

Entspricht dies, wie ich glaube, den patriotischen Absichten meiner Wähler, so sind wir, wie ich annehmen darf, auch für alle kommenden Zeiten fest und innig verbunden. — — — —"

Einen wichtigen Teil in der zur Beratung des konstituierenden Reichstages stehenden Verfassung des Norddeutschen Bundes bildete der Abschnitt über das Bundeskriegswesen, durch welchen die Grundlage für die Verfassung und Friedensstärke der Norddeutschen Bundesarmee gesetzlich festgestellt werden sollte. Roon, der diesmal übrigens unterstützt wurde von mehreren der sieggekrönten Generale, die gleich ihm Mitglieder des Reichstages geworden waren, ergriff

während dieser Verhandlungen (Anfang April) mehrfach das Wort. Nach der Regierungsvorlage sollte die Friedensstärke des Heeres fortan 1 Prozent der Bevölkerung von 1867 betragen und alle 10 Jahre neugeordnet, zur Bestreitung der Kosten aber ein für allemal 225 Taler für den Mann berechnet werden. Dagegen hatten Forckenbeck und Genossen beantragt, zwar die Friedensstärke in der geforderten Zahl zu bewilligen, die qu. Ausgaben aber nur bis zum 31. Dezember 1871. Dies wurde bei der ersten Beratung angenommen, so daß Graf Bismarck als Bundeskanzler dagegen mehrfach auftreten und sogar mit seinem Rücktritt drohen mußte. Schließlich wurde nach Ablehnung des Stolberg'schen Antrages, welchen die Regierungen in erster Linie wünschten, ein Vermittelungsvorschlag Ujest-Bennigsen, über welchen man sich geeinigt hatte, zum Beschluß erhoben. Die Fortzahlung der 225 Taler pro Kopf wurde durch das Amendement auch nach dem 31. Dezember 1871 zugestanden, vorbehaltlich des dann zu vereinbarenden Etatsgesetzes; damit war diese Schwierigkeit glücklich erledigt, und der König konnte, nachdem die Verfassung durchberaten und im wesentlichen nach den Vorschlägen der Regierungen angenommen worden war, am 17. April die Sitzungen mit dem Ausdruck seiner aufrichtigen Befriedigung und Genugtuung über das gewonnene Resultat schließen.

In verhältnismäßig kurzer Tagung, vom 29. April bis 24. Juni 1867, war dann der Landtag der Monarchie versammelt. Dieser sowie die übrigen Volksvertretungen der norddeutschen Bundesstaaten erteilten der Verfassung gleichfalls ihre Sanktion; besondere Schwierigkeiten traten hierbei nicht hervor, insbesondere war Roon an diesen Verhandlungen nicht persönlich beteiligt.

Dagegen hatte er während der Herbstsession des auf Grund der Norddeutschen Verfassung neu gewählten Reichstages das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, welches die Festsetzung der Dienstzeit in der Linie (bei der Fahne und Reserve) und Landwehr regelte, zu vertreten. Da die Wahlen zu diesem vom 10. September bis 26. Oktober tagenden Reichstage wiederum günstig für die Regierung ausgefallen waren (etwa in denselben Zahlenverhältnissen wie bei den Wahlen im Frühjahr), so war im großen und ganzen die Annahme der Gesetzvorlage zwar gesichert, aber ganz ohne die Opposition der Linken konnte sie doch nicht erledigt werden, da von dieser Seite gegen die Bestimmung, daß die Reserven auch zu Friedensübungen zur Verstärkung des Heeres einberufen werden dürften, Widerspruch erhoben wurde. In dieser Angelegenheit nahm Roon am 18. Oktober das Wort, um in sehr warmen Worten jenen Punkt der Vorlage zu verteidigen, — sonst aber hatte er sich an den parlamentarischen Verhandlungen dieser Session nicht beteiligen können, da sein mit erneuter Heftigkeit aufgetretenes Hals- und Nervenleiden ihm die größte Schonung aufnötigte, so daß der Bundeskanzler, — der an dieser Stelle auch amtlich dazu in erster Linie berufen war, — die Regierungsvorlage meistens vertreten mußte, deren Annahme denn auch in denselben Tagen erfolgte.

Hiermit erst war die große Armeereorganisation abgeschlossen, und am 20. Oktober konnte Roon dem Könige, welcher damals in Baden-Baden weilte, dies melden und zugleich einen Abdruck des nach so langen und heißen Kämpfen endlich festgestellten Heeresgesetzes vorlegen.

Was Roon in diesen Kämpfen für das Vaterland geleistet, das ist niemals schöner und wärmer anerkannt worden,

als durch die eigenen Worte seines erhabenen Königs und Kriegsherrn, der ihm schon am 21. Oktober aus Baden-Baden eigenhändig schrieb:

„Soeben empfange ich Ihr Schreiben von gestern, mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes, und fügen Sie den Glückwunsch hinzu, daß endlich nach 8jährigen schweren Kämpfen dies Werk vollendet ist. Wenn ich Ihnen dafür meinen Dank ausspreche, so weiß ich aber auch, wem ich diesen Sieg verdanke, und das sind Sie!

Wenn ich den Weg nachgehe, den dieses Werk gegangen ist, seit unserer ersten Unterredung auf Babelsberg[1]) bis es nun vollendet ist, so siehet man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen!

Empfangen Sie also nun nochmals meinen herzlichen und tiefgefühlten Dank, für Alles was Sie in den 8 Jahren, mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit, geleistet haben, um das so nöthige Ziel zu erreichen. Den größten Lohn haben Sie auf den Schlachtfeldern von 1864 und 66 geerntet, wo die Gesetzlich-unfertige Armée solche Erfolge erfocht! Es ist gewiß ein Ereigniß ohne Gleichen, daß eine aus Parthei-Haß verunglimpfte Armée seine Parthei-Gegner so aus dem Felde schlagen mußte!!

Mit treuester Dankbarkeit Ihr ergebener König
Wilhelm.

Auch an anderen zahlreichen Kundgebungen, welche die Anerkennung für Roon und die Wertschätzung seiner Lei-

[1]) Siehe 11. Kapitel, in Band I, S. 343.

stungen öffentlich bekundeten, fehlte es damals nicht. Besonders erwähnt sei noch das folgende gnädige Handschreiben Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden. Dasselbe lautete:

Wertgeschätzter Herr General!

Die vielen Beweise freundlichen Entgegenkommens und thatkräfter Fürsorge, welche Euer Excellenz mir und meiner Regierung in den verschiedensten Fragen der militärischen Interessen des Großherzogthums gegeben haben, verpflichten mich, Ihnen dafür eine öffentliche Kundgebung der Dankbarkeit und Anerkennung anzubieten. Euer Excellenz kennen zwar den Grund meiner Gesinnungen Ihnen gegenüber und sind daher überzeugt, daß auch ohne äußeres Zeichen derselben meine Dankbarkeit für alle Ihre freundliche Bereitwilligkeit, uns zu helfen und unsere militärischen Aufgaben zu erleichtern, eine recht aufrichtige ist.

Sie werden es aber wohl gerne erkennen, daß ich es als eine werte Pflicht betrachte, Ihnen öffentlich kund zu geben, welche Bedeutung ich den Leistungen des Entgegenkommens beimesse, die Sie in Erfüllung Königlichen Wohlwollens uns in so freundlicher Weise zu Theil werden ließen.

Empfangen Sie daher hiermit das Großkreuz des Badischen Militär-Verdienstordens vom Großherzog Karl Friedrich und nehmen Sie dabei die Versicherung entgegen, daß ich mich glücklich schätze, den Kriegsminister unter die ersten Mitglieder dieses Ordens zählen zu dürfen, dem die preußische Armee und somit Deutschland stets dankbar bleiben muß für die Kraft und Ausdauer, womit er das hohe Ziel anstrebte und verfolgte, welches nun auch im Süden von Deutschland zur Geltung kommen soll. Möchte es Euerer Excellenz noch

recht lange Zeit möglich sein, Ihrem verehrten Könige und dem Vaterlande zu dienen. Mit diesem Wunsche bleibe ich in besonderer Werthschätzung Euer Excellenz

wohlgeneigter

(gez.) Friedrich, Großherzog von Baden.

Dritte Beilage

Grundlegende Denkschrift

über die

Heeresreform[1])

---

[1]) Vergl. Band I, S. 345 und Band II, S. 3.

Bemerkungen und Entwürfe zur vaterländischen Heeresverfassung

Vorbemerkung

Die vielbewunderte und oft bezweifelte Tüchtigkeit der Kriegsverfassung Preußens begründet, nächst seiner „Geschichte ohne Beispiel", seinen Anspruch auf Sitz und Stimme in dem großmächtigen Areopagus, der die politischen Geschicke der Völker bestimmt, und damit zugleich die Entwickelungen und Wandelungen des sittlichen Daseins der Menschheit nach Gottes Ratschluß zu gestalten und zu leiten berufen ist. Daß Preußen auf diese Weise in den höchsten und wichtigsten Interessen unsres Geschlechts ein gewichtiges Wort mitzureden hat: darin liegt seine welthistorische Bedeutung. Sich vor allen Dingen diese Bedeutung zu sichern, das ist seine historische Mission, seine politische Aufgabe. Preußens großmächtige Stellung ist daher zugleich ebenso

---

NB. Einige kleine Berichtigungen sind in diesem vorgefundenen Konzept gemacht, nachdem inzwischen gelegentlich der Publikation des Kriegsministeriums „Militärische Schriften Kaiser Wilhelm des Großen" von 1897 der amtliche genaue Text der Denkschrift daselbst mit abgedruckt worden ist.

sehr eine für die edelsten und höchsten Interessen der Menschheit unverkennbare politische Notwendigkeit als ein patriotisches Bedürfnis.

Es ist indes nicht die Absicht, von jenem allgemeineren Standpunkte aus darzutun, welche nachteiligen Folgen etwa Preußens Ausscheiden aus der großmächtlichen Pentarchie für die Weltinteressen notwendig herbeiführen müßte; die hier zu lösende Aufgabe beschränkt sich vielmehr auf die näher liegende praktische Frage, durch welche Mittel Preußen jene seine welthistorische Bedeutung zu behaupten, seine politische Mission zu erfüllen vermag.

Es ist eine zum Gemeinplatz gewordene Wahrheit, daß die materiellen Machtquellen dieser scheinbar kleinsten und historisch jüngsten Großmacht im Mißverhältnis stehen sowohl zu den seiner politischen Ranggenossen als zu den in seiner Mission liegenden unabweislichen Machtansprüchen. Überdies haben seine Nebenbuhler dafür gesorgt, daß dies Mißverhältnis durch die ungünstige Gestaltung der Landesgrenzen, sowie durch die damit gegebene Vermannigfaltung der politischen Berührungen und Beziehungen noch fühlbarer werde.

Aber es ist glücklicherweise nicht allein die materielle, auf größere Menschenzahl und die Übermacht des kraftkaufenden Geldes sich steifende Macht, wodurch die sittliche Ordnung der Dinge bestimmt, wonach die Herren- und Knechtsrollen hienieden verteilt werden. „Zahlen beweisen", aber sie entscheiden nicht. Sie sind in der historischen Wirklichkeit bloße Faktoren, deren wahre Bedeutung in der Tat lediglich durch die damit verbundenen höheren Faktoren des Muts, der Intelligenz, der sittlichen Würde bestimmt wird.

Erst die Vervielfältigung jener mit diesen ergibt das den Staaten wie den Einzelnen wirklich eigene Maß an

wahrer Macht und Größe. Darin liegt die Möglichkeit für das an materieller Macht verhältnismäßig schwache Preußen, seine politische Aufgabe zu lösen und die ihm gebührende Machtstellung zu behaupten. Darin liegt für Preußen zugleich die Notwendigkeit

1. Durch eine wohlgeordnete und sparsame Finanzwirtschaft mit seinen verhältnismäßig geringen, aber wohl und weise verwandten Geldmitteln allen Bedürfnissen seiner Lage zu genügen,

2. Durch die drohende Wucht und Schärfe seines allzeit kampffertigen Schwertes den Machtanspruch zu bewähren und zu verwerten, den es, vermöge seiner eigentümlichen Mission, zu machen berufen ist.

Jene Möglichkeit und diese Notwendigkeit, von Preußens weisen und großen Monarchen frühzeitig erkannt und erfolgreich benutzt, erklären und begründen „seine Geschichte ohne Beispiel"; sie haben dem Volksgeist jenen kriegerischen Schwung verliehen, dessen fernere Pflege die unerläßlichste Bedingung seiner Fortdauer ist.

Diese von allen einsichtigen Patrioten anerkannte Wahrheit ist selbst heute, nach einem mehr als 40jährigen Frieden und ungeachtet der von der Zeit mit unverkennbarer Einseitigkeit gepflegten Kultur der materiellen Interessen, noch in dem lebendigen Bewußtsein des Volkes.

Aller persönlicher Opfer und Unbequemlichkeiten ungeachtet, welche die Pflege der nationalen Streitbarkeit dem Einzelnen auferlegt, ist die Überzeugung von ihrer Unerläßlichkeit bei Kräften geblieben, und selbst der eingefleischteste Industrialismus wagt in Preußen nicht in Elihusche Hymnen mit einzustimmen, weil er seinen wahren Vorteil besser versteht und begriffen hat, daß sich unter den mächtigen Schwingen des Adlers sicherer wohnen und reichlicher re-

werden läßt, als in dem engen Pfahlbürgertum eines machtbeschränkten Handels- oder Industriestaates.

Jene Bedingungen indes, welche Preußens großmächtliche Stellung ermöglichen, stehen in einem gewissen, einander beschränkenden Gegensatz. Die unerläßliche Rücksicht der Sparsamkeit verbietet die Verwendung unverhältnismäßiger Summen für die Streitmacht, während umgekehrt die nicht minder unerläßliche Rücksicht für eine unverhältnismäßig gesteigerte Streitbarkeit die Finanzkräfte des Staates in höherem Maße in Anspruch nimmt, als es die Staatseinkünfte zu erlauben scheinen. — Dennoch wird derjenige nimmer zu förderlichen Resultaten gelangen, der nichts versteht, als beide Rücksichten zu balanzieren.

Es fragt sich daher, in wie weit die eine dieser Bedingungen die andre beschränken darf, und die Beantwortung dieser Frage gehört zu den schwierigsten Problemen des preußischen Staatsmannes. Wir abstrahieren hier billig von der Lösung desselben und substituieren ihr die gewiß unanfechtbare allgemeine Behauptung, daß die durch einseitige Berücksichtigung der finanziellen Interessen normierte Minderausgabe für irgend einen Zweck, eine Verschwendung, die wohlerwogene Mehrausgabe für denselben Zweck im Leben des einzelnen Menschen wie der Staaten dagegen in der Tat eine Ersparnis zu sein pflegt. Je wichtiger dieser Zweck, je mehr er die ungeschmälerte Fortdauer der eigenen Existenz bedingt, desto mißlicher erscheint daher jene engherzige Scheu vor der Größe des Preises. Wer Leben und Börse zu schützen einer tüchtigen Waffe bedarf, kann sich vernünftigerweise nicht mit einer minder tüchtigen, wenngleich wohlfeileren begnügen wollen. Wer es dennoch tut, wird den ausgegebenen geringeren Preis weggeworfen haben

und sich zu spät überzeugen, daß er weiser und sparsamer gehandelt hätte, wenn er, um Leib und Gut zu sichern, um das Mehr nicht gegeizt hätte.

Wenn Friedrich der Große, bei nur etwa 6 Millionen Untertanen und 22 Millionen Einkünften, 13 Millionen für die schützende Waffe, für sein gutes Heer verausgabte, so war dieser Preis nicht zu hoch, denn der beabsichtigte Zweck wurde vollkommen erreicht; die Waffe war teuer, aber vortrefflich und allgemein gefürchtet, und deshalb gewann Preußen ein über seine materielle Macht weit hinausragendes Ansehen. Wenn spätere Zeiten, bei gewachsenen materiellen Kräften, numerisch gleich starke oder stärkere Heere mit verhältnismäßig geringerem, wiewohl immer ansehnlichem Geldaufwande aufstellten: so liegt ihr etwaiger geringerer Wert allerdings nicht in den geminderten Kosten; es ist aber wohl zu erwägen, ob das dafür Geschaffene des Preises würdig, ob um einen wenig höheren Preis nicht vielleicht ein ungleich wertvolleres Instrument, eine wesentlich tüchtigere und gefürchtetere Waffe zu erlangen gewesen wäre. — Über den Wert des Heeres von 1806 hat die Geschichte mit kurzer Hand gewaltsam den Stab gebrochen; es war nach Zahl und innerer Güte der Aufgabe nicht gewachsen, die es zu spät zu lösen berufen wurde. Seine vielfach besprochenen Mängel liegen offen da. Eine falsche und knappe Ökonomie nimmt unter ihnen keinen unbedeutenden Platz ein, obgleich 20 Millionen, bei nur 37—38 Millionen Staatseinkommen, dafür ausgegeben wurden.

Über den Wert unsrer jetzigen Heerorganisation hat die Erfahrung das entscheidende Wort noch nicht gesprochen. Bei der ihr von oben wie von unten unausgesetzt zugewandten weisen und warmen Fürsorge und Teilnahme ist es mißlich, ihre Zulänglichkeit in Zweifel zu ziehen. Und dennoch liegt

dem Patrioten, dem Soldaten vom Fach nichts näher an, als ernstes und reifes Nachdenken über eine Frage, die des teuren Vaterlandes, die des Heeres, dessen Glied er ist, Ruhm und Größe in Gegenwart und Zukunft entscheiden wird.

Diese Erwägung entschuldigt, ja berechtigt die nachfolgenden Bemerkungen, Untersuchungen und Entwürfe.

I. Über Preußens Landwehr

Es ist zunächst die Frage zu beantworten, ob und welche Mängel der jetzigen Kriegsorganisation Preußens ankleben, um sodann die weitere Aufgabe zu lösen, durch welche Veränderungen jene Mängel zu beseitigen sein dürften.

Was die erstere Frage betrifft, so wird hier bei ihrer Beantwortung von vorn herein auf eine erschöpfende Kritik verzichtet. Es sollen hier weder alle Vorzüge noch alle Mängel unserer Armeeverfassung einer eingehenden Besprechung unterworfen werden. Es genüge hier auf einige, auf diejenigen Mängel aufmerksam zu machen, deren Beseitigung sich als ein wahres patriotisches Bedürfnis geltend macht, weil ihre Fortdauer nicht nur die Machtstellung Preußens, sein Ansehen in Europa, die Erfüllung seiner politischen Mission, sondern seine Existenz selbst in Frage zu stellen scheint.

Als Preußen, bei der letzten Neugestaltung der Karte von Europa, den ihm gebührenden, wohl verdienten Platz unter den Großmächten wieder einnahm, verlangten seine Interessen ein wohlfeiles und zugleich imponierend starkes Heer, welches schnell und leicht und zwar unter allen denkbaren politischen Konjunkturen vom Friedens- auf den Kriegsfuß übergehen könne; an innere Verstimmungen und revolutionäre Bewegungen wurde dabei aus nahe liegenden

Gründen nicht gedacht. Die Errichtung der Landwehr, obschon an sich ein bloßer Notbehelf, hatte Preußens Heere während der eben beendigten Feldzüge numerisch stark gemacht. Die Fortdauer dieses Instituts schien sowohl den erforderlichen finanziellen Rücksichten als gleichzeitig dem fühlbaren Bedürfnis nach dem Besitz einer imposanten Waffenmacht zu entsprechen. Die wenngleich vielfach überschätzten kriegerischen Leistungen der Landwehr in den glorreich beendeten Kämpfen schienen ihre Fortdauer zu rechtfertigen. Unter dem Eindruck jener Überschätzung und der in einer geistig schwungvoll angeregten Zeit durch Zeitungsphrasen und Tischreden angefachten falschen Vorstellung von der Unwiderstehlichkeit und Unbezwinglichkeit einer „allgemeinen Volksbewaffnung" wurde aus dem „Notbehelf" die „Grundlage eines Systems" gemacht. Man übersah dabei völlig, daß nur die erste Errichtung der Landwehr in den ältesten und kriegerischsten Provinzen des Staats, unter der Einwirkung der höchsten, durch den unerträglichen Druck der Fremdherrschaft erzeugten Aufregung, sich zeitweise bewährt hatte, daß dagegen spätere Nachbildungen dem preußischen so überaus glänzenden Feldzuge von 1815 sehr dunkle und trübe Schatten verliehen hatten.

Preußens neueste Heerverfassung beruht somit auf wesentlich theoretischen Basen, auf einer bloßen Illusion, die seitdem in Prosa und Versen verherrlicht worden ist. Preußens Stern hat sich auch darin bewährt, daß diese Illusion so lange bei Kräften geblieben ist. Ein ernsthafter Krieg, in den wir etwa durch die von der Julirevolution erzeugten Verwickelungen verflochten worden wären, würde vielleicht zu noch bittereren Enttäuschungen geführt haben, als die trüben Erfahrungen, die wir im letzten Jahrzehnt über die Unzulänglichkeit des Systems zu machen bestimmt waren.

Worin liegen nun die Mängel eines Systems, über welches alle denkenden und sachkundigen Patrioten bereits den Stab gebrochen haben? Selbst in unserer Landesvertretung, in einer Versammlung, die berufmäßig „den Daumen auf den Beutel" zu halten hat, sind patriotische Stimmen laut geworden, welche diese Mängel öffentlich zur Sprache brachten, wiewohl der wesentlichste Vorzug des angefochtenen Systems, die Wohlfeilheit, es in jener Versammlung vor allen Vorwürfen hätte schützen sollen. Aber das Vertrauen darauf ist überall erschüttert und untergraben im Inlande wie im Auslande, obgleich unsere heutige Landwehr, Dank den Erfahrungen der „tollen Jahre" und den daran geknüpften Palliativreformen nach Geist und Material unvergleichlich besser ist, als die vielgelobte vor jener Katastrophe.

1. Die Landwehr ist eine politisch falsche Institution, denn sie imponiert dem Auslande nicht, und ist für die äußere wie für die innere Politik von zweifelhafter Bedeutung

Sie imponiert dem Auslande nicht, weil man ihre Mängel richtig und rechtzeitig erkannt hat. Sie ist in seinen Augen eine bloße Provinzialmiliz, die bei vorzüglicher Politur und trefflicher Ausrüstung dennoch fast alle Mängel einer solchen Miliz teilt und fest organisierten alten Truppen nicht gewachsen ist. Diese Ansicht erklärt, warum man die Landwehreinrichtung, ungeachtet ihrer empfehlenden Wohlfeilheit, nirgend nachgeahmt hat, als etwa in Sardinien, wo indes die Erfahrungen des Feldzuges von 1848 gleichfalls nicht zu ihren Gunsten gesprochen, so daß man auch dort zu wesentlichen Reformen sich bewogen fand.

Die Landwehr, deren Existenz das Ausland schwerlich über Preußens Waffengewalt täuscht, hat für das Inland

die Bedeutung, daß es sich über diese seine Waffenmacht bedenklichen, ja gefährlichen Illusionen hingiebt; daß man im eigenen Hause nicht Herr ist; daß man bei jedem Konflikt der Meinungen, in den die Regierung mit den Regierten oder einem Teil derselben gerät, den Effekt berechnen und veranschlagen muß, den angefochtene Regierungsmaßregeln der äußeren wie der inneren Politik auf den bewaffneten Teil des Volkes, auf die Landwehr äußern möchten. Ihre Existenz bindet der Regierung also in gewissem Grade die Hände, macht sie schwach, wo sie im Interesse des Landes stark, unentschlossen und zaudernd, wo sie entschieden und rasch auftreten sollte. Dieser Nachteil droht verderblich zu werden, seit jeder Landwehrmann durch unsere jetzige parlamentarische Regierungsreform Wähler, seit er nicht bloß den Arm, sondern auch die Zunge zu brauchen berufen und berechtigt ist. Der richtige Grundsatz, „die bewaffnete Macht deliberiert nicht, sie führt bloß aus", ist bei uns wesentlich verletzt, und, so lange die Landwehr ihr jetziges korporatives Dasein behält, gar nicht wieder herzustellen, während man nach dem Beispiele Englands dahin wirken sollte, auch dem stehenden Heere das aktive wie das passive Wahlrecht zu entziehen.

Aber selbst abgesehen von inneren Zerwürfnissen, wer vermöchte ohne Besorgnis auf unsere Landwehr bei politischen Notwendigkeiten zu blicken, welche mehrere schnell auf einander folgende Mobilmachungen, Wiederentlassungen und Wiedereinziehungen zur Folge haben? Wird der Landwehrmann, der auf diese Weise alle seine bürgerlichen Bestrebungen durchkreuzt, der seine Häuslichkeit zerstört, seinen Erwerb vernichtet, seine Familie ruiniert sieht, auch allen diesen wiederholten Anforderungen des Vaterlandes mit der Freudigkeit genügen, wie es 1813 in den alten Provinzen des

Staates in der Regel geschah? Oder wird der inzwischen für politisch mündig erklärte, so schwer verletzte „Staatsbürger" nicht vielmehr die Politik, die solche Notwendigkeit mit sich bringt, bemängeln und verdammen, den Hetzereien der Parteischreiber Gehör geben und jede Gelegenheit mit beiden Händen ergreifen, um sich seiner drückenden Pflichten mit List oder Gewalt zu entziehen? — Alle diese Umstände ergeben für die Regierung eine Abhängigkeit von dem Winde der öffentlichen Meinung, welche ihr jedes freie politische Handeln unmöglich macht. Diese Freiheit aber ist das erste Erfordernis einer starken, unabhängigen Regierung, und eine diese Freiheit beeinträchtigende Kriegsverfassung kann unmöglich, was auch die Finanzmänner zu ihren Gunsten sagen mögen, die politische Zukunft des Staates sichern, — eines Staates, dessen komplizierte politische Lage zwischen drei übermächtigen Nachbarn und einer großen Zahl zweifelhafter kleiner Freunde ohnehin erforderlichenfalls nicht nur eine ganz vorzugsweise prompte, sondern noch viel mehr eine unzweifelhaft schneidige und wuchtige Degenführung erheischt. Eine Armee aber, die zur Hälfte aus Milizen von so zweifelhafter Botmäßigkeit besteht, ist dazu nicht geeignet.

2. Die Landwehr ist aber zugleich auch ein militärisch falsche und schwache Institution, weil sie

a) des eigentlichen, richtigen, festen Soldatengeistes und

b) der sicheren disciplinarischen Handhaben entbehrt, ohne die kein zuverlässiger militärischer Organismus gedacht werden kann.

Der Landwehrmann hält sich für den Gegensatz des Berufssoldaten, und die Natur unsres Systems, sowie die amtliche Ausdrucksweise „Linie und Landwehr" scheinen ihn dazu zu berechtigen.

Er hat sich, nachdem er seiner kurzen Dienstpflicht im stehenden Heere genügt hat, und diesem noch einige Jahre als Reservemann verpflichtet geblieben ist, vielleicht noch vor Ablauf dieser Zeit verheiratet, eine Familie, ein eigenes Hauswesen gegründet; er fühlt sich als Bürger, als Hausvater; er will für sich und seine Familie erwerben; all' sein Sinnen und Trachten ist auf bürgerliche Zwecke gerichtet; sein Militärverhältnis erscheint ihm als höchst unbequeme Nebensache, weil es ihn in allen bürgerlichen Bestrebungen hemmt und hindert; er zählt die Tage und Stunden, die er ihm notgedrungen widmen muß, und macht, selbst in der Uniform, bürgerliche Rechte und Rücksichten gern und in so weit geltend, als es ihm durch die etwaige unzeitige Nachsicht seiner passageren Militärvorgesetzten irgend gestattet wird. Er fühlt, denkt, strebt während des Friedens rein bürgerlich; er hat ein Recht dazu. — Und im Falle eines Krieges, einer Mobilmachung, den der Berufssoldat nach so viel Jahren gleichförmiger Friedensübungen mit freudigem Herzklopfen begrüßt, wird sich dann etwa bei der Landwehr jener kriegerische Eifer, jenes Feuer, jene Wärme für die ernste Ausübung des blutigen und peinlichen Berufs entwickeln in einem Augenblicke, wo die oft mühsam errungene Existenz bedroht wird, wo alle Fäden des bisherigen Daseins zerschnitten werden, und die ganze Zukunft in einen schwarzen Totenschleier gehüllt scheint? Es ist unmöglich, diese Frage zu bejahen. Der Landwehrmann ist eben nicht Soldat; er hat das Waffenhandwerk allerdings in einem gewissen Grade erlernt, aber seine Seele hängt an seinen Feldern, seinem Meißel, seinem Leisten; an seiner Heimat, nicht an seiner Fahne. Es soll ihm kein Vorwurf daraus gemacht werden; im ganzen und großen kann es sich eben nicht anders verhalten, denn die menschlichen Sympathien sind Produkte der

Erziehung und Gewöhnung und nicht irgend eines Kodex oder Katechismus.

Der Landwehrmann fügt sich allerdings der militärischen Disziplin, sobald er muß, aber dieses „Muß" hat, bei der Schwäche des Rahmens, bei der erfahrungsmäßig quantitativ wie qualitativ häufig unzulänglichen Befehlsführung, leider oftmals einen höchst matten Klang. Bei der Schwäche der disziplinarischen Handhaben ist man genötigt, an den guten Willen und die zuweilen vielleicht nur supponiert patriotische Gesinnung zu appellieren. Aber die Impotenz dieser moralischen Potenzen wird durch die Erfahrung ins grellste Licht gestellt[1]).

Man werfe nicht ein, daß die politische Verstimmung jener Tage, die allgemeine Verwirrung von Recht und Pflicht in den Begriffen der Menge Erscheinungen dieser Art hinlänglich erklären, daß aber, sobald der Patriotismus des Volkes mitspreche, ganz andre, wahrhaft erhebende Erfahrungen gemacht werden würden. Das sind in der Tat höchst gefährliche Illusionen! Daß Vorgänge, wie wir sie in den leid- und schmachvollen Tagen revolutionären Aberwitzes erlebt, der Landwehr in den vorangegangenen Friedensjahren ganz fremd geblieben wären, ist eine Behauptung, die niemand wagen wird, der in die Dinge selbst hinein gesehen und nicht bloß die bezüglichen Berichte gelesen hat, mit denen man sich und andern etwas weiß zu machen beeifert

---

[1]) Hat man doch 1849 Landwehrbataillone, beordert gegen den Feind zu marschieren, nur durch verheißene und von Meile zu Meile aufgestellte, aus der Privatkasse des verzweifelten Kommandeurs bezahlte Tonnen Biers im Gange erhalten; die eigentümlichen Verhältnisse der Landwehr ließen es nicht geraten erscheinen, statt jenes Labsals die eisernen Schrauben der Kriegszucht zum Vehikel zu machen.

war, was in der Wirklichkeit schwarz oder doch sehr grau war; Belege dafür wären leider zahlreich zur Hand, wenn ihre Aufzählung hier nicht zu weit führte. Daß die Landwehr, unter Beibehalt ihrer jetzigen Organisation, künftig unter jeglicher Voraussetzung, gleich den Berufssoldaten allen Anforderungen des Vaterlandes genügen, sich willig ordnen und rüsten, freudig und gehorsam gegen den Feind führen und in der ernsten Stunde der Entscheidung tapfer streiten werde: das ist eine Behauptung, für welche, abgesehen von den ganz absonderlichen Zuständen und Stimmungen des Freiheitskrieges, bis jetzt jede direkte Erfahrung fehlt und a priori schwer zu beweisen sein möchte; gegen welche aber alle in der Natur der entsprechenden Verhältnisse liegenden Gründe geltend zu machen sind. Es können freilich Zeiten allgemeiner Begeisterung des Volkes wiederkehren, und wer wäre töricht genug die segensreiche Mitwirkung einer solchen zu leugnen! Aber wahrlich törichter noch, diese Flamme als selbstverständlich vorauszusetzen und sie als mutmaßlichen Faktor eines unentbehrlichen Resultats in Ansatz zu bringen. Eine gute und gesunde Organisation muß jeder solcher durch patriotische Stimmungen hervorgerufenen Steigerung fähig, nicht aber darauf berechnet sein. In Friedrichs und Napoleons, in allen großen Armeen bildeten und bilden sich solche moralische Potenzen von selbst aus. Der Korpsgeist, die Ehrliebe, die Treue und Hingebung für die Person des Kriegsfürsten, des Feldherrn zählen dahin, aber es sind Wirkungen, hervorgerufen nicht durch die Paragraphen des Mobilmachungsplanes, sondern durch gemeinsame Taten, Gefahren und Leiden, gegenseitige Schätzung und verdientes und erwidertes Vertrauen. Die unentbehrliche Grundlage aber aller militärischen Größe ist die dem Volkscharakter, dem vorhandenen

Geist der Armee angemessen geordnete und mit unwandelbarer Konsequenz gehandhabte Kriegszucht, und diese Grundlage fehlt unsrer Landwehr! — Vermag man ihr dieselbe nicht zu geben, so ist es besser, das ganze Institut in seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung aufhören zu lassen, wie denn auch bekanntlich Scharnhorst, der Begründer desselben, selbst geäußert, daß es, für lange „Friedens-Epochen ungeignet", einer künftigen „Umbildung dringend bedürfen" würde. Die Erfahrungen der Jahre 1848, 1849 und 1850, welche diese Notwendigkeit entschieden bestätigten, haben denn auch zu den bekannten im Jahre 1852 angeordneten Modifikationen des Systems geführt, wodurch die Hauptmängel desselben beseitigt werden sollten. Man hatte erkannt, daß

1. eine innigere Verschmelzung der Landwehr mit der Linie für die erstere eine Lebensfrage sei;

2. daß dem Mangel an geeigneten Führern abgeholfen werden müßte.

Man hat sich indeß begnügt, in ersterer Beziehung die Aufhebung der bisherigen Landwehrbrigaden und die Vereinigung der gleichnamigen Linien- und Landwehrregimenter unter demselben Kommando anzuordnen und in letzterer Beziehung bei jedem Linieninfanterieregiment etwa halb so viel Hauptleute mehr zu schaffen als die Landwehr Kompagnieführerstellen zählt.

In dem Nachfolgenden bleibt zu untersuchen, ob diese Maßregeln radikale Reformen oder bloße Palliative sind.

„Die Stärke einer Armee besteht in der Stärke ihrer Kadres." Dieser bekannte Ausspruch Napoleons, dessen Wahrheit nach der Wiederaufrichtung seiner auf Rußlands Schneefeldern vernichteten Armee bei Gr. Görschen, Leipzig ꝛc.

so glänzend bestätigt wurde, dürfte auch für die vorstehende Frage als entscheidend zu betrachten sein.

Die Landwehr hat selbst weder diensterfahrene Offiziere und Unteroffiziere in einigermaßen hinreichender Zahl, noch kann sie deren aus den Reihen des stehenden Heeres erhalten, ohne dieses selbst in seinen Kadres aufs nachteiligste zu schwächen. Die etatsmäßige Anzahl an Offizieren ist bei vielen Landwehrbataillonen nicht mehr vorhanden, seitdem die reorganisierenden Bestimmungen des Jahres 1819 dahin modifiziert worden, daß auch die Landwehroffiziere mit dem vollendeten 32. Lebensjahr ins 2. Aufgebot übertreten können, und seit die betreffenden Behörden pflichtmäßig dahin wirken, daß die notorisch Unabkömmlichen nicht länger als gesetzlich im 1. Aufgebot verbleiben. Seitdem gibt es Landwehroffizierskorps, die im 1. Aufgebot nicht mehr als 6 bis 7 Mitglieder zählen, also nur ein Drittel des Etats erfüllen. Es steht dahin, wie viele von diesen Wenigen im Fall einer Mobilmachung von den betreffenden Civilbehörden als unabkömmlich reklamiert werden. Und diejenigen, welche schließlich übrig bleiben? Nun, es sind in der großen Mehrzahl wackere Männer, die oft den regsten Eifer, zuweilen sogar viel Geschick für die Rolle mitbringen, die sie während der kurzen Friedensübungen spielen müssen, — welche aber meist als ehemals einjährige Freiwillige ihre erste militärische Erziehung erhalten haben, die dann im besten Falle durch wiederholte mehrwöchentliche Dienstleistungen bei den entsprechenden Linienregimentern, sowie durch die Teilnahme an den während ihres Verbleibens im ersten Aufgebot stattfindenden Übungen nach Möglichkeit weiter gebildet worden sind. In der Tat, eine solche Sonntagsschule kann unmöglich diensterfahrene, ihrer eigenen Tüchtigkeit vertrauende und ihren Untergebenen Vertrauen einflößende Führer bilden.

Das liegt auf der flachen Hand, daß selbst unsere wohl dressierte und trefflich ausgerüstete Landwehr eines stärkeren Verbandes bedarf, um zusammen zu stehen und zu bleiben, um die Wehrmänner aus Milizen mit vorherrschend bürgerlichen Meinungen und Zielen zu festen Soldaten zu machen, die in Glück und Unglück „wie zusammen geleimt und gegossen" allen Wechselfällen des Krieges männlich die Stirn zu bieten wissen. Diese Offiziere, die nur in geringer Minderzahl für ihre Kompagnieführer eine Stütze und für ihre Untergebenen instruktive Befehlshaber und feste Aufseher sind, tun's also nicht.

Ebenso wenig aber füllen die vorhandenen Landwehrunteroffiziere die solchergestalt offen bleibende Lücke aus. Langgediente Unteroffiziere kann der zur Verwendung im freien Felde bestimmte Teil der Landwehr nach unserm System nur verhältnismäßig wenige haben, weil die altgedienten Unteroffiziere der Linie bei ihrem Ausscheiden in der Regel auch ins zweite Aufgebot übertreten; der Mehrzahl nach sind die Landwehrunteroffiziere daher Individuen, welche, bei guter Führung und genügender Instruktion, von der Linie mit dem Qualifikationsatteſt zum Landwehrunteroffizier entlassen und später zu dieser Charge ernannt werden. Diese ehrlichen Leute sind meist achtbare Bürger und Landbauer geworden, aber militärische Neigungen und Gewohnheiten gehören gewiß nur selten zu ihren Eigenschaften; hätten sie solche besessen, sie hätten das stehende Heer nicht nach Ableistung ihrer Dienstpflicht verlassen.

Stellen wir nun auf die eine Seite alles, was bei unseren Landwehrbataillonen als Kadre, was an belebenden organischen Funken, als Seele vorhanden ist: den Kommandeur mit seinem Adjutanten, 4 Bezirks-, 4 Reservefeldwebel, die 4 Kapitänd'armes, den Bataillonsschreiber und

die 16 Gefreiten und Stammannschaften, welche, meist Handwerker, im Kriegsfalle dem betreffenden Ersatzbataillon zufallen; dazu die von der Linie kommandierten Kompagnieführer, sowie die ganz unzureichende Zahl von jüngeren Offizieren und Unteroffizieren der Linie, die von dieser abgegeben werden sollen; endlich die vom Kontor- und Aktentisch abgerufenen wenigen Landwehroffiziere; und stellen wir auf die andre Seite als Körper, als zu belebende Masse, die durch die Einberufungsordre von Haus und Hof, von Weib und Kind gerissenen, in ihren intimsten Verhältnissen tief und schmerzlich verletzten Wehrmänner, gegen 1000 an der Zahl: so wird man zugeben müssen, daß diesem mächtigen Körper doch offenbar nur eine schwache, kränkliche Seele zugeordnet ist, und es ist gewiß eine wohl aufzuwerfende Frage, ob ein solcher Organismus Lebensfähigkeit besitzt, namentlich wenn man seine alle Kriterien harmonischer Gesundheit voraussetzende ernste, blutige Bestimmung ins Auge faßt. Aber diese Frage wird noch viel ernster, wenn man erwägt, daß ein gut Teil jener belebenden Funken, nämlich die Hälfte der von der Linie commandierten Kompagnieführer, sowie die eben daher zu entnehmenden jüngeren Offiziere und erfahrenen Unteroffiziere dort gar nicht entbehrt werden können, ohne auch den Organismus der Linie in der bedenklichsten Weise zu schwächen und ihren Wert bedeutend zu vermindern.

Geschähe es dennoch, wie unser Mobilmachungsplan will, so würde die eine Hälfte der Armee zwar aus „dem Kern der Nation" formiert, dennoch, aus Mangel an fester Organisation nur in lose Haufen geordnet, Gefahr laufen, bei dem ersten kräftigen Stoße zu zerschellen, während die andere, in wenig festerem Rahmen gebildete Armeehälfte dann dieselben Bedenken erwecken und überdies, da sie zum großen

Teil aus physisch noch nicht reifen jungen Leuten besteht, den Entbehrungen und Anstrengungen eines Feldzugs minder gewachsen sein würde. — Erfahrungen im großen zur Bestätigung dieser Besorgnisse fehlen uns allerdings; darf man aber die kleineren Erfahrungen der letzten Jahre des letzten Dezenniums als Maßstab anlegen, so erscheinen jene trüben Sätze wohl kaum als Erzeugnisse bloßer Gespensterfurcht.

Eine andere Schwäche des Systems will ich nur der Vollständigkeit wegen berühren. Es ist seine Ungeeignetheit zu partiellen Mobilmachungen, bei denen man genötigt ist, entweder den wesentlich für den Kriegsfall organisierten Truppenverband zu zerreißen, wie es 1848 und 1849 geschah, oder einzelne Provinzen und Regierungsbezirke unbillig und unverhältnismäßig zu belasten, während andere frei ausgehen.

Zum Schlusse dieser Betrachtungen muß ich mir noch einige kecke Fragen erlauben. Napoleon, dem man ein Urteil in solchen Dingen zugestehen muß, hat irgendwo gesagt:

„Les armées permanentes, fortement constituées, ont prouvé leur supériorité constante sur les milices des peuples les plus belliqueux.“

Ist dieser Ausspruch richtig, — und Geschichte und Erfahrung bezeugen dies —, so ist auch die aufzuwerfende Frage gerechtfertigt:

„Ist unsre halb aus jungen Soldaten in zu schwachen Kadres, halb aus älteren, bürgerlich gestimmten und noch loser zusammengehaltenen Wehrmännern bestehende Armee im stande, gleich starken, aus altgedienten, militärisch fest eingefügten Soldaten bestehenden Heeren unsrer Nachbarn mit begründeter Aussicht auf günstigen Erfolg in offener Feldschlacht die Stirn zu bieten?“

Und wenn kein rechter Preuße fähig ist, diese Frage ohne weiteres zu verneinen, weil sich im offenen Kampfe durch Mut und Umsicht, — Faktoren, an denen wir Gottlob keinen Mangel haben —, erfahrungsmäßig vieles ursprünglich Ungleiche gleich machen läßt: so erregt doch die weitere Frage:

„Sind wir auch im stande, mit einer so organisierten Armee jenen Heeren gegenüber einen durch die etwaige Überlegenheit des Feindes oder durch eine erlittene Schlappe notwendig werdenden Manöverkrieg mit vielleicht fortgesetzten Rückzügen, bei denen Hab und Gut, Weib und Kind dem Feinde preisgegeben werden muß, zu führen, ohne die teilweise Auflösung unsrer Bataillone zu riskieren?" ohne Zweifel ernstere Bedenken, über welche sich mit dem lebhaftesten Selbstgefühl und dem wärmsten Patriotismus im Herzen, nicht so leicht hinwegkommen läßt.

II. Über Preußens stehendes Heer

und seine etwaigen Mängel in erschöpfender Ausführlichkeit zu sprechen, liegt keine dringende Veranlassung vor. Die in dieser Beziehung geltend zu machenden nächsten Bedürfnisse der Linie hängen zum großen Teil direkt mit den eben dargelegten Gebrechen des Landwehrsystems zusammen und sind daher mit der Abstellung des letzteren gleichzeitig zu befriedigen; zum Teil sind sie unabhängig von der Gesamtorganisation, und werden, sobald nur die richtigen Grundsätze für diese gefunden sind, bei der regen Aufmerksamkeit, bei der warmen Teilnahme und Weisheit, die unsrer Heerverfassung erfahrungsmäßig höchsten und allerhöchsten Orts zugewandt ist, ohne Zweifel gleichfalls ihre Abhilfe finden.

Zu den ersteren, zu den organischen Bedürfnissen der Armee, deren Befriedigung die Abstellung aller Hauptgebrechen der Linie wie der Landwehr verspricht, gehört vor allen Dingen:

1. Die Verstärkung ihrer Kadres
   a) durch die Anstellung einer für die Bedürfnisse des Dienstes ausreichenden Zahl von Offizieren, die die für ihren Beruf nötige Erziehung und Ausbildung erhalten haben;
   b) durch die Erziehung und Etatisierung einer hinreichenden Zahl von brauchbaren und zuverlässigen Unteroffizieren.
2. Die Vermehrung des Präsenzstandes an Gemeinen, namentlich bei der Infanterie und den Pionieren, um auf diese Weise die sogenannten Freiloser mit in die Heeresschule aufnehmen, dadurch die Zahl der Kriegsreserven ansehnlich vermehren und die höheren Altersklassen des bisherigen 1. Aufgebots, in denen die Mehrzahl der verheirateten und bürgerlich selbständigen Wehrmänner steckt, früher ins bisherige 2. Aufgebot entlassen zu können.

Über die weiteren Desiderien für die stehende Armee mich hier gleichzeitig zu verbreiten, muß ich mir versagen, bis Anlaß und Aufforderung dazu vorliegen. Dies scheint um so mehr geboten, als in Wahrheit allein die vorbezeichneten Bedürfnisse die volle Aufmerksamkeit und Tätigkeit aller Sachverständigen und Berufenen in Anspruch nehmen und als ihre völlige Befriedigung ohnehin erst ein Werk von Jahren sein kann, so schleunig man sie auch herbeizuführen wünschen muß.

Es sei gestattet, die genannten Bedürfnisse und die Mittel ihnen abzuhelfen, näher ins Auge zu fassen.

1.
Die Verstärkung des Kadres

Des großen Mangels an Offizieren bei der Landwehr ist bereits gedacht worden. Derselbe herrscht fast in gleichem Maße bei der Linie, sobald diese alle an sie gemachten Ansprüche der Landwehr, der Adjutantur, der Ersatztruppen u. s. w. nach Möglichkeit befriedigt hat. Es findet dabei der einzige, wiewohl wesentliche Unterschied statt, daß die schwachen, der Linie verbleibenden Offizierkorps ganz aus Berufssoldaten bestehen, die des Metiers vollkommen kundig oder doch dafür erzogen sind; daß dies jedoch bei den schwachen Offizierkorps der Landwehr nur von der Minderzahl gilt. Es ist erwähnt, wie diese geringe Zahl von nur teilweise berufskundigen Befehlshabern die Linie wie die Landwehr desorganisiert. Es handelt sich hierbei nicht um *wenige* Fehlende. Es mangeln, — bin ich recht unterrichtet —, beispielsweise einem, dem 5. Armeekorps, im Falle der Mobilmachung allein gegen 400 Offiziere an der Etatszahl. Findet, wie wahrscheinlich, bei den übrigen ein ähnliches Verhältnis statt, so muß für die ganze Armee im Augenblick der Mobilmachung die große Zahl von mehr als 3000 Offizieren, d. i. mehr als ein Viertel des gesamten Bedarfs, kreiert werden und zwar zum großen Teil aus sehr ungeeignetem Material, und selbst dergleichen findet sich, — glücklicherweise! kann man sagen —, nicht überall.

Eine ähnliche Unvollständigkeit des Rahmens findet in betreff der Unteroffiziere statt. Die ins Feld rückende *Infanterie* bedarf deren allein gegen 20000, und darauf sind im Frieden etatsmäßig etwa 10000 effektiv aber gewiß an 800 weniger[1])

[1]) Manche Regimenter, namentlich die rheinischen, haben jahraus, jahrein 30—40 Unteroffiziermanquements, während sie dennoch eine mehr als wünschenswerte Zahl aus den nur zwei Jahr dienenden Mannschaften kreieren.

vorhanden. Nun ist es allerdings nicht schwierig, die fehlende Hälfte als Unteroffizier einzukleiden, allein sind diese Leute den Kompagnien in den meisten Fällen etwas mehr als eine Garnierung? Der praktische Soldat aber weiß, was ein guter Unteroffiziere wert ist, und welche fühlbare Lücke ein fehlender verursacht. Aus diesem schmerzlich empfundenen Manquement folgt daher, daß die Truppe schlechter beaufsichtigt, instruiert, ausgebildet und diszipliniert sein muß, als es für ihren unerläßlichen Wert statthaft erscheint. Eine Kompagnie, eine Schwadron ohne eine hinreichende Zahl von diensterfahrenen und zuverlässigen Offizieren und Unteroffizieren ist wie ein Körper, dem die unentbehrlichsten Lebensorgane mangeln oder kranken, und der daher zu jeder gesunden, kräftigen Leistung unfähig erscheint. — Es ist überflüssig, diese allseitig anerkannte Wahrheit weiter auszuführen. Nötiger und bedeutender ist es, tunliche Mittel zur Abhilfe anzugeben.

Wohl ist die Zeit vorüber, wo die Söhne unsres zahlreichen begüterten und unbegüterten Adels, jener ehrenreichen Militärfamilien, deren Mitglieder einst auf den Schlachtfeldern Friedrichs den stolzen Bau der Größe Preußens aufrichten halfen, ohne Ausnahme sich, — sei es auch nur für wenige Jahre —, zum Heeresdienste drängten; wo es für eine Schmach galt, nicht gedient zu haben, und wo der Säumige oder Krüppelhafte unbarmherzig mit dem Spottnamen des „Putenjunkers“ blamiert wurde. Wohl hat die Zeit mit ihren anderweitigen Lebensströmungen manches Kind adeligen oder soldatischen Herkommens auch in andre Bahnen gelockt, die ein auskömmlicheres, behaglicheres Dasein verheißen. Immer aber ist selbst heute noch die militärische Karriere der mit Vorliebe erwählte Lebensweg für die Söhne der Offiziere und des armen Adels, und es wird

von niemand geleugnet, daß dieses Material das geeignetste für die Ergänzung des Offizierkorps ist. Die in den östlichen Provinzen stehenden Regimenter, namentlich der Infanterie, sind daher nicht nur im stande, ihren gegenwärtigen Etat stets komplett zu erhalten, sondern viele von ihnen haben selbst Überfluß an geeigneten Offizieraspiranten, die zum Teil länger als billig und wünschenswert auf die Epauletts warten müssen. Nicht so ist es bekanntlich bei den Truppenteilen der westlichen Provinzen, in denen der unbegüterte Adel fast fehlt, wo das Standesgefühl in den goldenen Strahlen des Industrialismus verblichen ist, wo daher die Kadettenhäuser meist die vorhandenen Lücken ausfüllen müssen.

Kann man daher heute noch sagen, daß im ganzen und großen der Offiziersatz für den bisherigen etatsmäßigen Bedarf eben ausreicht, so muß man doch, bei dem Wunsche, bei der evidenten Notwendigkeit der angemessenen Augmentation der Offizierkorps, billig fragen, woher das Material dazu kommen werde. Ist es schon nicht zu bezweifeln, daß die Erhöhung der Etats von selbst eine größere Zahl von Aspiranten ergeben werde, so bleibt es dennoch fraglich, ob dieser mutmaßlich vermehrte Zudrang wirklich hinreichen wird, um das bedeutend erhöhte Bedürfnis vollkommen zu decken, besonders wenn, wie unerläßlich, die Auswahl unter den Bewerbern nach den bisherigen, ja, wie zu wünschen, hier und da nach strengeren Maßstäben erfolgt.

Es ist oben gezeigt worden, wie innig die begehrte Verstärkung der Kadres, der bleibenden organischen Elemente, mit der Tüchtigkeit der Armee, daher mit der Macht und Größe Preußens zusammenhängt. Wer diese will, muß, nach unsrer Überzeugung, auch jene wollen; es gibt keine „brennendere Frage", und jedes Opfer für ihre schleunige Lösung ist eine patriotische Notwendigkeit.

Damit leiten wir die naheliegenden Vorschläge ein, durch welche dem vermehrten Bedürfnis an Offizieren abzuhelfen sein wird. Dahin gehört:

1. Die Vermehrung und Vergrößerung der Militär-Bildungsanstalten und die gleichzeitige Wiederherstellung des Kadettenkorps als Wohltätigkeitsanstalt für die Söhne unvermögender Offiziere und des armen Adels.

Die Ausführung des ersten Teils dieser Maßregel ohne die gleichzeitige Wiederherstellung der alten Grundsätze für die Annahme der Kadetten würde das gesteckte Ziel mutmaßlich nicht erreichen. Man würde leer bleibende Häuser bauen.

Zwar sind die nach den modernen Aufnahmeprinzipien für die Kadetten von den Eltern geforderten Erziehungsbeiträge im ganzen mäßig, und die laut gewordene Behauptung, daß der Militärfiskus an den Pensionen Gewinn mache, hat nur eine bedingte Richtigkeit: dennoch sind diese „Erziehungsbeiträge" und „Pensionen" für kinderreiche Väter viel zu bedeutend, um, bei der allgemeinen Geldentwertung und der allgemeinen Unzulänglichkeit der nach höherem Geldwert normierten Gehaltssätze, ohne Entbehrung getragen werden zu können. Wer zwei, drei Söhne dem Kadettenkorps zu übergeben und dafür vielleicht einen namhaften Teil seines Einkommens an Erziehungsbeiträgen zu entrichten hat, glaubt in der Regel die Erziehung wohlfeiler zu bewirken, wenn er die Söhne im Hause und das Geld in der Tasche behält. Dabei wird dann nicht selten die Erziehung vernachlässigt, die Söhne fallen bei den Prüfungen durch und werden gewöhnliche „Heerespflichtige". Für einen solchen Verlauf der Dinge wären viele Beispiele anzuführen, und es ließe sich unschwer dartun, daß auf solche und ähn-

liche Weise sehr viele Elemente für den Offizierstand verloren gehen, welche ihm, ohne die „Grundsätze von 1849", sehr nutzbar geworden sein würden. — Auch darf nicht übersehen werden, daß eine Zeit, welche, wie die unsrige der Jugend tausend gewinnreichere Bahnen öffnet, viele militärische Väter, — sollen sie überhaupt für ihre Söhne namhafte Opfer bringen —, veranlaßt, letztere für andre Berufe zu bestimmen. Wäre aber das Kadettenkorps, wie früher, ein Benefizium für Offiziersöhne, so würden auch diese jungen Leute einem Stande erhalten werden, der, ungeachtet seiner bisherigen Zulänglichkeit und Trefflichkeit, der Erweiterung und Stärkung in jedem Sinne bedarf.

Nach dem Angedeuteten scheint es nicht zweifelhaft,

1. daß der Staat in seinem eigensten und wichtigsten Interesse die Erweiterung und Vermehrung der Militärbildungsanstalten und zwar schleunigst in die Hand zu nehmen hat, weil das Werk Zeit erfordert, bevor es nutzbringend werden kann, und jede Zögerung die Gefahr, in der wir uns befinden, verlängert;

2. daß die vorhandenen und neu anzulegenden Kadettenhäuser stets gefüllt sein, und einen für den vermehrten Bedarf hinreichenden und zugleich den angemessensten Offiziersatz liefern werden, wenn

a) das erwähnte Benefizium in integro restituiert wird; wenn

b) in betreff der Anstellung und Verwendung der geeignetsten Lehr- und Erziehungskräfte, über die die Armee irgend verfügt, jede unzeitige und engherzige Ökonomie ausgeschlossen bleibt[1]).

[1]) Diesen letzteren an sich hinreichend verständlichen Satz näher zu erläutern und zu begründen, darauf muß bis zu geeigneter Veranlassung verzichtet werden; es könnte nicht ohne ablenkende Spezial-

Um die Augmentation des Offizierkorps für den Kriegsbedarf zu sichern, genügt es aber nicht allein ihm auf die angedeutete Weise neuen Zuschuß zu verschaffen; es muß auch der übergroße Abfluß von Ausgedienten, d. h. die völlige Entfremdung der sogenannten „invaliden Offiziere" für militärische Zwecke gemindert werden. Als fernerer Vorschlag zur Erzielung des kompletten Standes an Offizieren empfiehlt sich daher die bereits teilweise angebahnte Maßregel

2. Verpflichtung auch der halbinvaliden, daher noch garnisondienstfähigen Offiziere bei ihrem Ausscheiden für die Ersatztruppen und das bisherige 2. Aufgebot der Landwehr.

Es ist eine wohlbekannte Erfahrung, daß pensionierte Offiziere in großer Zahl bei den neuesten Mobilmachungen ihre Verwendung bei den Ersatzbataillonen ꝛc. abgelehnt und daher die Designierung von felddienstfähigen Linien- und Landwehroffizieren zu jenen Zwecken notwendig gemacht haben. Auf solche Weise ist die weitere Schwächung der ohnehin schwachen Kadres notwendig geworden. Es ist daher eine weise Maßregel, wenn neuerdings wohlgediente Offiziere dieser Art bei ihrer Verabschiedung ausdrücklich „zur Allerhöchsten Disposition" gestellt, mithin verwendbar bleiben. Es würde zu diesem Zwecke sich ferner empfehlen, wenn solche Offiziere, sofern sie die Ganzinvalidität nicht nachweisen können, bestimmungsmäßig angehalten würden,

---

erörterungen geschehen. Dieser Gegenstand scheint mir gleichwohl von der allergrößten Wichtigkeit. Sollen die Kadettenhäuser keine bloßen Offizierfabriken werden und demgemäß auch bloße Fabrikarbeit liefern, so muß die Elite des gesamten Offizierkorps dafür tätig und ganz persönlich dabei interessiert sein.

in ihren Abschiedsgesuchen selbst den Bezirk, in welchem sie wohnen wollen, und die Überweisung zu der Garnisontruppe in welcher sie im Kriegsfalle Dienste leisten wollen, anzugeben. Es ist notorisch, daß die Invaliditätsnachweise, ohnehin oft mit einer gewissen Leichtigkeit geführt zu werden pflegen, namentlich in allen denjenigen Fällen, wo das individuelle Ehrgefühl durch Avancementskonflikte, sogenannte „Übergehungen", sich verletzt fühlt, und dergleichen Fälle sind bekanntlich zahlreich, sodaß der der Armee auf diese Weise zugefügte Verlust an Offizieren, die für gewisse untergeordnetere Funktionen und Stellungen noch eine große Brauchbarkeit besitzen, sehr namhaft ist. — Es wäre allerdings besser, wenn die vielfachen Atteste, die bei der Nachweisung der Invalidität zu produzieren sind, namentlich nach einer gewissen Dienstzeit, gar nicht verlangt würden, weil sie offenbar eine gewisse Leichtfertigkeit, eine Demoralisation in Gang bringen, die den Mitgliedern eines Ehrenstandes durchaus fremd bleiben sollte. Dies würde freilich eine Abänderung des Pensionsgesetzes involvieren, die vielleicht nicht ohne weiteres tunlich erscheint. Wenn indes künftig in ähnlichen Fällen nicht die „Verabschiedung wegen Halbinvalidität", sondern vielmehr der „Übertritt zu einer Ersatz- oder Garnisontruppe" erbeten werden muß, so wird das Gewissen der Attestierenden und dennoch Zweifelnden sicherlich weniger beschwert, weil sie die Beruhigung haben, daß der Ausscheidende eine fernere bestimmte Verpflichtung gegen das Vaterland behält. Die Kontrolle über diese ausgeschiedenen Offiziere, in betreff ihrer ferneren Dienstfähigkeit ꝛc., müßte in angemessener Weise geordnet und durch die Brigadekommandeure ausgeübt werden.

Was nun die beregte fernere Verstärkung des Kadres unsrer Armee

2. durch die Erziehung und Etatisierung einer größeren Zahl von diensterfahrenen Unteroffizieren anbelangt: so sind die in dieser Beziehung sich darbietenden Schwierigkeiten allerdings nicht geringer.

Es fragt sich auch hier zunächst, ob das Material zu den beabsichtigten Vermehrungen vorhanden, ob es zu haben ist.

Vorhanden ist es ohne Zweifel, denn in keiner andern Nation ist der kriegerische Sinn und die Intelligenz in solchem Grade zum Gemeingut auch der mittleren und unteren Bevölkerungsschichten geworden, keine besitzt erhebendere kriegerische Erinnerungen und Traditionen und größeres kriegerisches Geschick; zugleich wird in keiner Armee mehr Fleiß und verständige Mühewaltung für die Bildung und Erziehung des Soldaten aufgewendet, und keine Heerverfassung bietet in gleichem Maße eine solche Auswahl unter allen Bevölkerungsklassen für den bezüglichen Zweck dar, als die preußische, weil allein diese alle waffenfähigen Männer ohne Ausnahme zu den Waffen verpflichtet. Dennoch wird diese Auswahl durch die Kürze der Dienstverpflichtung, durch die obwaltenden Rücksichten für den Kostenpunkt, durch die unverkennbare, mit der Steigerung und Entwicklung des Industrialismus verbundene Leichtigkeit größeren Erwerbes in andern Lebensbahnen, endlich durch die überaus großen Anstrengungen und Mühsale, welche nach unsrer Heerverfassung auf den Unteroffizieren lasten, sehr wesentlich beschränkt; die besten Elemente für diesen Stand entziehen sich demselben in großer Zahl; sie sind also ohne Zweifel vorhanden, aber nicht zu haben, nicht festzuhalten. Die den Unteroffizieren nach zwölf- resp. neunjähriger Dienstzeit in Aussicht gestellte anderweitige Anstellung im Staatsdienste vermag dies nicht in hinreichendem Maße, und dabei wirken verschiedene Umstände nachteilig ein.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß manche und zwar der einträglichsten Versorgungsposten, auf welche die Unteroffiziere nach zwölfjähriger Dienstzeit Anspruch haben, ihnen um deswillen entgehen, weil die betreffenden Zivilbehörden solche lieber an selbsterzogene Supernumerare, an die Söhne ihrer Subalternen oder sonstige Begünstigte vergeben, und deshalb entweder bei den bestimmungsmäßigen Aufforderungen von Militäranwärtern die Emolumente der betreffenden Stelle nicht vollständig angeben und damit die etwaigen Militärbewerber von der Bewerbung abhalten, oder die zur Probedienstleistung Einberufenen durch Vexationen zum Rücktritt veranlassen, auch, als den bezüglichen Anforderungen nicht gewachsen, den Regimentern geradezu zurückschicken. Auf diese Weise wird, wenn dieser Versuch einige Male mit gleichem Ausgange wiederholt worden ist, der Posten endlich stillschweigend durch irgend einen schon bereit gehaltenen, nicht berechtigten Civilaspiranten besetzt und die Behörde hat die scheinbar wahre Entschuldigung, „daß sich ein geeigneter Militäranwärter nicht gefunden habe." — Es liegt aber auf der Hand, daß der durch die eröffnete Aussicht auf günstige Anstellung beabsichtigte Anreiz zum Weiterdienen durch solche freilich schwer festzustellende und aufzudeckende Umtriebe wesentlich geschwächt werden muß, selbst wenn Fälle dieser Art nur einzeln dastehen.

Ein andrer nachteilig einwirkender Umstand liegt in der unzulänglichen Altersversorgung solcher langgedienter Unteroffiziere, welche halb- oder ganz invalide geworden und keine Zivilversorgung gefunden haben. Hier könnte und sollte der Staat, obgleich er in dieser Hinsicht bereits vieles getan hat, ferner helfen, damit diese alten Leute nicht in den Jahren der Schwäche und Hinfälligkeit mit ihren oft zahlreichen Familien auf so magere Brocken beschränkt sind,

daß man heutigen Tages mit der Aussicht darauf wahrlich niemand anzulocken hoffen darf.

Es ist gleichwohl unverkennbar, daß Abhilfen in betreff beider erwähnter Übelstände noch immer kein für das vermehrte Bedürfnis an guten Unteroffizieren hinreichendes Resultat geben würden.

In Rußland, Frankreich, Österreich wird ein solches Resultat durch die Länge der Dienstverpflichtung erzielt, ein Auskunftsmittel, was uns nach dem ganzen Zuschnitt unsrer Heerverfassung im allgemeinen unzugänglich ist. Bekanntlich sind bei uns nur die Zöglinge der Schulabteilung zu einer längeren Dienstzeit im stehenden Heere verpflichtet. So segensreich nun auch dieses Institut für die Armee bisher gewirkt hat, so unzureichend ist es doch für ihre Bedürfnisse. Seine Zöglinge haben sich in betreff ihrer Ausbildung und Instruktion überall bewährt; ebenso in betreff ihrer Konduite, vorausgesetzt, daß sie nicht zu früh zu Unteroffizieren befördert wurden, was leider hier und da, aus Mangel an geeigneten andern Subjekten, geschehen ist.

Da dem Schreiber dieses die gesetzgeberischen Gründe nicht bekannt geworden sind, aus welchen die besondere Dienstverpflichtung der Zöglinge des Potsdamer Militärwaisenhauses, wie des Annaburger Instituts aufgehoben worden ist, so wird auch auf den Vorschlag zu ihrer Wiedereinführung und zwar um so mehr verzichtet, als die daran zu knüpfenden Hoffnungen für die Vermehrung an Unteroffiziermaterial nur sehr beschränkt sein können. Dagegen stellt sich, nach allem Vorangeschickten, die Errichtung von Unteroffizierschulen mit besonderer Dienstverpflichtung, nach dem Vorbilde der schon bestehenden Schulabteilung, als eine unabweisliche Notwendigkeit heraus.

Gegen diesen Vorschlag dürfte nicht der Kostenpunkt, sondern nur etwa die Frage zur Betonung kommen, ob sich Zöglinge genug für diese Anstalten finden würden. Die Notizen über die Größe des Zudrangs zu der bestehenden Anstalt liegen mir leider nicht vor; ebenso wenig die Aufnahmebedingungen. Ist die Sage, wonach die Zahl der Aspiranten nur eine beschränkte sein soll, begründet, so liegt der Grund zu dieser Beschränkung mutmaßlich mit

a) in der vorgängigen großen Zahl von Abweisungen und der dadurch hervorgerufenen Meinung, daß Meldungen vergeblich seien;

b) in dem Umstande, daß die Aufnahme in die Schulabteilung nach ihrer jetzigen Einrichtung, überhaupt erst für die Jahre in Aussicht gestellt ist, in welchen der gemeine Mann die Erziehung der Kinder für beendet hält, wo sie in die Lehre treten und weitere Kosten, die Bezahlung des Lehrbriefes etwa ausgenommen, nicht mehr daraus erwachsen.

Sobald aber diese Unteroffizierschulen in derselben oder in ähnlicher Weise zu Benefizien für die Söhne ehemaliger oder noch dienender Unteroffiziere gemacht werden, in welcher es die Kadettenanstalten für Offizierssöhne sein sollten: so ist es wohl nicht fraglich, daß dadurch nicht allein

a) die Bewerbung um die Aufnahme sehr lebhaft, folglich die erstrebte Vermehrung an Unteroffiziermaterial gesichert, sondern daß damit auch

b) ein weiterer sehr wirksamer Anreiz zum Fortdienen, zum Einschlagen der Unteroffizierlaufbahn gegeben werden würde, weil dann nicht bloß die künftige Civilversorgung, sondern auch die kostenfreie Erziehung der Söhne in Aussicht gestellt werden könnte.

Eine weitere Erörterung über die Einrichtung, die Zahl und den Umfang dieser uns unentbehrlichen Schulen müßte

einer spezielleren Besprechung vorbehalten bleiben. Es werde nur noch daran erinnert, daß alle großen Armeen ähnliche Einrichtungen haben, wiewohl sie ihrer weniger bedürfen. Die Fürsorge, welche die Franzosen ihren „enfants de troupe“, welche die Österreicher ihren „Soldatenkinderschulen“ widmen, erweiset sich, hier wie dort, als eine lohnende und dankbare, wiewohl diese Einrichtungen durch ihre Erwähnung keineswegs als Vorbilder empfohlen werden sollen.

2.

Als das zweite dringende organische Bedürfnis für die Armee ist oben die Vermehrung des Präsenzstandes an Gemeinen bezeichnet worden.

Diese Vermehrung, an sich gleichfalls nur eine Verstärkung des Kadres der Armee, schließt zugleich ein weiteres und sehr wesentliches Reformationsmoment in sich. Es handelt sich dabei nicht bloß um eine numerische Erhöhung des Etats des stehenden Heeres. So wie diese Vermehrung hier gedacht wird, befreit sie uns von allen, wenigstens den wesentlichsten der oben dargelegten Mängel unsres Landwehrsystems. Dasselbe würde dadurch formell teilweise aufgehoben werden, während es doch insofern fortbestehen würde, als die Grundgedanken unsrer Militärverfassung dabei festgehalten werden.

Wenn die entsprechenden Verfügungen des Jahres 1852 die innigere Verschmelzung der Linie und Landwehr beabsichtigen und teilweise bewirken und dem empfindlichen Mangel an geeigneten Offizieren für die Führung der letzteren ebenso nur teilweise abhelfen: so sollen diese sehr richtigen Gedanken hier zur vollen, ganzen Ausführung dringend empfohlen werden. Was uns jene Verfügungen gebracht, daß sind in der Tat wesentlich günstigere

Disziplinarzustände in der Landwehr, und ebenso ist ihre gründlichere und festere Ausbildung dadurch angebahnt worden. Diese unverkennbar günstigen Folgen beweisen, daß man die vorhandenen Gebrechen richtig erkannt und die Art des Heilmittels richtig gewählt hat. Aber in seiner beschränkten Anwendung genügt es in Wahrheit nur für das Friedensbedürfnis der Landwehr und für Friedensverhältnisse überhaupt. Um zu einer radikalen Heilung zu gelangen, um namentlich allen den schwereren, weil in ihren Folgen verderblicheren Gebrechen zu wehren, welche sich erst im Kriegsfalle in bedrohlichster Weise geltend machen können, bedarf es stärkerer Mittel, oder vielmehr einer konsequenteren Anwendung der richtig gewählten.

Die „innigere Verschmelzung der Linie und der Landwehr!“ Ist dies aber wirklich das richtige Mittel gegen die schreienden Mängel unserer Heerverfassung? Werden dadurch nicht etwa bloß jene Mängel, die man abstellen möchte, verallgemeinert, dergestalt, daß damit alles lose und locker gemacht wird, auch die Linie, deren taktische und disziplinarische Tüchtigkeit bisher auch strengeren Ansprüchen genügte? Auf diese bedenkliche Frage kann freilich die Antwort nur bejahend ausfallen, wenn man sich diese „Verschmelzung“ als ein Herabstimmen der Linie zu der Tonart der Landwehr denkt, wenn somit die Linie selbst nichts sein soll, als eine bloße Vorschule der Landwehr, was sie im gewissen Sinne auch bisher wirklich war, wenn sie dadurch qualitativ selbst Landwehr wird. Verneinend, unbedingt verneinend muß diese Antwort dagegen lauten, wenn die fragliche Verschmelzung in der Art konsequent fortgeführt wird, wie sie begonnen hat, wenn, wie es teilweise bereits geschehen, die Landwehr in disziplinarischer und taktischer Beziehung zu der höheren, reineren Tonart

der Linie heraufgestimmt, wenn sie selbst in gewissem Sinne Linie wird, wenn dadurch der verderbliche Gegensatz zwischen dem Landwehrmann und dem Soldaten aufhört, wenn sich der erstere in Wahrheit als Soldat fühlen und diese Empfindung bis zu seinem Übertritt ins 2. Aufgebot bewahren lernt, wenn, infolge dieser Verschmelzung, der gute Wille, die patriotische Hingebung nicht mehr als einzige oder doch vorzüglichste Vehikel für seine Leistungen gelten, wenn dadurch vielmehr die eisernen Schrauben der Kriegszucht fähig werden, unbehindert, unfehlbar, mit Naturnotwendigkeit das „Müssen" an die Stelle des etwa fehlenden „Wollens" treten zu lassen, wenn dadurch die Regierung, unabhängig von dem „Wind der öffentlichen Meinung", stark, fest und und sicher in ihrer äußeren Politik die Wege einschlagen und verfolgen kann, die ihr für Thron und Volk als die heilsamsten erscheinen. Dann! ja dann wird Preußen in Wahrheit eine militärische Großmacht sein und in, nötigenfalls auch gegen Europa die große historische Rolle behaupten können, die ihm nach Gottes Ratschluß zugefallen ist.

Auf die Art der beabsichtigten Verschmelzung kommt daher alles an.

Seit dem Jahre 1852 sind bekanntlich die gleichnamigen Linien- und Landwehrregimenter in einen und denselben Brigadeverband getreten; die Landwehrinfanterie ist durch die entsprechenden Linienregimenter teilweise mit den ihr fehlenden zuverlässigen Kompagnieführern versorgt worden; die Landwehrkavallerie ist von einer widersinnigen Verbindung befreit und den entsprechenden Linienregimentern in jeder wichtigen Beziehung vollkommen zugeordnet worden. Man hat endlich seitdem auch durch das äußere Ajustement jene Übereinstimmung, jene Zugehörigkeit darzustellen gesucht,

deren Notwendigkeit als ein Bedürfnis tief und allgemein gefühlt wurde. Warum sollte man auf diesem richtigen Wege nicht einige Schritte weiter gehen, um endlich an das Ziel zu gelangen, ohne welches die eine Hälfte unserer Armee immer den Charakter und den zweifelhaften Wert einer bloßen Landmiliz behalten wird.

Es wird nicht vorgeschlagen, dem Namen nach die Landwehr aufzuheben. Dies würde vielleicht schon aus Rücksichten für das historische Gewissen der Nation nicht ratsam erscheinen; möge man lieber, wenn man will, die ganze Armee „Landwehr" nennen. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß der Name „Wehrmann" offenbar eine sinnvollere Bedeutung und einen angemesseneren Klang hat, als der Name „Soldat". — Übrigens kommt es auf den Namen, in Bezug auf das Wesen der dringend empfohlenen Reform wenig an.

Es wird dagegen vorgeschlagen, die Landwehr 1. Aufgebots in dem Grade und dergestalt mit der Linie zu verschmelzen, daß die erstere, unter Berücksichtigung der angedeuteten Mängel, dem Wesen nach, für Krieg und Frieden mit der Linie gleichen Wert und gleiche Bedeutung erhält.

Dies könnte vermeintlich dadurch bewirkt werden, daß man, unter angemessener Berücksichtigung der finanziellen Staatsinteressen, die Linie wie die Landwehr 1. Aufgebots während des Friedens auf gleich starke oder gleich schwache Kadres setzte, die dann im Kriegsfalle durch Einziehung von Reserven und Wehrmännern auf den Feldetat augmentiert werden könnten.

Mit einem solchen Projekt könnte sich jedoch Schreiber dieses durchaus nicht einverstanden erklären, weil es

1. so lange der Friedensstand der Armee nicht um das Doppelte erhöht werden kann, was aus finanziellen Rücksichten untunlich sein würde, die Möglichkeit ausschließt, die taktischen Einheiten — die Bataillone und Schwadronen — regelmäßig auszubilden; weil es

2. den Offizieren nicht gestattet, sich in der Führung der ihnen untergeordneten Abteilungen zu üben; weil es ferner

3. in der Tat den verderblichen Gegensatz zwischen Linie und Landwehr nicht verwischen, vielmehr das jetzige stehende Heer in der Masse aufgehen lassen und der Armee jeden soldatischen Halt nehmen würde.

Auf diese Art des „Kadresystems" paßt in Wahrheit der Vorwurf, daß es „alles lose" machen würde, was nach unserem jetzigen System noch fest zusammenhängt, daß hingegen das Lose noch loser werden würde.

Das Reformprojekt dagegen, welches hier befürwortet werden soll, wird in nuce durch folgende Punkte charakterisiert:

1. Die bisherige Landwehr 1. Aufgebots wird der Linie für die Friedenszeit vollkommen einverleibt. Dies geschieht

a) durch die taktische, disziplinarische und ökonomische, lokale und formale Verbindung der gleichnamigen Regimenter und Bataillone, in ähnlicher, nur noch innigerer Weise, wie solche bereits für die Kavallerieregimenter der Linie und Landwehr angeordnet ist;

b) durch die Augmentation der so gebildeten Bataillone auf 800—900 Köpfe; durch die Formation derselben in 8 Kompagnien, dergestalt daß jede Kompagnie ein Peloton in der Bataillonsaufstellung bildet, welche letztere, wie die ganze Elementartaktik des Reglements, vollkommen unverändert bleibt;

c) durch die Anstellung von diensterfahrenen Offizieren und Unteroffizieren, und zwar in einer Zahl, welche nicht allein dem Friedensbedürfnis vollkommen, sondern auch allen Mobilmachungsanforderungen genügend entspricht.

2. Im Kriegsfalle, desgleichen für die Zeit der jährlichen Übungen wird

a) die entsprechende Zahl von „Beurlaubten" — Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen — nach dem Mobilmachungsorte, resp. dem betreffenden Linienbataillons-Stabsquartier einberufen, um den vorgeschriebenen Etat zu erreichen;

b) aus den geraden Kompagnien des Bataillons ein zweites Bataillon formiert, dergestalt, daß die Zahl der Friedensbataillone für den Krieg wie für die Übungszeit verdoppelt wird; demgemäß wird eventualiter

c) aus jedem Regiment des gewöhnlichen Garnisonstandes eine Brigade formiert.

3) In betreff der Kommandoverhältnisse dürfte es sich empfehlen, bei einem solchen, nötigenfalls und periodisch zur Brigade verdoppelten Regiment fest anzustellen:

a) an Stabsoffizieren

1 Obersten und Regimentskommandeur

1 Oberstleutnant (oder ältesten Major) ohne Bataillonskommando, dem für die gewöhnlichen Verhältnisse die Ökonomie des Regiments und die Stellvertretung des Obersten sowie für die Übungs- und Kriegszeiten das Kommando des zweiten (Landwehr-) Regiments zu übertragen sein würde;

3 Majore und Bataillonskommandeure für Krieg und Frieden;

3 Majore ohne Bataillonskommando, die nur im Kriegsfalle und für die Zeit der Übungen als Bataillons-

kommandeure fungieren, für die gewöhnlichen Friedensverhältnisse aber als Vorsitzende der Bekleidungs- und Waffenreparatur- resp. der Lazarettkommissionen, der Schulen u. s. w. zu verwenden sein würden, die Bataillonskommandeure nötigenfalls vertreten und, nach Anordnung des Regimentskommandeurs, auf dem Exerzierplatz in der Bataillonsführung geübt werden;

b) an Hauptleuten und Subalternoffizieren
24 Hauptleute und Kompagniechefs
(etwa 9 erster, 12 zweiter und 3 dritter Klasse), von denen eventualiter die Hälfte zu dem zweiten Regiment übertritt;

24 Premierleutnants } einschließl. 4 Adjutanten u. 4 zu
56 Secondeleutnants } Adjutanten bestimmt. Offizieren.

c) an Unteroffizieren
24 Feldwebel,
12 etatsmäßige Portepeefähnriche,
48 Sergeanten 1. und 2. Klasse,
48 Unteroffiziere 1. und 2. Klasse,
191 dto. 3. Klasse (einschließlich 12 überetatsmäßige Portepeefähnriche, 3 Stabskapitändarmes und 8 Schreiber).

Auf diese Weise würde jede der 24 Kompagnien im Frieden wie im Kriege befehligt werden von

1 Hauptmann
1 Prem.-Leutnant
2 Sec.-Leutnants
} also von vier dienstkundigen, resp. für den Dienst erzogenen Offizieren, zu deren Unterstützung

1 Feldwebel
1 Portepeefähnrich
2 Sergeanten und
9 Unteroffizieren
} 13 diensterfahrene Unteroffiziere jederzeit vorhanden sein würden.

Außerdem würden für die Zeiten der Mobilmachung, resp. der Übungen als Befehlshaber hinzutreten:

a) die vorhandenen beurlaubten (Landwehr-) Offiziere,

b) die zur Augmentation erforderlichen beurlaubten Unteroffiziere, event. Unteroffizierkandidaten.

4. Was den Unterstab eines solchen Doppelregiments (besser Halbbrigade) anbelangt, so ist es unwesentlich in Details darüber einzugehen, da es selbstverständlich, daß die Zahl der Ärzte, Zahlmeister, Büchsenmacher nach dem Bedürfnis zu bemessen sein würde.

5. Die Stärke des aus 8 Kompagnien bestehenden Friedensbataillons ist bereits oben zu 800—900 Kombattanten angegeben worden. Es soll in dieser Beziehung hier kein bestimmter Etat vorgeschlagen, sondern nur bemerkt werden, daß bei einem Etat von

13 Unteroffizieren
3 Spielleuten
90 Gemeinen

106 Mann per Kompagnie, also 848 Köpfen per Bataillon,

nicht allein die Bataillone, sondern auch die Kompagnien als hinreichend taktische Körper, als genügend feste Rahmen erscheinen, um sowohl im Friedensverhältnis die erforderliche Gebundenheit, als im Kriegsfalle die unentbehrliche feste Unterlage für die Augmentation darzubieten. Denn unter gewöhnlichen Friedensverhältnissen, wo die Kompagnie ein taktisches Peloton bilden soll, würde dieses zu 30 Rotten formiert werden können, was gegen die jetzigen schwachen Pelotons von 16, 15, ja zu 12 und 11 Rotten sehr vorteilhaft erscheint. Und im Kriegsfalle würde die Kompagnie, bei einem Präsenzstande von 13 Unteroffizieren, 93 Spielleuten und Gemeinen, ihre Augmentation (7 Unteroffiziere

und 137 Gemeine), bei der Festigkeit des vorhandenen Rahmens, gewiß mit derselben Leichtigkeit assimilieren können, als nach dem jetzigen Etat und der jetzt vorliegenden Notwendigkeit einen erheblichen Teil ihrer Offiziere und Unteroffiziere zur Landwehr und zu den Ersatztruppen zu schicken, bei einer Augmentation von 84—85 Köpfen; die nur einige und 60 Köpfe betragende Differenz zwischen beiden Augmentationsquoten wird durch die größere Festigkeit des neuen Rahmens mehr als balanziert.

Wenn somit der bisherigen Linie und ihrer Kriegsaugmentation durch den vorgeschlagenen Betrag ihres Kadres eher ein Vorteil als ein Nachteil erwächst, so ist dagegen der unermeßliche Vorteil, der für die zweite Armeehälfte, in betreff ihrer Mobilmachung und Augmentation aus dem Vorhandensein der für sie bestimmten kraftvollen Kadres erwächst, wohl so evident, daß es überflüssig ist, darüber Worte zu verlieren.

Kann man übrigens die Friedenskompagnien zu 112 Köpfen, das Friedensbataillon mithin zu 896 Köpfen auf den Etat bringen, so ist dies selbstverständlich nur um so vorteilhafter, weil der Rahmen dadurch an Stärke und das alljährlich als ausgebildet zu beurlaubende Drittel an Zahl einigermaßen gewinnt.

Aus der vorstehend angedeuteten Art der Verschmelzung von Linie und Landwehr 1. Aufgebots folgt als notwendige Konsequenz

6. Die Aufhebung der bisherigen Landwehrbataillonskommandos. Daß solche in taktischer, disziplinarischer und ökonomischer Beziehung mit der Ausführung der projektierten Reform unseres Kriegswesens überflüssig sein würden, liegt am Tage. Sehr wesentliche Zweige ihres Dienstbetriebes, die gesamten Ersatz- und Kontrollgeschäfte

blieben indes auch ferner zu versehen. Es liegt indes sehr nahe, diesen Betrieb besonderen in den jetzigen Bataillonsstabsquartieren zu stationierenden „Bezirkskommandeuren" zu übertragen, die aus der großen Zahl halbinvalider oder zur Disposition gestellter Stabsoffiziere und älterer Hauptleute gewählt werden könnten oder aus der Kategorie von noch aktiven Offizieren dieser Chargen, die man nicht weiter zu befördern veranlaßt ist. Es ist wohl nicht fraglich, daß jene Geschäfte, die nur Aufmerksamkeit, Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit verlangen, von Männern dieser Kategorie sehr füglich versehen werden können, sowie daß sie bereitwilligst übernommen werden würden, namentlich wenn einige Vorteile, z. B. Servis und Rationen, als Zuschüsse zu der verdienten Pension damit verbunden würden. So wie jetzt bei Abschiedsgesuchen die Aussicht auf Anstellung bei der Gensdarmerie als ein besonderes Benefizium erbeten wird, so würde auch künftig ohne Zweifel die Aussicht auf Anstellung als „Bezirkskommandeur" vielfältig nachgesucht werden. Die meisten älteren ausgedienten Offiziere, die zu alt, um noch neue Lebensbahnen zu beschreiten, und an feste Beschäftigung gewöhnt, ihre Geschäftslosigkeit aufs schmerzlichste empfinden, würden eine solche ehrenvolle Tätigkeit mit Freuden ergreifen[1]).

Um aber die Linienregimenter gleichzeitig von der Nötigung zu befreien, Offiziere zu den Kontrollgeschäften „als Kompagnieführer" zu kommandieren und dadurch ihren

[1]) Es würde einer besonderen Erwägung anheim zu geben sein, ob die Bekleidung für die Landwehr 2. Aufgebots in den Bataillonsstabsquartieren der Landwehr niedergelegt bleiben und dann unter die Obhut der Bezirkskommandeure zu stellen sein dürfte, oder ob sie besser in den Festungen zu asservieren wäre, für welche die resp. Bataillone zur Besatzung bestimmt sind.

Kadre zu schwächen, würde man in ähnlicher Weise auch „Bezirkshauptleute" aus derselben Klasse von ausgedienten Offizieren auswählen und anstellen müssen.

Endlich würde auch die Anstellung als Bezirksfeldwebel künftig geeigneten halbinvaliden Feldwebeln und Sergeanten des stehenden Heeres als Versorgungsposten zu verleihen sein.

Es ist wohl keine Frage, daß die Besetzung aller dieser Stellen durch Personen, die so lange auf denselben bleiben, als ihre Kräfte reichen, sich durch eben diese Permanenz wesentlich empfiehlt. Daß auf solche Weise auch die Unzuverlässigkeit und Unbrauchbarkeit zur Permanenz gelangen könnte, ist nicht mehr zu besorgen als bisher. Die Kontrolle durch die Vorgesetzten, hier in letzter Instanz durch den Brigadekommandeur, würde nach wie vor für die nötigen Remeduren zu sorgen haben.

Sind hier in wenigen Strichen die Grundlinien einer Reform gezogen worden, welche als notwendig, ja als unerläßlich erscheint, so ist es geboten auch

1. die sich ihr entgegenstellenden Schwierigkeiten gegen die aus ihr abzuleitenden Vorteile abzuwägen;

2. einige Worte über die Art der Ausführung folgen zu lassen.

Zuvor aber ist dem Vorstehenden noch folgendes hinzuzufügen:

Das vorgetragene Projekt spricht nur von der Infanterie und zwar nur von der Linien- und der Provinziallandwehrinfanterie. — Diese wohl überlegte Beschränkung wurde empfohlen durch die Erwägung, daß die Brauchbarkeit des Projekts nicht an die Eigentümlichkeit dieser oder jener Waffe geknüpft sei, und sich, falls es überhaupt und für

die zahlreichste Waffe geeignet erscheine, mit einigen Abweichungen auch für die übrigen anwendbar sein werde. Daß dabei gleichfalls den besonderen Verhältnissen des Gardekorps nicht Rechnung getragen werden konnte, ist in diesen Verhältnissen selbst begründet. So wenig Schwierigkeiten es hat, die jetzigen Provinziallandwehrstämme mit ihren Vorräten zu den entsprechenden Linienbataillonen heranzuziehen, sodann die Rekruten wie die Beurlaubten, statt in die bisherigen Landwehrbataillons-Stabsquartiere, zu den betreffenden Bataillons-Stabsquartieren der Linie einkommen zu lassen, so untunlich erscheint auf den ersten Anblick eine gleiche Ordnung der Dinge in bezug auf die Garde- und die Gardelandwehrbataillone.

Sehen wir indes näher zu! Wie geschieht denn eine komplette Mobilmachung des Gardekorps nach den jetzt geltenden Bestimmungen? — Die Reserven werden durch die betreffenden Provinziallandwehrbataillone so schnell als möglich eingezogen und schleunigst nach Berlin gesandt. Fast gleichzeitig werden die Gardewehrmänner in ihre Bataillons-Stabsquartiere gerufen, bekleidet, bewaffnet, formiert, worauf die mobil gewordenen Gardelandwehrbataillons gleichfalls, behufs Konzentrierung des Gardekorps, nach Berlin oder irgend einem anderen Orte der mittleren Provinzen geschickt werden.

Das vorgetragene Projekt, falls es auch auf das Gardekorps angewendet werden soll, verlangt dagegen die Einziehung der Reserven und Wehrmänner durch den Bezirkskommandeur, der dann jene wie diese durch die Abholungskommandos ungesäumt nach Berlin zu senden haben würde, wo die Einkleidung und Formation erfolgen. Damit wäre freilich im wesentlichen nichts anderes geschehen, als was nach dem Mobilmachungsplane und der bisherigen Ordnung

der Dinge gleichfalls, nur in einer etwas anderen Reihenfolge zu geschehen hat. — Gleichwohl würde die Ausführung der gewöhnlichen Übungen der Gardelandwehr — Dank den Eisenbahnen — zwar nicht Schwierigkeiten, wohl aber größere Kosten verursachen. —

Übrigens sei noch bemerkt, wie selbst die durch diesen letzteren Punkt oder aus anderen Ursachen etwa entstehenden Bedenken über die Anwendbarkeit des Projekts auch für das Gardekorps gegen seine Brauchbarkeit im allgemeinen nichts beweisen dürfte. Denn es ist sehr wohl denkbar, daß die Linie und Provinziallandwehr in der vorgeschlagenen Weise verschmolzen werden können und daß dennoch die Gardelandwehrbataillone in der bisherigen Weise fortbestehen. Es wäre dies nur ein Fehler, eine Lücke des Systems, nicht seines Grundgedankens.

Erheblicher erscheinen dagegen folgende Einwendungen und Bedenken gegen das Projekt, welches hier empfohlen worden ist. Vornehmlich

1. die größeren Kosten, verursacht

a) durch die größere Zahl angestellter Offiziere und Unteroffiziere;

b) durch die Erhöhung des Etats an Gemeinen;

c) durch die nötige Erweiterung resp. Herstellung der erforderlichen Garnisoneinrichtungen, die Dislokation der bisherigen Landwehrbataillonsstäbe und andere einmalige Ausgaben.

Auf dieses Bedenken gibt es nur eine Antwort. Sie ist im wesentlichen bereits durch das gegeben worden, was in der Vorbemerkung im allgemeinen über die Unerläßlichkeit nötiger Ausgaben gesagt worden ist. Es fragt sich nur, ob die bezüglichen Ausgaben wirklich nötige sind. Dies aber scheint durch die vorangeschickte Darstellung der allgemein gefühlten Ge-

brechen unseres bisherigen Kriegsverfassungswesens erwiesen zu sein. Ist dies wirklich, und täuscht sich Schreiber dieses nicht über die Größe der mit der Fortdauer unseres bisherigen Systems verbundenen Gefahren, so ist auch die schleunige, wirkliche und gründliche Abhilfe eine dringende Notwendigkeit, eine heilige Pflicht, der man sich nicht entziehen darf, ohne die ernsteste Verantwortlichkeit auf sich zu laden. Wer den Zweck will, muß vernünftigerweise auch die Mittel wollen, die allein zu diesem Zwecke führen!

Um die Mehrkosten des neuen Systems genau zu berechnen, fehlen augenblicklich die erforderlichen Daten. Nach einem ungefähren Überschlage dürfte, abgesehen von den einmaligen Ausgaben, das laufende Mehr etwa $1^1/_2$ Millionen betragen, um welche unser Armeebudget erhöht werden müßte. Diese Summe ist gewiß an sich gar nicht unbedeutend. Werden dadurch die jährlichen Ausgaben für das Heer auf mehr als das Doppelte des Armeebudgets Friedrichs des Großen gebracht, so ist dabei nicht zu übersehen, daß das heutige Bevölkerungskapital des Staats fast das Dreifache des damaligen, daß die heutigen Staatseinkünfte mehr als das Fünffache der damaligen ausmachen, und daß die Steuerkraft des Landes bedeutend gewachsen ist. Erwägt man ferner, daß unsere drei großen kontinentalen Nachbarn bisher seit langer Zeit mehr als ein Drittel ihrer Gesamteinkünfte auf ihre Armeen verwenden, so wird man sich über die Höhe unseres Militäretats selbst dann nicht beschweren können, wenn auch durch die angeregten Organisationsveränderungen eine Mehrausgabe von $1^1/_2$ bis 2 Millionen entstehen sollte. — Es ist schließlich wiederholt darauf hinzuweisen, daß die jährliche Verausgabung von ca. 27 Millionen für Armeezwecke eine großartige Ver-

schwendung sein kann, während die Verwendung von 28 oder 29 Millionen für dieselben Zwecke durch die Art dieser Verwendung zu einer weisen und sparsamen Maßregel gestempelt wird.

2. Bedenken von geringerer Bedeutung sind von einer anderen Seite zu erwarten. Dieselben sind in den erheblichen Schwierigkeiten begründet, welche der Übergang aus einem gewohnten Zustande, aus durchaus geläufigen Verhältnissen in neue Zustände und Verhältnisse immer mit sich zu bringen pflegt. Dieselben sollen keineswegs gering geschätzt werden. Es sind wichtige und anstrengende Arbeiten damit verbunden, wie die Aufstellung und Ausarbeitung neuer Etats, die Durchsicht und Korrektur unseres Mobilmachungsplans, die Umarbeitung der Verpflegungs- und Bekleidungsreglements u. a. m. Aber unmöglich können in diesen Notwendigkeiten ernste und berücksichtigenswerte Momente gegen die Brauchbarkeit des vorgetragenen Projekts gefunden werden.

Werfen wir dagegen zum Schlusse noch einen Blick auf die, — wie es scheint —, unverkennbaren Vorzüge des Systems!

1. Verspricht es den bedrohlichen Gegensatz zwischen dem Landwehrmann und dem Berufssoldaten zu verwischen und aufzuheben, d. h. das bisherige Landwehr- und Linienmaterial und den bisherigen Landwehrgeist in echten Soldatengeist zu verwandeln, unsere Landwehr 1. Aufgebots in Krieg und Frieden in disziplinarischer und taktischer Beziehung der bisherigen Linie gleich zu stellen, da im Kriegsfalle beide Armeehälften aus durchaus gleichartigen und gleich tüchtigen Elementen bestehen, und da im Frieden für die Erziehung der einen wie der anderen in gleich kräftiger und nachhaltiger Weise gesorgt werden kann.

2. Entzieht es die bisherigen Landwehrzeughäuser mit ihren kostbaren Vorräten den aus ihrer isolierten Lage — oft unfern der Landesgrenzen — bei einer plötzlichen feindlichen Invasion oder revolutionären Bestrebungen hervorgehenden Gefahren.

3. Macht es einen größeren Teil der waffenfähigen Jugend waffenfähig, da nach dem vorgeschlagenen Etat per Bataillon einige und fünfzig Rekruten mehr ausgebildet werden können als bisher, was, — nur die Linieninfanterie dabei veranschlagt —, einen jährlichen Zuwachs für die Kriegsreserve von 5000—6000 Mann ergibt.

4. Es sichert auf diese Weise nicht nur den kompletten Kriegsetat, sondern es erlaubt auch die Dienstverpflichtung für das ins Feld rückende Heer um einige Jahre abzukürzen, so daß der Übertritt ins bisherige 2. Aufgebot um so viel früher erfolgen kann, was für die bürgerlichen Verhältnisse der Bevölkerung von dem vorteilhaftesten Einfluße sein würde.

5. Es erlaubt mit seinem größeren Präsenzstande eine den militärischen und polizeilichen Bedürfnissen des Landes entsprechendere Dislokation, da sich der vorgeschlagene zu dem bisherigen Etat bei der Infanterie etwa wie 9:7 verhält, so daß, ohne weitere Vermehrung des Garnisondienstes, beispielsweise 4 Bataillone nach dem vorgeschlagenen Etat die Leistungsfähigkeit von 5 heutigen Bataillonen reichlich besitzen würden.

6. Es gestattet bei partiellen Mobilmachungen die Last gleichmäßig zu verteilen, ohne die gewöhnlichen Truppenverbände zu zerreißen, da das neue System die Freiheit gibt, bis zur Höhe des Kriegsetats so viel Beurlaubte einzuziehen, als das augenblickliche Bedürfnis eben erheischt.

7. Indem es die vorhandenen beurlaubten (Landwehr-) Offiziere den Offizierkorps der stehenden Regimenter einver-

leibt und sie diesen periodisch zu Dienstleistungen und Übungen regelmäßig zuweist, wird nicht nur ihre Dienstroutine sicherer zunehmen als bisher, sondern auch der militärische Sinn und Geist in ihnen geweckt und belebt werden; sie werden sich als Mitglieder eines militärischen Organismus, nicht eines bloßen Milizverbandes fühlen und gefallen lernen.

8. Auf der anderen Seite legt es sowohl die Ausbildung als auch die Wahl dieser beurlaubten (Landwehr-) Offiziere in die Hand des betreffenden Linienoffizierkorps, woraus folgt, das jene wie diese sorgfältiger als bisher geschehen wird, da die gemeinschaftlichen Vorgesetzten, da die Offiziere sehr wesentlich dabei interessiert sind.

9. Endlich verheißt daß neue System auch zugleich eine wesentliche innere Potenzierung, eine qualitative Steigerung des stehenden Offizierkorps. Dieses Wort zu begründen, bedarf es einer eingehenderen Erörterung.

Unsere Subalternoffiziere sind im allgemeinen voll Geschick und Eifer für ihr Fach, und dieser Eifer hält auf wahrhaft bewundernswürdige Weise ungeachtet der unvermeidlichen Kleinigkeit und Gleichförmigkeit immer sich wiederholender Übungen eine lange Reihe von Jahren vor, ja er steigert sich in der Regel, wenn am Ende dieser langen Jahre der bisher unselbständige, wiewohl nicht selten schon ergrauende Gehilfe endlich mündig gesprochen wird, eine Kompagnie und damit einen eigenen Wirkungskreis erhält. Ohne Zweifel versteht ein solcher Ehrenmann diesen nach so langer Lehrzeit trefflich auszufüllen. Aber es kann nicht Wunder nehmen, wenn er nach einiger Zeit anfängt, etwas abbrüchig zu werden, besonders in geistiger Beziehung, da die Einseitigkeit seines Treibens und die Enge des Gesichts-

kreises, in dem er so lange gefangen gehalten wird, seine geistige Frische und Elastizität notwendig beeinträchtigen muß. Daher kommt es, daß unsere Stabsoffiziere, die vorherrschend aus der Zahl dieser pflichttreuen, aber geistig reduzierten Hauptleute hervorgehen, im allgemeinen den Anforderungen ihrer Stellung minder gewachsen sind, als die unteren Chargen. Daß endlich im Kreise solcher Stabsoffiziere nur wenig Material für die Generalität vorhanden ist, liegt auf der Hand.

Was und wie viel auch in jüngster Zeit geschehen ist, um der eben erwähnten geistigen Depravation abzuhelfen, um der Armee fähige Stabsoffiere und kräftige Generale zu geben: es ist sehr dankenswert, aber eine radikale Abhilfe ist, unter den gegenwärtigen Organisationsverhältnissen kaum abzusehen; es ist das Faß der Danaïden. Diesem einem soliden Boden zu geben, das ist die Aufgabe! — Die Wurzel des Übels aber liegt in der langen Dauer der unmündigen, unselbständigen Leutnantsjahre, die oft erst nach 20- und mehrjähriger Dienstzeit, also erst mit der Erreichung resp. nach der Überschreitung des vierzigsten Lebensjahres endigen. Kommt dann ein zehnjähriger Dienstbetrieb als Hauptmann, oft unter Vorgesetzten hinzu, welche denselben Schneckengang gegangen und in dem engen Gesichtskreis einer langen subalternen Existenz verknöchert, welche bloße Dienstmultiplikatoren, nicht aber höhere Potenzen des Dienstes sind, so ist es sehr begreiflich, daß diese unzureichende Gattung von Stabsoffizieren unter den gegenwärtigen Verhältnissen nimmer aussterben kann.

Eine verhältnismäßig geringere Zahl sogenannter „junger Offiziere" verspricht ohne Zweifel dagegen eine größere Zahl guter alter Offiziere. Man kürze die Leutnantsjahre, und man wird nicht nötig haben, so viel diensterfahrene Haupt-

leute und Stabsoffiziere als „zu weiterer Beförderung unfähig“ zu beseitigen.

Diesem Gedanken entspricht eine Zusammensetzung des Offizierkorps, wie sie oben vorgeschlagen wurde; eine Zusammensetzung, in welcher sich die Leutnants zu den Hauptleuten der Zahl nach verhalten, wie 80 : 24, so daß auf ca. 3 Leutnants 1 Kompagniechefstelle kommt[1]). Bei diesem Verhältnis läßt sich erwarten, daß die Offiziere bereits nach 10—12 jähriger Dienstzeit, also um das 30. Lebensjahr zu einer Kompagnie gelangen werden, in einem Alter, in welchem der Mann auf dem Gipfelpunkt seiner physischen Entwickelung angekommen und zu jenem Grade von geistiger Reife gediehen ist, mit welchem noch die volle Frische jugendlicher Raschheit und tatkräftiger Entschlußfähigkeit verbunden zu sein pflegt; in einem Alter, in welchem die Charaktere sich bilden, in welchem es daher nicht gleichgültig ist, ob das Individuum in einem eigenen Wirkungskreise nach eigenen Entschlüssen zu handeln gewohnt und befähigt oder ob es in amtlicher Unselbständigkeit nach fremden Ansichten und Launen zu verfahren genötigt ist. Es ist wohl keine Frage, daß Kompagniechefs von 40 bis höchstens 42 Jahren, die seit ihrem 30. Lebensjahre zu amtlicher Selbständigkeit gelangt sind, ein viel reichlicheres und viel tüchtigeres Material zu brauchbaren Stabsoffizieren bilden, als unsere jetzigen Hauptleute von ca. 50 Jahren, die bis zu ihrem 40. Jahre in dienstlicher Unmündigkeit gehalten und zu den „jungen Herren“ gerechnet wurden.

Eine größere Anzahl verhältnismäßig junger kräftiger Stabsoffiziere, von Männern, die von Jugend auf gewohnt

[1]) Bisher, wo dies Verhältnis in einem Infanterieregiment sich gestaltet wie 58 : 12, kommt erst auf ca. 5 Leutnants- 1 Kompagniechefsstelle.

sind, frisch zu handeln und unter eigener Verantwortlichkeit zu befehlen, ergibt aber auch von selbst ein reichlicheres und besseres Material zur Auswahl für die Ergänzung der Generalität, wenngleich — beiläufig bemerkt — eine solche Auswahl auch fernerhin als ganz unerläßlich erscheint[1]).

Auf solche Weise scheint daher das vorgetragene Projekt in der Tat eine wesentliche Steigerung des inneren Wertes auch des Offizierkorps der Armee zu verheißen, und dies ist nach unserer Meinung einer seiner allerwesentlichsten Vorzüge.

Die Aufzählung dieser letzteren hier zu erschöpfen, dazu liegt indes kein Grund vor, weil das beste, was sich dafür beibringen läßt, bereits gesagt ist. Wenn es nach dem Angeführten keine Gnade findet vor dem prüfenden Blick des erfahreneren Sachkenners, so ist jede weitere Anpreisung eitel.

Schließlich noch einige Bemerkungen über den Zeitpunkt und die Art der eventuellen Ausführung des besprochenen Projekts.

Die vorgeschlagene Verschmelzung der Linie und der bisherigen Landwehr 1. Aufgebots setzt allerdings eine sehr wesentliche Verstärkung der Kadres voraus. Es fragt sich daher zunächst:

> „Soll jene Verschmelzung ausgesetzt bleiben, bis es gelungen, durch die Erziehung einer größeren Zahl von Offizieren und Unteroffizieren die erforderliche Verstärkung der Kadres zu bewirken?"

---

[1]) Das Avancement lediglich nach der Tour nimmt auf die natürliche Verschiedenheit in der körperlichen und geistigen Begabung der Menschen keine Rücksicht, kann folglich, wie es der Zufall fügt, auch einmal lauter Mittelmäßigkeiten auf die hervorragendsten Plätze bringen.

Diese Frage muß verneint werden. Die Notwendigkeit, sobald als möglich zu dem neuen System überzugehen und damit die Fortdauer der zahlreichen Gebrechen und ernsten Gefahren des alten, soweit als tunlich, abzukürzen, gehört zu den evidentesten. Ausführbar erscheint dies ohne Zweifel auch vor dem Zeitpunkt, in welchem einst die zur vollständigen Erfüllung der neuen Etats erforderliche Zahl von Offizieren und Unteroffizieren erzogen und herangebildet worden ist. Für Friedensverhältnisse reicht die vorhandene Zahl von Linien- und Landwehroffizieren aus, und für inzwischen etwa eintretende kriegerische Zustände würden wir in betreff der Offiziere nicht schlimmer daran sein, als bisher. Bedenklicher scheint die Unteroffizierfrage, weil uns deren für die neuen Kadres, abgesehen von den jetzt vorhandenen Manquements, augenblicklich etwa 26 per Bataillon fehlen würden. Verteilt man indeß diesen Ausfall auf 8 Kompagnien, so erscheint er nicht so erheblich, daß man es, bei einer Kopfstärke von 106 Mann per Kompagnie, nicht auch mit zehn Unteroffizieren versuchen sollte, wenn andre wesentliche Gründe für den baldigen Übergang zu dem neuen System sprechen, wie es in der Tat der Fall ist.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Berlin S. 42,** Ritterstraße 85

Kriegsminister von Roon als Redner

Politisch und militärisch erläutert

von

Waldemar Graf Roon

Generalleutnant und Mitglied des Herrenhauses

3 Bände geheftet 6 Mk. In 3 Leinwandbänden 10 Mk. In 3 Halbfranzbänden 13 Mk.

Diese Bände bringen die sämtlichen parlamentarischen Reden Roon's von 1860—1873, die in den „Denkwürdigkeiten" nicht enthalten sind, und bilden hierdurch eine hochwillkommene Ergänzung zu diesem Werke. Sie sind für jeden Vaterlandsfreund und besonders für den Offizier unentbehrlich, der die Bedeutung der Reorganisation der preußischen Armee unter König Wilhelm I. recht verstehen und die Geschichte der Formierung des norddeutschen und deutschen Heeres genau kennen lernen will.

Die „Militär-Literatur-Zeitung" schreibt darüber:

Es ist zu wünschen, daß sowohl die „Denkwürdigkeiten" wie die „Reden des Feldmarschalls Grafen von Roon" in der Armee recht viel gelesen werden und daß der Geist dieses großen Soldaten im deutschen Heere noch lange lebendig bleibe. — — Die Reden empfehlen sich zum Nachlesen, weil große militärische und politische Gesichtspunkte in musterhafter Form behandelt werden, und viele der besprochenen Fragen heute noch oder wieder aktuell sind."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Berlin S. 42**, Ritterstraße 85

Aus den Papieren der Familie von Schleinitz

Mit einer Vorbemerkung von Fedor von Zobeltitz

Ein starker Band. Geheftet 8 Mk. In Halbfranzband geb. 10 Mk.

I. Teil: Rühle von Lilienstern. — II. Teil: Zum Gedächtnis Kaiser Wilhelm des Großen.

Fedor von Zobeltitz schreibt:

„Und empfehlen kann ich dies Buch mit gutem Gewissen und herzlicher Wärme. Der Verfasser nennt es bescheiden „Aus den Papieren der Familie von Schleinitz". Aber diese persönlichen Erinnerungen, Briefe und Dokumente sind von so großem historischen, literarischen, militärischen und auch kulturgeschichtlichen Interesse, daß es unrecht wäre, sie weiteren Kreisen vorzuenthalten. Ich meine, daß der Autor des Buchs sich ein Verdienst erworben hat, sie der Öffentlichkeit zu übergeben. Ich überschätze die niedergelegten Mitteilungen gewiß nicht; man darf sie nicht an dem Maße der Erinnerungen Bismarck's messen, darf auch da, wo es sich um bedeutungsvolle literarische Andenken handelt, nicht vergessen, daß der Verfasser lediglich ohne Prätensionen jene Dokumente wiedergibt, die auf legalem Wege in seinen Besitz gekommen sind. Daß diese Papiere wichtig genug sind und daß sie sich der Wiederauferstehung lohnen, wird ohne weiteres zugestanden werden müssen."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Berlin S. 42, Ritterstraße 85,** ist erschienen:

Fürst Bismarck und die Parlamentarier

von

Heinrich von Poschinger

3 Bände in eleganten, stilvollen Leinwandbänden nach Originalzeichnung von F. Mettegang, gebunden 12 Mark.

I. Band: Die Tischgespräche des Reichskanzlers. — II. Band: Die Zeit von 1847 — 1879. — III. Band: Die Zeit von 1879 — 1890.

In diesen 3 Bänden ist eine Fülle bisher unbekannten und noch nicht gedruckten Materials über die vaterländische Geschichte einer großen Zeit ausgebreitet. Das Buch übertrifft alle ähnlichen Werke, da die intimsten Quellen für den Verfasser flossen, die er mit Objektivität und historischer Kritik verwertete.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Berlin S. 42, Ritterstraße 85,** ist erschienen:

Bei Fürst Bismarck

Schauspiel in einem Akt

von

Heinrich von Poschinger und Fritz Schik

Preis 50 Pf.

Zum erstenmal wird hier der Versuch gemacht, denen, die nicht das Glück hatten, den ersten Reichskanzler in seiner Häuslichkeit und bei der Arbeit zu sehen, auf dramatischem Wege ein möglichst getreues Bild hiervon zu geben. Die Handlung spielt am 7. April 1877 im Teesalon der Fürstin Bismarck, als ihr Gemahl, der sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, durch das hochherzige „Niemals" des alten Kaisers überrascht wurde. Das Stück schließt sich in Scenerie und Dialog tunlichst der Wirklichkeit an. Die Personen des Fürsten und der Fürstin, des süddeutschen Gesandten und seiner Gemahlin, des aktiven Ministers und Lothar Bucher's sind **mit plastischer Deutlichkeit** wiedergegeben. Alles in allem eine überaus interessante, unterhaltende Lektüre.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

A. Favorke, vorm. Eduard Trewendt's Buchdruckerei, Breslau

170897

HG.B
R776d

Author Roon, Albrecht, Graf von

Title Denkwürdigkeiten aus dem Leben. Vol.2.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU